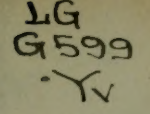





UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY



Zwölftes Capitel.

Die Jahre 1812 und 1813. Goethe's Stellung zu den politischen Bewegungen. Beschäftigungen im ersten Jahresdrittel 1812. Theater. Der Tänzerin Grab. Myron's Kuh. Autographensammlung. Abreise nach Karlsbad. Zweiter Theil der Selbstbiographie. Krankheit. Gedichte im Namen der Karlsbader Bürgerschaft. Aufenthalt in Töplitz. Das Lustspiel „die Wette". Sonett an Bondi. Bekanntschaft mit Beethoven. Heimkehr. Näherer Anschluß an Zelter. Wieland's Tod. Gespräche mit Falk über Unsterblichkeit der Seele und das Dasein Gottes. Beschäftigungen und Arbeiten von der Mitte September 1812 bis Mitte April 1813. Theater. Iffland zu Besuch. Die Cantate „Idylle". Rede zum Andenken Wieland's. Beendigung des zweiten Theils von Wahrheit und Dichtung. Kunststudien. Abreise nach Böhmen. Der dritte Theil von Wahrheit und Dichtung. Ausflug nach Zinnwalde. Außig und Bilin. Gedichte. Die projectirte Oper „der Löwenstuhl". Rückkehr nach Weimar. Kriegsereignisse. Studium des chinesischen Reiches. Epilog zum Essex. Drei Aufsätze. Gespräch mit Luden.

Unsere Erzählung von Goethe's Leben ist bis zu einer Zeit vorgerückt, wo ein neuer Geist die Gauen des Vaterlandes zu durchwehen begann. Unter dem schweren Drucke der Fremdherrschaft hatte sich allmählig das Nationalgefühl gekräftigt und harrte der ersten günstigen Gelegenheit, um in hellen Flammen der Begeisterung hervorzubrechen. Wer unsers Dichters bisheriges Geistesleben aufmerksam verfolgt hat, und dabei sein jetziges Alter in Betracht zieht, wird nicht

zweifelhaft sein, wie dieser sich zu der neuen Zeitströmung verhalten mußte. Er war, wie er sich selbst nannte, „ein Kind des Friedens“, ein Freund ruhiger, stetiger, gesetzmäßiger Entwickelung, ein Gegner tumultuarischer Vorgänge, nicht minder im Staats- und Völkerleben, als bei der Aufstellung geologischer Hypothesen, ein liebevoller Pfleger von Kunst und Wissenschaft, deren zarte Blüthen am Gluthhauch kriegerischer Stürme verdorren; er hatte von seiner Mutter ein weiches Gemüth, das vor Schreckensscenen zurückbebte, von seinem Vater einen entschiedenen Widerwillen gegen Unordnung und Verwirrung geerbt; er bewunderte Napoleon, dem er wenigstens das Verdienst zuerkennen mußte, die Hyder der Revolution gebändigt zu haben, er verehrte und liebte dessen Bruder Ludwig; er hatte ein Grauen vor leidenschaftlichen Bewegungen der großen Masse, die, einmal aufgeregt, in ihren Wirkungen und Folgen unberechenbar sind. Dazu kam das herannahende Greisenalter. Er stand in seinem dreiundsechszigsten Jahre und hatte noch ein unermeßliches Feld friedlicher Thätigkeit vor sich. Mit jedem Jahre hatte sich der Kreis seiner geistigen Interessen erweitert; wie beklommen mußte er sich fühlen, durch neue furchtbare Stürme seine Thätigkeit bedroht zu sehen! Seine Beschäftigungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft, wo die nationalen Schranken verschwinden, seine sich immer mehr entwickelnde Idee einer Weltliteratur bildeten den kosmopolitischen Grundzug seines Wesens immer weiter aus; er erhob sich in dem Maße, wie er sich dem Ziele seines irdischen Daseins näherte, in immer freiere Höhen der Betrachtung, wo für den Nationalhaß keine Stätte ist, gleich

als hätte sich sein Geist zu einer erweiterten Wirksamkeit auf einem höhern Sterne vorbereitet. Wie könnte es uns wundern, wenn er nicht in dem kühnen Befreiungskampf des deutschen Volkes als ein deutscher Tyrtäus geglänzt hat? Hätte er doch auch als Dichter, der immer nur aus unmittelbarer Anschauung und wahrer innerer Gemüthserregung sang, seinem Charakter ganz untreu werden müssen. „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen!" sagte er später einmal zu Eckermann, „das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner; ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen; bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesichte gestanden hätte. — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den cultivirtesten der Erde gehört und der ich einen so großen Theil meiner eigenen Bildung verdankte!"

Und dennoch fehlte es Goethe'n, wie sich auch weiterhin in mannigfachen Andeutungen kund geben wird, nicht an tiefem Gefühl für die Ehre und das Glück des deutschen Vaterlandes. Aeußerte sich dieses Gefühl damals nicht in der Theilnahme an dem allgemein erwachenden Enthusiasmus, so lag die Ursache zum Theil auch in seinem größern politischen Scharf-

und Fernblick. Er wußte sehr wohl, daß mit der Befreiung von Napoleonischer Herrschaft noch nicht die Bedingungen der Freiheit und Größe unseres Vaterlandes erkämpft seien; er wußte, daß die Abschüttelung des französischen Joches uns noch keine würdige Stellung unter den Völkern Europa's verbürge, und blickte mit um so größerer Besorgniß auf den drohenden Osten hin, als von dorther mit der Herrschaft auch die Barbarei über uns kommen würde. „Er sieht nur," schrieb Varnhagen von Ense nach einem Besuche von Goethe im November 1817, „früh und schnell die Dinge, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat Vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen." So werden wir denn in den nächsten Jahren, wo Europa von Waffenlärm erdröhnte, und flammende Begeisterung Jung und Alt in den Kampf trieb, unsern Dichter sich ruhig in dem Kreislauf seiner gewohnten Thätigkeit bewegen sehen, in seinem „Zodiacus", wie er zu sagen pflegte, dessen Hauptgruppen das Theater, die Naturwissenschaft, Kunstforschung, poetische Arbeiten, amtliche Geschäfte, eine sich immer weiter ausdehnende Lectüre und persönlicher oder brieflicher Verkehr mit bedeutenden Männern bildeten.

In den vier ersten Monaten des Jahres 1812, bis zur Abreise nach Karlsbad, scheinen ihn vorzugsweise das Theater, Kunstbetrachtungen und der zweite Theil der Selbstbiographie beschäftigt zu haben. Seine kleine musikalische Anstalt war, wie schon erwähnt ist, unterbrochen, weshalb auch der Briefwechsel mit Zelter eine Zeit lang stockte. Der „concentrirte

Romeo" wurde am 30. Januar, als dem Geburtstage der Herzogin, zum ersten Mal gegeben und später wiederholt. Die Vorbereitung des von Riemer und Einsiedel bearbeiteten Calderon'schen Stückes „Das Leben ein Traum" machte gleichfalls viel zu schaffen. „Unsere Schauspieler," berichtete er darüber an Zelter am 8. April, „haben es bei der Aufführung, und ich mit den technischen Theatergeistern beim Arrangement an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen, wodurch denn ein gutes und dauerhaftes Stück gewonnen worden." Weniger Mühe bereiteten die Körner'schen Stücke Tony, Zriny und Rosamunde, die als Nachklänge von Schiller's dramatischer Poesie von den Schauspielern leicht aufgefaßt und vom Publikum willig aufgenommen wurden. Zu höhern Zwecken wurden Calderon's große Zenobia und der wunderthätige Magus in der Uebersetzung von Gries studirt. Wolff und Riemer machten auch den Versuch, den Egmont, mit Wiederherstellung der Herzogin von Parma, neu zu redigiren, wozu Goethe um so williger seine Zustimmung gab, als die Bühnenredaction von Schiller, der die Rolle der Regentin ganz hatte ausfallen lassen, ihm schon damals etwas grausam erschienen war.*) Ja, jene beiden Freunde entwarfen sogar den Plan, den Faust zur Aufführung zu bringen; und so wurde der Dichter veranlaßt, sich mit dem Stücke nochmals zu beschäftigen, Zwischenscenen zu bedenken, und selbst Decorationen und sonst Erforderliches zu entwerfen. Der Gedanke datirte sich schon aus dem Jahre 1810 her, wo Goethe (am

*) Vergl. Thl. III, 385.

18. November) an Zelter schrieb: „Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den Faust aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich ist. Möchten Sie uns wohl mit einiger Musik beistehen?“ Die Ausführung wurde damals verschoben und gerieth auch jetzt in's Stocken, ja selbst noch im Jahre 1814, wo der Besuch des Fürsten Radziwill und die Production seiner genialischen Composition zum Faust einen neuen Anstoß gab, gelangte man nicht zum Ziele.

Am zweiten Theile der Selbstbiographie ward im ersten Jahresdrittel, mehr „durch Denken und Erinnern gearbeitet“, wie es in einem Briefe an Zelter vom 8. April heißt, als daß viel zu Papier gebracht worden wäre. „Dieser Band,“ fügte Goethe hinzu, „ist seinem Inhalte nicht der günstigste; man muß erst durch ein Thal durch, ehe man wieder eine günstige und fröhliche Höhe erreicht; unterdessen wollen wir doch sehen, wie wir es mit unsern Freunden vergnüglich und erbaulich durchwandern.“ Er deutet damit wohl auf den Anfang des sechsten Buches hin, der die Auflösung des Verhältnisses zu Gretchen erzählt; oder ist die Zeit zwischen dem Aufenthalt zu Leipzig und Straßburg gemeint? Um sich seinen Lebensgang „synchronistisch in dem Gange der Umgebung zu denken“, las er, wie er an Knebel den 25. März berichtete, mancherlei alte und neue Schriften. In den letzten Tagen hatte er mit lebhaftem Interesse die Briefe der Madame du Defant und die Memoiren von St. Simon gelesen und sich nun auch an Chateaubriand's Génie du Christianisme gemacht. „Das Verhältniß zu diesen Werken,“ fügte er hinzu,

„ist mir lebhafter und natürlicher geworden durch interessante Unterredungen mit dem Baron de St. Aignan*) und dem General Sebastiani. Es ist ganz was Anderes, wenn man solche Werke aus dem Gesichtspunkte vorzüglicher Männer von derselben Nation betrachtet, als wenn man sie nach seinem eigenen Maßstabe mit noch so vieler Billigkeit mißt."

Aus den Kunstbetrachtungen, die er mit seinem Freunde Meyer eifrig fortsetzte, gingen zwei interessante Aufsätze hervor: „Der Tänzerin Grab" und „Myron's Kuh", deren letzterer jedoch erst im Spätherbst (den 20. November) abgeschlossen wurde. Der erstere wurde durch ein Programm von Sickler über ein neuentdecktes griechisches Grabmal bei Cumä**) veranlaßt. Er schrieb darüber an Meyer am 29. April: „Sollten Sie das Programm noch nicht gesehen haben, so gibt Beiliegendes davon eine vorläufige Nachricht. Der Fund ist merkwürdig; aber mit was für einer antiquarischen Wortmenge deckt ihn der Herausgeber gleich wieder zu und verscharrt ihn vor dem Sinn, während er ihn den Augen darlegt! Ich weiß nicht, ob ich wohl gethan habe, aber ich könnte mich nicht enthalten, eine natürliche Ansicht dieser schönen Kunstwerke zu eröffnen, und Beikommendes***) ist ein

*) Seit dem 9. Februar bevollmächtiger Minister an den herzogl. sächsischen Höfen; vergl. Goethe's Briefwechsel mit Reinhard, S. 125, 127.

**) S. Vulpius Curiositäten Bd. II, Stück I, wo es beschrieben und abgebildet ist.

***) „Der Tänzerin Grab", s. Goethe's Werke B. 31, S. 390 ff.

Auszug aus einem Brief an Sickler. Leider tritt dieser sonst so brave Mann ganz in die Fußtapfen Böttiger's, wozu denn noch die moderne combinatorische Mystik sich gesellt, wodurch jede Art von Anschauung zu Grunde gerichtet wird." Im Gegensatz nun gegen Sickler's gelehrt-mystische Behandlung des Gegenstandes deutet er in durchaus klarer und präciser Darstellung das entdeckte Grab als das einer vortrefflichen Tänzerin, welche zum Verdruß ihrer Freunde und Bewunderer zu früh abgeschieden. Die drei Bilder des Grabes sieht er cyklisch, als eine Trilogie, an. Im ersten erscheint das Mädchen, die Gäste eines begüterten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzückend; im zweiten, wie sie im Tartarus, in der Region der Verwesung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künste fortsetzt; im dritten, wie sie, dem Scheine nach wiederhergestellt, zur ewigen Schattenseligkeit gelangt ist.

Der Aufsatz „Myron's Kuh"*) entsprang aus dem allgemeinern Gedanken, aus vorliegenden alten Münzen die Vorstellung verlorner Kunstwerke zu ergänzen. Myron's berühmte Kuh von Erz, die noch Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom sah, wird in einer Menge uns erhaltener Epigramme gepriesen. Von diesen ausgehend, sucht Goethe zu zeigen, daß es eine säugende Kuh gewesen sein müsse, und glaubt sie in einer aus dem Alterthum überlieferten Abbildung zu erkennen, die auf den Münzen von Dyrrhachium, in der Hauptsache immer übereinstimmend, sich oft genug wiederholt. Er erörtert die treffliche Composition und legt einen

*) Goethe's Werke, Bd. 31, S. 268 ff.

besondern Nachdruck darauf, daß auch hier sich das Bestreben der Griechen kund gebe, das Menschliche des Thieres hervorzuheben und nicht etwa bloß eine bis zur Verwechslung mit der Natur gesteigerte Natürlichkeit zu erzielen. Schließlich faßt er seine Ansicht gedrängt in folgendes Epigramm zusammen:

Daß du die Herrlichste bist, Admetos Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst,
Alles reißet zum Staunen mich hin, zum Preise des Künstlers —
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Der Aufsatz ist mit besonderer Sorgfalt, ja mit Wärme geschrieben, und zeigt, daß Goethe sich auf den Gedanken etwas zu gut that. Und so wurde denn auch in dergleichen Betrachtungen eifrig fortgefahren und der Versuch gemacht, auf ähnliche Weise den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno und andere bedeutende Bilder in Gedanken wiederherzustellen.

Die Münzsammlung Goethe's, deren hier gedacht wurde, erinnert uns an eine andere Sammlung, bei der er auch oft in sinniger Betrachtung verweilte, und für die gerade jetzt seine Liebhaberei in der Blüthe stand; sie bestand aus Handschriften bedeutender Personen. Zu Anfange des Jahres (den 9. Februar) meldete er darüber an Reinhard: „Die Sammlung ist nun schon so groß, daß man über die Handschriften der Nationen, der Zeiten, so wie der Individuen, welche solche modificiren, Einiges aussprechen kann! und Alles ist zu unserer Zeit noch einmal so viel werth, was uns im Stillen mit vertrauten Freunden zu geistreicher Unterhaltung

dient.“ Aber noch im Laufe dieses Jahres hatte er die Freude, die Masse seiner Autographa durch reiche Sendungen von Reinhard, Jacobi, v. Hammer, Frau von Grotthuß u. A. über Erwarten anwachsen zu sehen;*) und ein erklärendes Verzeichniß, womit Reinhard seine Sendung begleitet hatte, regte ihn an, ein solches über die ganze Sammlung auszudehnen.

Von der Naturbetrachtung war er seit der Herausgabe der Farbenlehre (im J. 1810), wie er selbst sagt, „einigermaßen auf der Hut gewesen.“ Er beobachtete die Wirkung seiner Schrift, wobei er freilich nicht viel Stoff zur Freude fand. Zwischendurch studirte er die Geschichte der Physik, „um das Herankommen dieser höchsten Wissenschaft sich zu vergegenwärtigen;“ denn er war überzeugt, daß man nur durch Aufklärung der Vergangenheit die Gegenwart begreifen könne. Eigener Versuche enthielt er sich; doch bearbeitete Seebeck in seiner Gegenwart den zweiten Newton'schen Versuch, den Goethe in der Polemik nur so viel als nöthig berührt hatte. Zu großer Freude gereichte ihm Ramdohr's Schrift „Von den Verdauungswerkzeugen der Insecten,“ weil er durch sie seine Ansicht über die allmälige Steigerung organischer Wesen bestätigt fand. „Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes“ las er die Schrift von Jordanus Brunus, meinte aber doch später, daß man besser thue, sich unmittelbar an die Natur zu halten, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden vergangener Jahrhunderte herumzuquälen.

Der Monat Mai rief unsern Dichter wieder nach Karlsbad,

---

*) Im nächsten Jahre spendete Knebel bedeutende Beiträge.

und hier war es ihm bis über die Hälfte Juni's hinaus vergönnt, sich in frischer Thätigkeit der Redaction des zweiten Theils seines „biographischen Scherzes", wie er an Reinhard schrieb, zu widmen. Dazwischen wurden die herkömmlichen geologischen Betrachtungen fortgesetzt. Die bei der Erweiterung des Raums um den Neubrunnen aufgeschlossenen Felsarten bestärkten ihn in seinen bisherigen geologischen Vorstellungen. Von interessanten Personen, mit denen er verkehrte, erwähnen wir des Statsraths Langermann aus Berlin, der ihn, wie er an Zelter schrieb, durch manche schöne und lehrreiche Unterhaltung und durch seine eigenthümliche, höchst geregelte Thätigkeit erfreute, seinen Unglauben bekämpfte und seinen Glauben stärkte. Indem er Goethe'n durch den Vortrag Zelter'scher Lieder und seine Erzählungen von der köstlichen Singakademie und der Liedertafel ergötzte, regte er freilich auch die Sehnsucht nach dem entfernten musicalischen Freunde auf.

Dieses glückliche Leben wurde den 26. Juni durch ein plötzliches Wiederauftreten von Goethe's altem Uebel unterbrochen, und der Anfall war so heftig, daß er ein paar Wochen brauchte, um sich nur einigermaßen zu erholen. Glücklicher Weise war es nicht seine Art, durch selbstquälerischen Unmuth das wirkliche Uebel zu vermehren. „Auch in diesem Falle," schrieb er an Zelter, „blieb nichts übrig, als sich so geschwind wie möglich wieder herzustellen und die Reise weiter fortzusetzen. Es ist, als wenn man eine Axe bräche oder ein Leck kriegte." In der Zeit, wo er als Reconvalescent das Haus hüten mußte, in die erste Hälfte Juli's fiel die Ankunft des österreichischen Kaiserpaars und der Kaiserin von Frank=

reich, die er durch ein paar Gedichte im Namen der Karlsbader Bürgerschaft begrüßte. Nach seinen Briefen an Reinhard (vom 14. August und 20. September) zu urtheilen, waren dieser Gedichte Anfangs nur zwei entstanden (an den Kaiser von Oesterreich und die Kaiserin, von Frankreich), wenigstens waren nur diese ins Publicum gedrungen; das dritte, oder vielmehr das erste (an die Kaiserin von Oesterreich) fügte er nicht minder aus innerm Herzensdrange, als um die Trilogie zu ergänzen, hinzu. Alle drei bewegen sich feierlich in Ottave rime, sind aber keine kalt prunkenden Festgedichte, sondern von warmem Gefühl beseelt. Namentlich gilt dies von dem ersten, der von ihm so hochverehrten Kaiserin von Oesterreich gewidmeten, welches an die Gedichte verwandten Inhalts aus dem J. 1810 angeknüpft und so die vorliegende Trilogie mit jener Tetralogie zu einem größern Ganzen verbindet. Wem etwa die hier dargebrachten Huldigungen als erzwungene Begeisterung eines festlichen Gelegenheitsgedichts erscheinen, der möge Goethe's vertraute Herzensergüsse über die Kaiserin in den Briefen an Reinhard vergleichen, worin sich wahrlich kein geringerer Enthusiasmus kund gibt. „Der Begriff," schrieb er am 14. August, „den ich mir von dieser außerordentlichen Dame in dem Zeitraum von vier Wochen vollständig bilden konnte, ist ein reicher Gewinn für's ganze Leben. Ich darf nicht anfangen von ihr zu reden, weil man sonst nicht aufhört; auch sagt man in solchen Fällen eigentlich gar nichts, wenn man nicht Alles sagt, und es ist nichts schwerer, als ein Individuum zu schildern, welches Verdienste in sich hegt, die dem Allgemeinen angehören. Eine solche Erscheinung gegen

das Ende seiner Tage zu erleben, gibt die angenehme Empfindung, als wenn man bei Sonnenaufgang stürbe, und sich noch recht mit innern und äußern Sinnen überzeugte, daß die Natur ewig productiv, bis ins Innerste göttlich lebendig, ihren Typen getreu und keinem Alter unterworfen ist."

In dem zweiten Gedichte, welches die Freude der Bürgerschaft über die Anwesenheit des geliebten Herrschers ausspricht, blickt zugleich des Dichters Sehnsucht nach einem friedlichen Staatsleben, worin Fürst und Bürger treulich zusammenwirken, deutlich genug hervor:

Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürst begünstigt und beschützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüstlich Leben u. s. w.

Auch seine geologischen Ansichten klingen in der vierten Strophe durch, bei Erwähnung der Heilquellen:

Wo heimlich, seit Urjahren unermüdet,
Heilsam Gewässer durch die Klüfte schleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer siedet u. s. w.

Noch deutlicher ist die Friedenssehnsucht in dem Gedichte an die Kaiserin von Frankreich ausgedrückt; und hier zeigt sich, wie Goethe, bei seiner tiefen Abneigung gegen gewaltsame politische Erschütterungen, sich doch mit Napoleons neuem Eroberungszuge auszusöhnen wußte. Er hoffte als Resultat desselben einen endlichen, dauernden Frieden. Wenn alle Staaten Europa's, unter Napoleon's Protectorat, in Einen großen Bundesstaat vereinigt wären, so hatte er der englischen

Seeherrschaft ihre Lebensquellen abgeschnitten, und konnte nun seinen Ehrgeiz nur noch auf die Entwickelung eines frischen und freudigen Lebens in diesem riesigen Staatenverbande richten. So mochte er sich in vertrauten Gesprächen geäußert haben; so deutete Goethe wenigstens am liebsten sein Streben.

Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Band in alle seine Rechte.

Bisher hatte dem Mächtigen Eines noch gefehlt, ein Erbe seiner Macht und Größe; auch dieses Glück ist ihm jetzt in dem Könige von Rom bescheert:

Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Und so begrüßt der Dichter auch die Kaiserin Marie Louise als eine „Vermittlerin nach Götterart", die „den Sohn im Arme, einen neuen, dauernden Verein befördere":

Sie kläre, wenn die Welt im Düstern banget,
Den Himmel auf zu ewigem Sonnenschein!
Uns sei durch sie dies letzte Glück beschieden —
Der Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Goethe's Krankheit hatte ihn in Karlsbad des Glücks einer Zusammenkunft mit der Kaiserin von Oesterreich beraubt. Nach-

dem diese aber am 14. Juli in Töplitz eingetroffen war, wurde auch er durch den Herzog von Weimar dorthin berufen, wo ihm denn, wie er sich in einem Briefe an Reinhard ausdrückt, „in der Nähe der Kaiserin mehr Glück und Gutes widerfuhr, als er verdiente, und welches ganz überschwänglich gewesen wäre, wenn ihn nicht die Sorge, seine Kräfte möchten unzureichend sein, es auszutragen, oft mitten im Genuß an die menschliche Beschränktheit erinnert hätte." Auf einen Wunsch der Kaiserin wurde damals das kleine Lustspiel in einem Acte „Die Wette" improvisirt, weßhalb man nicht einen strengen Maßstab an diese Production legen darf. Die gestellte Aufgabe war: „das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden." Der Auftrag ward ihm, wie Riemer berichtet, den 28. Juli ertheilt; am 29. war das Stück im Kopfe fertig, am 30. wurde es dictirt, am 31. wurden die Rollen ausgeschrieben, und am 5. August fand, nach einigen Lese- und Hauptproben, die Aufführung statt. Die Kaiserin verehrte dem Dichter ein Prachtexemplar der Werke des Abbate Bondi; zur Erwiderung schrieb Goethe das Sonett „An Herrn Abbate Bondi".*) Das in Goethe's Werken ihm zunächst folgende Gedicht „Gräfin O'Donell als Eleonore" wurde damals als Epilog einer dramatischen Vorstellung, wie es scheint, des Tasso, von der Gräfin gesprochen. Ihr, der vertrauten Freundin der Kaiserin, legte der Dichter den Ausdruck seiner eigenen Verehrung in den Mund:

---

*) Goethe's W. Bd. VI, S. 85 f.

Mir ist vergönnt, an Ihr hinaufzuschauen,
Mich zu erquicken an dem frischen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt
Und Frauenwürde ewiglich bestätigt.

Fügen wir nun hinzu, daß in jene Tage, wo Goethe fürstlichen Personen solche Huldigungen darbrachte, sein Bekanntwerden mit Beethoven fällt, so wird Jeder, der Beethovens Charakter kennt, sich sagen müssen, wie wenig diese beiden Männer mit einander zu harmoniren vermochten. Goethe berichtet nach seiner Rückkehr nach Karlsbad über ihn an Zelter: „Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt; allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie dadurch freilich weder für sich, noch für Andere genußreicher macht. Sehr zu entschuldigen ist er hingegen, und sehr zu bedauern, da ihn sein Gehör verläßt, was vielleicht dem musikalischen Theil seines Wesens weniger, als dem geselligen schadet. Er, der ohnehin lakonischer Natur ist, wird es nun doppelt durch diesen Mangel.“ — Von Töplitz aus machte Goethe auch einen Ausflug zum Dr. Stolz in Außig (später Arzt in Töplitz und Weimarischer Medicinalrath) und belehrte sich an dessen trefflichen mineralogischen und geognostischen Sammlungen.

Nachdem er sodann nur noch einige Wochen in Karlsbad eine Nachkur gebraucht hatte, trat er im Amfange Septembers die Heimreise an und verweilte bis zur Mitte des Monats in Jena, um den dortigen Museen, für welche die Erbprinzessin eine angesehene Summe bestimmt hatte, seine Aufmerksamkeit

zu widmen. Am 16. September traf er wieder in Weimar ein.

Wir fassen die nächsten sieben Monate, bis zu seiner abermaligen Abreise nach Böhmen (17. April 1813), als ein kleineres Ganze zusammen, eine für unser Vaterland inhaltsschwere Zeit, worin der gewaltige Umschwung seines Schicksals sich vorbereitete. Die Nachrichten von dem Brande Moskau's und dem grauenvollen Rückzuge der Franzosen, die zuerst als schwankende Gerüchte Deutschland durchflogen, bestätigten sich bald und riefen eine fieberhafte Bewegung hervor. Von der stolzen Armee, die im Juli siegesmuthig den Niemen überschritten hatte, sah man nur elende Reste zurückkehren. In Deutschland, und vor Allem in Preußen begannen die Gemüther auf's tiefste zu gähren. Am letzten Tage des Jahres trennte York sein Corps von den Franzosen, die Russen besetzten Ostpreußen, Stein forderte die Stände zur Bewaffnung auf. Der König von Preußen begab sich nach Breslau, der Kalischer Vertrag wurde unterzeichnet, Mitte März erklärte Preußen den Krieg, und der Aufruf des Königs an das Volk erregte überall die Flammen der Begeisterung. Goethe konnte aus den Ereignissen weder Hoffnung noch Freude schöpfen, ihm schien Napoleons Macht zu fest gegründet. Gewaltsam klammerte er sich an seine friedlichen Beschäftigungen, um auf Augenblicke wenigstens die Stürme der Zeit zu vergessen; er schloß sich inniger an seine Freunde und war milder, als sonst gestimmt. „Wir können uns jetzt alle," schrieb er am 14. November an Reinhard, „als Strandbewohner ansehen und täglich erwarten, daß einer vor unserer Hütten-

thür, wo nicht mit seiner Existenz, doch mit seinen Hoffnungen scheitert. Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice und Selbstvertheidigung ist.“ Sein heftiges Ringen, die Gemüthsheiterkeit bei dem Andrange äußerer Schrecken zu behaupten, konnte ihn oft auf Augenblicke frivol erscheinen lassen. So schrieb er an Reinhard: „daß Moskau verbrannt ist, thut mir gar nichts. Die Weltgeschichte will künftig auch was zu erzählen haben;“ allein er fügte sogleich hinzu: „Wenn wir nun aber auf uns selbst zurückkehren, und Sie in einem so ungeheuern, unübersehbaren Unglück Bruder und Schwester, und ich auch Freunde vermisse, die mir am Herzen liegen, so fühlen wir denn freilich, in welcher Zeit wir leben und wie hoch ernst wir sein müssen, um nach alter Weise heiter sein zu können.“

Die weichere Gemüthsstimmung jener Tage äußerte sich auch bei einem erschütternden Unglück, das seinen Freund Zelter getroffen. „Am 12. November 1812,“ so erzählt Zelter in dem Fragment einer Lebensbeschreibung, „berichtete ich den Tod meines ältesten Sohnes, den Goethe persönlich gekannt, und der sich an dem nämlichen Morgen durch einen Pistolenschuß entleibt hatte. Auf diesen kurzen Brief folgte eine schnelle Antwort, die mich wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete. Da ich denken mußte, daß eine solche Benennung wohl nur momentan aus Menschlichkeit und Antheil eines erschütterten Herzens heraufgesprungen, beantwortete ich diesen Brief, zwar mit der Ergießung einer übervollen Brust, doch mit verdoppelter Ehrfurcht gegen einen von mir auf's Höchste verehrten Mann. Goethe's Briefe

aber folgten in dieser Zeit oft genug auf einander, daß ich denken durfte, an die Stelle eines verlornen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben. . . . Es würde vergebens sein, den vernichtenden Schmerz von einer Seite, und von der andern den mächtigen Trostgewinn darzustellen. Aus der tiefsten Trauer, die auch meinem Leben drohte, fand ich mich erhoben, und entschlossen ergriff ich wieder und allein mein gutes Heft, und ward gerettet."

Nicht minder gab sich jene weiche Stimmung bei Wieland's Tode zu erkennen, welcher den 21. Januar 1813 starb; ja, seine Freude am Leben schien damals im Hinblick auf die Zeitereignisse zu verbleichen. „Ist wohl in diesen Augenblicken," schrieb er an Reinhard, „Jemand zu bedauern, der hinweggehoben wird? Wieland's Abscheiden ließ mich diese Betrachtung machen." In einem andern Briefe an Reinhard heißt es: „Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei Wieland, so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Thun und Wesen recapitulirt; es ist höchst merkwürdig und in Deutschland einzig in seiner Art; die Franzosen haben eher solche Männer aufzuweisen." An dem Tage, wo er dieses schrieb (den 25. Januar), wurde Wieland's Leiche nach Oßmannstedt zur Beerdigung gebracht. Goethe, so tief erschüttert, daß man für seine Gesundheit besorgt war, konnte dem Begräbniß nicht beiwohnen, sandte aber an seiner Stelle den Sohn hin und brachte den Nachmittag in Gesprächen mit Falk zu, die sich

größtentheils auf Wieland bezogen. Er sagte, er habe, um sich der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben, kürzlich wieder den Pervonte zur Hand genommen, und rühmte die Plastik, den Muthwillen dieses Gedichtes als „einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar.“ Er bezeichnete Wieland's Humor als „unvergleichlich und von solcher Ausgelassenheit, daß, wenn er über ihn kam, er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte.“ Von jener bedachtsam mühseligen Technik, welche die besten Ideen und Gefühle durch einen verkünstelten Vortrag zuwidermacht, sei bei ihm keine Spur zu finden; besonders habe er den Reim mit höchster Meisterschaft behandelt. Ursprünglich eine enthusiastische Natur, was aus Wieland's Jugendproductionen zur Genüge sich erkennen lasse, habe er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle gelebt und sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Auf dem Wege der Kritik komme man nun freilich zu keinem Resultate; es sei aber auch Wielanden in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt, als um eine geistreiche Debatte zu thun gewesen. Hierüber dürfe man ihm indeß nicht gram werden; denn gerade diese Unentschiedenheit sei es, welche den Scherz zulässig mache, während der Ernst immer nur Eine Seite umfasse und mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhalte.

Interessanter noch, als diese Bemerkungen, müßte uns ein an demselben Tage mit Falk geführtes, an Wieland's Tod sich anknüpfendes Gespräch über die höchsten wissenschaftlichen Fragen, die F o r t d a u e r n a c h d e m T o d e und das D a s e i n G o t t e s, sein, wenn die Authenticität dieses Gespräches

nach Inhalt und Fassung, völlig zweifellos fest stände. *) Hiernach hegte Goethe die Ueberzeugung, daß von dem Untergange so hoher Seelenkräfte, wie sie sich in Wieland gezeigt, in der Natur niemals die Rede sein könne. Er unterschied aber verschiedene Klassen und Rangordnungen der letzten Urbestandtheile aller Wesen, die er Seelen (weil von ihnen die Beseelung des Ganzen ausgehe) oder noch lieber Monaden nannte; es gebe „Weltmonaden, Weltseelen, wie Ameisenmonaden, Ameisenseelen," die obwohl in ihrer Kraft und Wirksamkeit außerordentlich verschieden, doch im Urwesen verwandt seien. Die niedere Monade werde aber von einer höhern in ihren Kreis hineingerissen und müsse ihr, wenn auch widerwillig, gehorchen. Wenn nun irgend eine regierende Hauptmonas die ihr bisher untergebenen niedern Monaden ihres Dienstes entlasse, so sei dies der Tod, den Goethe demnach als einen selbstständigen Act der Hauptmonas betrachtete. Alle Monaden aber seien von Natur so unverwüstlich, daß sie ihre Thätigkeit selbst im Momente der Auflösung nicht einstellen; jede derselben gehe, wohin sie gehöre, ins Wasser, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne. Was das Schicksal der Hauptmonas anlange, so komme Alles darauf an, wie mächtig die in ihr enthaltene „Intention" sei. Er müsse es seinen Ansichten völlig gemäß finden, wenn er Wielanden einst als einer Weltmonade, als einem Stern erster Größe nach Jahrtausenden wieder begegnete und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte Alles, was ihm nahe käme, erquickte und erheiterte. — Auf die Frage, ob die

*) S. dagegen Riemer I, 23 ff.

Uebergänge in andere Zustände für die Monaden mit Bewußtsein verbunden seien, erwiederte Goethe: „die Intention einer Weltmonas kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooße ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weissagung aussieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zustandes, folglich Gedächtniß ist . . . So im Allgemeinen und historisch aufgefaßt, finde ich in der Fortdauer von Persönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares. Was uns selbst zunächst betrifft, so scheint es fast, als ob die von uns früher durchgegangenen Zustände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wohl ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen." — Als Falk ihn fragte, ob man nicht wohl thue, eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung vorauszusetzen, die sich aller untergeordneten Monaden dieses ganzen Weltalls auf ähnliche Weise, wie unsere Seele sich der ihr untergebenen Monaden, bediene, war die Antwort: „Ich habe gegen diese Vorstellung, als Glauben betrachtet, nichts; nur pflege ich auf Ideen, denen keine sinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausschließenden Werth zu legen . . . Streng genommen, kann ich von Gott doch weiter nichts wissen, als wozu mich der ziemlich beschränkte Gesichtskreis von sinnlichen Wahrnehmungen auf diesem Planeten berechtigt, und das ist in allen Stücken wenig genug. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß durch diese

Beschränkung unserer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken gesetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wissen als Stückwerk besonders auf einem Planeten erscheinen muß, der aus seinem Zusammenhange mit der Sonne herausgerissen, alle und jede Betrachtung unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält ... Versuchen wir von beiden Seiten muthig einzudringen, nur halten wir zugleich die Gränzen streng auseinander! ... Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden." *)

---

*) Wir lassen dahin gestellt, ob nicht Einiges in der Relation des Gespräches als Falkische Zuthat anzusehen sei; so viel ist aber gewiß, daß der wesentliche Inhalt desselben mit Goethe's anderweitigen Aeußerungen über jene Fragen (Brief an Zelter, Nr. 530, Gespräche mit Eckermann I, 120—122, 154, II, 56, 68, 148, 149, 282—284, 289, 295—297, 303, 347, 348 und Morphologie Bd. I, Heft 4, 314) im Ganzen im Einklange steht. An Zelter schrieb er z. B. beim Tode seines Sohnes: „Wirken wir fort, bis wir, vor- oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir

Wir kehren zu Goethe's Arbeiten und Beschäftigungen in der oben von uns abgegränzten Zeit (Mitte Sept. 1812 bis Mitte April 1813) zurück. Das Theater erhielt in dieser Wintersaison einen besondern Glanz durch Iffland's Anwesenheit, der gegen den Jahresschluß in einer Reihe von Stücken auftrat. In den Annalen sind vom 20. Dec. an folgende Vorstellungen aufgezählt: Clementine, Selbstbeherrschung, der Jude, Künstlers Erdenwallen, Don Ranudo, der arme Poet, der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer. Welch' hohen Genuß damals das Weimarische Theater geboten haben muß, läßt sich schon aus der Zahl trefflicher Schauspieler ermessen, die es neben Iffland aufstellen konnte. Goethe nennt selbst unter dem J. 1812 die Schauspieler: Durand, Deny, Graff, Genast, Haide, Lorzing, Malkolmi, Oels, Unzelmann, Wolff, und die Schauspielerinnen: Beck, Eberwein, Engels, Lorzing, Wolff. Ueber Iffland schrieb er am 12. Dec. an Zelter: „Ich freue mich sehr, ihn nach so langer Zeit einmal wieder zu sehen und die große consequente Ausführung zu bewundern, durch die er jede Rolle zu adeln weiß. Es ist wohl eine der seltensten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie noch bei keiner andern Nation stattgefunden, daß der größte Schau-

---

uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr diese zur andern Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen."

spieler sich meistens Rollen aussucht, die ihrem Gehalte nach seiner unwürdig sind, und denen er durch sein Spiel den höchsten augenblicklichen Werth zu verschaffen weiß. Genau betrachtet, hat ein solches Verfahren auf den Geschmack des Volks einen höchst ungünstigen Einfluß; denn, indem man genöthigt wird, unter einer gegebenen Bedingung, dasjenige zu schätzen, was man sonst nicht achtet, so kommt ein Zwiespalt in unser Gefühl, der sich bei der Menge gewöhnlich zu Gunsten des Geringen und Verwerflichen schlichtet, das sich unter dem Schutze des Vortrefflichen eingeschlichen hat, und sich nunmehr als vortrefflich behauptet." Nichts desto weniger verschaffte ihm Iffland's Gegenwart, wie er Zelter'n den 15. Januar berichtete, sehr großen Genuß. Er ergötzte sich ganz rein an seinem Talente, und suchte Alles aufzufassen, *wie* er es gab, ohne sich um das *Was* irgendwie zu bekümmern. Er war zwar auch jetzt noch der Ansicht, daß, wer es mit der Kunst von innen heraus redlich meine, auf den Gegenstand ein großes Gewicht legen müsse; aber er entschuldigte Iffland damit, daß dem vortrefflichen Künstler ein würdiges Substrat gewissermaßen im Wege stehe, weil es ihm die Hände binde und ihm die Freiheit verkümmere, in der er sich als Bildner und Individuum zu ergehen sehne, woher denn auch die Erscheinung zu erklären, daß die Componisten schlechte Texte lieben.

Mit dem Zustande der Oper war Goethe weit weniger zufrieden, als mit dem des recitirenden Schauspiels. „Wir leben hier," heißt es in einem Briefe an Zelter vom 3. Nov. 1812, „mit einem ganz disproportionirten Aufwande auf

Musik doch eigentlich sang- und klanglos. Die Oper mit ihren alten Inventarienstücken, und den für ein kleines Theater zugestutzten und langsam genug producirten Neuigkeiten, kann Niemanden entschädigen." Um so mehr mußte er die Unterbrechung seiner „freiwilligen Hauscapelle" bedauern, die noch immer nicht wieder sich neugestalten wollte, wenn gleich die von Zelter frisch componirten heiligen drei Könige (Epiphanias) auf ihren Tag vorgetragen wurden und ihm einen genußreichen Abend verschafften.

Für die diesmalige Feier des Geburtstages der Herzogin (d. 30. Januar) schrieb er die Cantate „Idylle." *) Hatte er bei der nächstvorigen Cantate „Rinaldo" (aus dem J. 1811) ausnahmsweise einen Gegenstand gewählt, der ohne alle Beziehung zu seinen besondern Verhältnissen war, so konnte er sich jetzt, wo es galt der hochverehrten Herzogin eine Huldigung darzubringen, mit einem so beziehungslosen Stoffe nicht begnügen. Damon in der Idylle ist kein Anderer, als der Dichter selbst, der sich schon seit längerer Zeit vom Hofe mehr entfernt hielt, als man dort gerne sehen mochte. Dies zurückgezogene Leben wünschte er nicht als ein Zeichen minderer Verehrung angesehen zu wissen. Darum heißt es:

Die Liebe sucht die Einsamkeit,
Auch die Verehrung darf sie suchen.

Aber auf das Zureden eines Freundes macht er gern eine Ausnahme von der Regel und mischt sich in den Chor

---

*) S. Goethe's W. Bd. VIII, 395 ff.

der Festfeiernden. Uebrigens ist auch hier, wie im Rinaldo, das poetische Gewebe locker gehalten, um den Musiker nicht zu beschränken, wie schon das Motto andeutet:

> Möge dies der Sänger loben!
> Ihm zu Ehren ward's gewoben.

Auch die Feier des 16. Februars, des Geburtstags der Erbgroßherzogin, forderte Goethe's Theilnahme. Der dichterische Tribut, den er dazu brachte, war unbedeutend;*) dafür trug er aber zur Verherrlichung des Festes durch Erfindung und Arrangirung eines Tableaus (Arkadien) bei. In einer von der Morgensonne beleuchteten Landschaft erhob sich ein Berg mit einem Lorbeerhaine, in welchem Apoll und die Musen gesehen wurden; eine zweite Gruppe bildeten Faunen, die halbversteckt aus dem Gebüsche lauschten; tiefer unten am blumenreichen Flußufer sah man einen Nymphenchor, der zum Tanze bereit schien, und als eine vierte Gruppe, das Ganze schön begränzend, erschienen Flußgötter und Familie; auf dem Strome aber zog ein Paar Schwäne eine große silberne Muschel mit einem Genius, um dessen Haupt in sternenhellen Zügen der Name der gefeierten Fürstin glänzte. Das Goethe'sche Tableau bildete den Schluß einer Reihe von vier Bilderscenen, deren drei erste nach bekannten Gemälden Gerard's und David's gestellt waren.**)

---

*) S. Goethe's W. VI, 48 f.

**) Das ganze Fest ist beschrieben im Märzstück des Modejournals von 1813. Vergl. Briefe von und an Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 93 ff. und G.'s Briefw. mit Knebel II, 79.

Zwei Tage später, den 18. Februar, spendete Goethe einen weit bedeutendern Beitrag zu einer Trauerfeier, welche die Weimarische Loge für ihren heimgegangenen Bruder Wieland beging. Aus Auftrag der Meister hielt er, in Gegenwart des Hofes, seine treffliche „Rede zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland." Nach einer sehr lebendigen Einleitung von blühendem Colorit gibt er zuerst eine flüchtige, doch nicht trockene Uebersicht über den Lebensgang des Hingeschiedenen, und beleuchtet dann seine große Wirkung auf das Publicum, die er aus der Tüchtigkeit und Offenheit seines Wesens ableitet. Wie in dem Gespräche mit Falk hebt er auch hier hervor, daß einem angebornen Enthusiasmus in ihm eine mehr angebildete Mäßigung, ein prüfender Verstand das Gleichgewicht gehalten habe. Kündigte er nun, dem letztern gehorchend, der Platonischen Liebe, der dogmatischen Philosophie, dem religiösen Fanatismus und Allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, den Krieg an, so begann er wieder auf der andern Seite einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit, gegen alle Philisterei, Pedanterei kleinstädtischer Wesen und beschränkter Kritik. Als ein wahrhafter älterer Zwillingsbruder Wieland's in Geist, Witz und Humor wird „Shaftesbury" dargestellt, dem er jedoch an Talent weit überlegen gewesen sei; denn was der Engländer verständig gelehrt und gewünscht, das habe der Deutsche in Versen und Prosa dichterisch und rednerisch darzustellen gewußt. Es wird sodann der glücklichen Behandlung der Feen- und Rittermährchen gedacht und ausführlich das Verdienst gewürdigt, daß sich Wieland als Uebersetzer und durch Annäherung

der antiken Welt an unsere Denkweise erworben. Auch sein Verhalten als politischer Schriftsteller, als Herausgeber des Merkur, so wie sein Benehmen in der Polemik findet rühmliche Anerkennung. Besonders aber spricht sich Goethe mit Wärme über den Charakter des hingeschiedenen Freundes aus und nimmt ihn gegen Verdächtigungen, die man aus seinen Schriften gezogen, sehr glücklich in Schutz. Man fühlt, daß die ganze Rede von einer innigen Zuneigung eingegeben ist, die auch der Darstellung eine besondere Lebendigkeit einflößen mußte.

Was Goethe'n freilich für die rasche und glückliche Lösung der ihm hier gestellten Aufgabe sehr zu Statten kam, war die nun seit ein paar Jahren andauernde Beschäftigung mit der Darstellung seines eigenen Lebens. Bereits gegen Ende Octobers 1812 konnte er den zweiten Theil von Wahrheit und Dichtung an seine Freunde versenden, und bald darauf begann er die Ausarbeitung des dritten. Die Aufnahme jenes Theils war sehr ermunternd für ihn. Reinhard freute sich vor Allem der Behaglichkeit, womit den Lesern die frühere Zeit vergegenwärtigt sei. An Schönheit der Sprache, so wie an Interesse, sei dieser zweite Theil dem ersten gleich, und so weit er bis jetzt die Stimmen des Publikums habe sammeln können, habe sich durch ihn der Verfasser noch größere Liebe und Anhänglichkeit erworben; doch sei ihm persönlich der erste im Totaleindrucke lieber. Goethe antwortete: „Es freut mich sehr, daß Sie auch von meinem zweiten Theile Gutes gehört haben; denn ich bedarf Muth und Lust zum dritten. Jeder Theil, so wie jedes Buch dieses Werkleins

muß einen andern Charakter haben, und so diesen oder jenen Leser verschieden ansprechen. Ich habe dafür zu sorgen, daß ich diesen verschiedenen Eintheilungen jeder das Zugehörige zutheile. Dabei kommt schon Vieles auf gut Glück an; die Effecte hingegen auf die Leser sind noch zufälliger." Zelter meldete als eine besondere Wirkung der Schrift, daß man auch wieder die Bücher lese, welche darin erwähnt seien; so habe er Schlosser's Werke und den Landpriester von Wakefield auf's Neue hervorgesucht. Mit dem Anfange des dritten Theils war Goethe schon in der ersten Hälfte Novembers, während eines Aufenthaltes zu Jena, eifrig beschäftigt. „Hier, mein lieber Professor," *) schrieb er den 10. Nov. an Riemer, „sende ich das eilfte Buch (den Anfang des 3. Thls.) und rühre mich diesmal in Zeiten, damit ich nicht wieder, wie beim vorigen Bande, Ihres Raths und Ihrer freundlichen Theilnahme ermangeln möge. Lassen Sie das Ganze an sich vorübergehen und wenden Sie sodann Ihren Blick auf's Einzelne; lassen Sie es an Asterisken und Obelisken nicht fehlen. Das zwölfte Buch

---

*) Riemer, 1803 als Lehrer von Goethe's Sohn in dessen Haus und Familie eingetreten, war seitdem fortwährend Hausgenosse, Reisegefährte und treuer Gehülfe unsres Dichters in allen wissenschaftlichen Bemühungen und literarischen Arbeiten gewesen. Seit Ostern 1812 als Professor am Weimarischen Gymnasium angestellt, setzte er dennoch, so viel es das Amt gestattete, seine Dienstleistungen fort. Wie bedeutend sein Antheil an der stylistischen Form von Wahrheit und Dichtung gewesen, wird sich weiter unten zeigen.

wird auch bald so weit sein. Habe ich diese Beiden hinter mir, ehe es Frühjahr wird, so bin ich wegen der übrigen geborgen. Meine übrigen Geschäfte und Studien gehen hier recht gut von Statten."

Zu den hier gemeinten „übrigen Studien" gehörten, wie wir aus einem Briefe von gleichem Datum an Meyer sehen, auch die Kunstbetrachtungen. Besonders fand er fortwährend eine große Erheiterung in der Bemühung, Gegenstände alter Kunst in der Weise, wie er mit Myron's Kuh verfahren, „aus übrig gebliebenen historischen Nachrichten, Trümmern, Anlässen und Aehnlichkeiten wieder herzustellen." (Brief an Zelter vom 15. Januar 1813). Den Fortschritt von Meyers Kunstgeschichte begleitete er mit großem Interesse; seine Theilnahme für Philostrat's Gemälde belebte sich auf's Neue, und er studirte Heyne's Arbeiten darüber; deßgleichen suchte er sich die von Statius beschriebene Kolossal-Statue Domitian's zu vergegenwärtigen, zu restauriren und an Ort und Stelle zu setzen, wobei sich die Philologen Riemer und Hand beiräthig erwiesen. Auch ward Visconti's Iconographie grecque wieder vorgenommen. Unterdessen vermehrten sich fortdauernd seine Kunstsammlungen. Zum neuen Jahr war ihm, wie er an Knebel schrieb, ein köstlicher alter Götze in's Haus gekommen, der ihn über alle modernen Legenden-Götter tröste, eine Halbherme von Rosso antico, ein bärtiger Bacchus, wahrscheinlich aus Hadrian's Zeit, bis auf Weniges gut erhalten. Vor Allem war ihm aber die Bereicherung seiner Sammlung päbstlicher Münzen erwünscht, theils wegen Ausfüllung gewisser Lücken, theils weil sie die Einsicht in die

Geschichte der Plastik und der bildenden Kunst überhaupt beförderten.

Während so Goethe den friedlichsten Studien hingegeben war, hatte sich der politische Himmel immer düsterer umwölkt. „Der französische Gesandte," berichtet er selbst lakonisch in den Annalen, „wird in Gotha überrumpelt und entkommt. Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seien unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein." Am 17. April reiste er, mehr auf Zureden der Seinigen und der Freunde, als aus eigenem Entschlusse, nach Töplitz ab, und war noch mit einem preußischen Passe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten, von wo er längere Zeit ohne alle Nachrichten blieb. In Meißen begegnete er einer Compagnie Freiwilliger, unter denen sich Fouqué befand. Dieser erkannte sogleich den Dichter, obwohl er eine Militairmütze tief in's Gesicht gedrückt und sich in einen russischen Generalsmantel mit rothem Kragen verhüllt hatte. Fouqué theilte den Kameraden seine Entdeckung mit, und sagte mit militairischem Anstand an Goethe's Wagen tretend: „Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der Königlich preußischen Feldschaar der schwarzen Jäger auf dem Durschmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschirt ist und Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht." Der Feldwebel, Professor Mackwort aus Berlin, commandirte: „Präsentirt das Gewehr!" und Fouqué rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!" Die ganze Compagnie stimmte mit Hurah-

ruf und Hörnerklang ein. Als hierauf Fouqué den Dichter um seinen Waffensegen bat, nahm dieser den hingereichten Hirschfänger nebst Büchse und sprach, seine Hand darauf legend: „Zieht mit Gott, und alles Gute sei Eurem frischen deutschen Muthe gegönnt," worauf er unter nochmaligem Lebehoch grüßend davon fuhr. In Dresden, wo sich der König von Preußen befand, und russische Einquartirung lag, traf er mit Stein und Arndt zusammen. Er machte auf diese, wie letzterer erzählt, keinen erfreulichen Eindruck, da er sich nicht freudig und hoffnungsvoll' aussprach, sondern beklommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, die Hoffnung auf glücklichere Zeiten äußerte, antwortete er heftig auffahrend: „Ja, schüttelt nur an Euren Ketten! der Mann ist Euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer in's Fleisch ziehen!" Und in der That war zu dieser Besorgniß um so mehr Grund vorhanden, als Oesterreich säumte, seinen Beitritt zum Bunde gegen Napoleon zu erklären. Erst in Töplitz erhielt Goethe in vertrauten Gesprächen vorläufige Andeutungen von einer allgemeinen Verbindung gegen Frankreich.

Ueber die drei ersten Monate seines hiesigen Aufenthaltes erstattete er dem nach Zürich gereisten Freunde Meyer in einem Briefe vom 21. Juli folgenden summarischen Bericht: „Sie sollen gelobt und gepriesen sein wegen des Entschlusses, den Sie gefaßt haben, Ihr Vaterland zu besuchen. Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen

Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt aus Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden. Mir ist es, seitdem ich Sie verlassen, ob mir gleich der Kriegsschauplatz immer zur Seite gewesen, ganz wohl ergangen. Die Wasser thun ihre gute Wirkung, und man kann hier wenigstens einer äußern Ruhe genießen; die innere muß man sich sodann selbst zu erhalten suchen. Ich habe, wie ich es immer zu thun pflege, gleich zu Anfange meines hiesigen Aufenthaltes rasch gearbeitet und hoffe den dritten Band (von Wahrheit und Dichtung) zu Michaelis herauszugeben. John (sein Reisegefährte, seine „adoptive rechte Hand", wie er sechs Tage später an Zelter schrieb) wurde mir krank, und ich mußte mich sehr zusammennehmen, daß mir daraus keine völlige Störung erwuchs. Es ist auch noch so ziemlich ergangen: freilich wäre ich ohne diesen Vorfall schon völlig fertig, und sähe ein paar freie Monate vor mir, die ich aber jetzt nur theilweise genießen kann . . . In der Gegend von Töplitz habe ich mich viel umgesehen und mich gar oft in das anorganische Reich geflüchtet. In Zinnwalde war ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder unter der Erde, und habe mich daselbst an den glücklich entblößten alten Naturwirkungen gar sehr ergötzt, auch schon einige Centner Steine und Mineralien zusammengebracht. Mehrere Männer, die sich in dieser Gegend mit solchen Dingen beschäftigen, habe ich kennen lernen. Nur ist das Wundersame in Böhmen, daß unter Personen, die sich mit einerlei Wissenschaft abgeben, kein Zusammenhang stattfindet, ja nicht einmal eine Bekanntschaft. Dieses Land,

als wahrhaft mittelländisch, von Bergen umgeben, in sich abgeschlossen, führt durchaus den Charakter der Unmitttheilung in sich selbst und nach außen."

Auf einzelnes hier Angedeutete näher eingehend, geben wir zuerst einen Einblick in die große Sorgfalt, die er der stylistischen Abrundung seiner Selbstbiographie widmete, wobei er sich der Hülfe des jetzt leider entfernten Professors Riemer bediente. Am 20. Juni schickte er diesem das eilfte Buch und das zwölfte bis auf den Schluß, und meldete in einer Nachschrift, daß auch die beiden folgenden Bücher schon fertig seien, ja selbst die zweite Hälfte des 15. Buches bereits auf dem Papier stehe. Er hatte in dem Uebersandten Manches mit Bleistift notirt, woran er selbst jedoch keine Aenderung wagte; denn „das Manuscript stehe gerade auf dem Punkte, wo er seine Sachen zu verderben anfange". Riemern dagegen übertrug er völlige Gewalt, nach grammatischen, syntaktischen und rhetorischen Ueberzeugungen zu verfahren, und machte ihn namentlich aufmerksam auf gehäufte Enthymeme und wiederholte Phrasen (wie „Es zog mich an, es hielt mich fest, um so mehr, um so weniger"), auf Rediten, d. h. Wiederholungen derselben Sache, die er zwar zu tilgen gesucht, doch theilweise auch mit Fleiß, um eine Sache von verschiedenen Seiten zu zeigen, hatte stehen lassen, auf „die unglücklichen Auxiliaren aller Art", deren Umwandlung in die Participial-Construction ihm selbst nicht gerathen wolle, auf gehäufte euphonische Zwischenwörter (wie „gerade, ebenso u. s. w."), auf Fremdwörter, deren Verdeutschung er ihm ganz überlasse. Doch meinte er in einem spätern Briefe (vom 30. Juni), es seien eigentlich

geistlose Menschen, welche auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen. „Da sie den Werth eines Ausdrucks nicht zu schätzen wissen," fügte er hinzu, „so finden sie gar leicht ein Surrogat, welches ihnen eben so bedeutend scheint; und in Absicht auf Urtheil haben sie doch etwas zu erwähnen, und an den vorzüglichsten Schriftstellern etwas auszusetzen, wie es Halbkenner von gebildeten Kunstwerken zu thun pflegen, irgend eine Verzeichnung, einen Fehler der Perspective mit Recht oder mit Unrecht rügen, ob sie gleich von den Verdiensten des Werkes nicht das Geringste anzugeben wissen." — Das rasche Fortschreiten der Selbstbiographie ist um so mehr zu bewundern, als sich daran eine ausgebreitete Lectüre anschloß. So las er, um sich die frühere Zeit lebhafter zu vergegenwärtigen, Möser's Phantasien und Klinger's Werke, zog auch aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen von den Jahren 1772 und 1773 die Recensionen aus, die er ganz oder theilweise als sein Eigenthum ansprechen konnte. Mit seinen naturwissenschaftlichen Betrachtungen stand in Zusammenhang die Lectüre englischer didaktischer Gedichte, an denen er sich, wie er Knebel'n meldete,*) in diesem Sommer matt und müde las.

Den Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg hat er uns selbst in einem besondern Aufsatze beschrieben, der sich in seinen Werken unter „Mineralogie und Geologie" eingereiht findet.**) Er fuhr den 10. Juli gegen Abend

*) Briefw. mit Knebel II, 115. Vergl. in G.'s W. über das geognostische Lehrgedicht King Coal's Levee etc. Bd. 40, S. 304 ff.

**) Bd. 40, S. 204 ff.

von Töplitz ab, war um halb 8 Uhr, bei schönem, hellem Abendhimmel, auf der Höhe von Zinnwalde, und suchte dort noch den Steinschneider Mende auf, mit dem er seine Ankunft schon verabredet hatte. Den folgenden Morgen begab er sich mit diesem auf die Grube Vereinigt-Zwitterfeld und fand den Steiger sammt seinen Leuten, über Tage, mit Ausklauben beschäftigt. Er ließ sich alle Vorgänge erklären und die dabei genannten Producte auf den Halden vorzeigen, schlug von jedem ein Musterstück ab und ging dann mit Mende in dessen Haus, wo sich, außer einer kleinen Mineraliensammlung, größere und kleinere Musterstücke von den Produkten des Leitmeritzer Kreises, besonders auf Pseudovulkane bezüglich, befanden. Sodann wanderten sie nach Altenberg, fanden hier aber den Bergmeister nicht zu Hause, der, weil heute gerade das Quartal Crucis eintrat, in der Bergpredigt war. Goethe wohnte der Predigt bei und fand hier die ganze Knappschaft in Putz und Ornat versammelt. Darauf verfügte er sich in Mende's Begleitung nach den Pochwerken, ging von einer Halde zur andern, die mannigfachen Abweichungen desselben Gesteins beobachtend, und war um 1 Uhr wieder in seinem Gasthofe zu Zinnwalde zurück. Abends erhielt er einen Besuch vom Bergamtsassessor Schmidt zu Altenberg, von dem er Nachrichten über das Geschichtliche der Bergwerke und die Geschäftseinrichtungen erhielt. Sonntag den 12. Juli früh um 6 Uhr wurde die Stollenfahrt unternommen, und man fuhr unter den Schacht von Vereinigt-Zwitternfeld, ungefähr 300 Lachtern. Nachdem er dann noch bei dem Steinschneider eine Auswahl der ihm interessantesten

Mineralien getroffen und sie eingepackt hatte, fuhr er nach Tische gegen halb drei Uhr ab und war gegen fünf wieder in Töplitz. „Wenn man das Datum bemerkt,“ so schließt Goethe seine Erzählung, „wie ich den zwölften Juli 1813 von dieser Höhe schied, so wird man verzeihen, daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand flüchtig, ja verstohlen betrachtet. Es war, während des Stillstandes, an welchem das Schicksal einer Welt hing, ein Wagestück nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Gränze von Sachsen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch; um den Mineralienhändler zu besuchen, mußte ich schon Sachsen betreten; Alles, was für mich bedeutend war, lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel zuziehen können. Von sächsischer Seite war jedoch kein Mann zu sehen, Alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die östreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwei Schimmeln über die Gränze führe; der Mauthner hatte auch nichts dagegen einzuwenden; und so kam ich glücklich durch den Weg, den man so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends gelangte ich nach Töplitz, frank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfroh gehofft hatte, mich, für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangenen escortirt, vor den commandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürsten Moritz Liechtenstein, und seine so lieb und werthe Umgebung gebracht zu sehen. Bedenke ich nun, daß diese ruhige Berggegend, die ich in dem vollkom-

mensten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, schon am 27. August von dem fürchterlichsten Rückzuge überschwemmt, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt, ihren Wohlstand auf lange Zeit zerstört sah, so darf ich wohl den Genius segnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöschbaren Anschauen dieser Zustände trieb, die von so langer Zeit her das größte Interesse für mich gehabt hatten."

Minder bedenkliche Ausflüge unternahm er von Töplitz aus nach Außig zu Dr. Stolz, den er auch im vorigen Sommer besucht hatte, und nach Bilin, wo er an Dr. Reuß, Verfasser eines Lehrbuchs über Geognosie und, wie Goethe, Gegner des Vulkanismus, einen kenntnißreichen Führer fand. Unter seiner Leitung gelangte er bis an den Fuß des Biliner Felsens und sah hier auf dem Klingstein in Masse den säulenförmigen unmittelbar aufstehen; auch machte er sich mit den in der Nähe von Bilin befindlichen Granaten, so wie mit deren Sortiren und Behandlung überhaupt, ausführlich bekannt.

Die literarische Ausbeute des diesmaligen Aufenthaltes in Böhmen beschränkte sich nicht auf die Fortsetzung der Selbstbiographie; es entstand dazwischen eine Anzahl von Gedichten, die zum Theil durch den Geist, den sie athmen, einen merkwürdigen Contrast zu der aufgeregten Welt bilden. So legte er einem Briefe an Zelter vom 3. Mai ein Liedchen bei, jetzt unter die geselligen Lieder mit der Ueberschrift „Gewohnt, gethan" aufgenommen, „eine Parodie," wie er schrieb, „auf das elendeste aller deutschen Lieder: Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr." Unser Dichter be-

ginnt dagegen: „Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht!" und die zweite Strophe lautet mit Anspielung auf die Zeitverhältnisse:

> Ich habe geglaubt; nun glaub' ich erst recht!
> Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
> Ich bleibe beim gläubigen Orden.
> So düster es oft und so dunkel es war,
> In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
> Auf einmal ist's lichter geworden.

Und so vergegenwärtigen uns die folgenden Strophen den in seinem böhmischen Asyl tafelnden und trinkenden Dichter, der sich der Blumen möglichst viele in den Lebenskranz zu verflechten sucht. „Wäre das Dichten nicht," schrieb er an Zelter, „eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußern Umständen abhängig ist, so hätten diese Strophen freilich nicht in der jetzigen Zeit entstehen können; und da ich denke, daß Ihr immer einmal wieder tafeln und singen werdet, so sei Euch dieser außerzeitige Scherz gewidmet." Ein ähnlicher Geist athmet in den demselben Jahre angehörigen Liedern „Die Lustigen von Weimar" und „Offene Tafel", die beide unter dem heitersten Friedenshimmel erblüht zu sein scheinen. Das letztere ist auch in der Hinsicht ein ächtes Gesellschaftslied, daß es Variationen und Zusätze leicht gestattet. Dem bekannten Liede „Namen nennen dich nicht" im Metrum nachgebildet ist das Gedicht „Gegenwart"*) („Alles kündigt dich an!"). — Ferner haben wir

*) Bd. I, (Lieder) S. 49.

als Früchte des Töplitzer Aufenthaltes drei Gedichte von der Gattung der Ballade anzusehen; es sind der Todtentanz,*) der getreue Eckart und die wandelnde Glocke. Goethe schrieb darüber schon am 20. Juni an Riemer: „Mich freut sehr, daß meine kleinen Gedichte Ihren Beifall haben, an dem mir sehr viel gelegen ist; denn Sie sehen diesen kurz gebundenen ästhetischen Organisationen auf den Grund, wenn Andere sich allenfalls am Effect erfreuten." Den Stoff zum Todtentanze nahm der Dichter vielleicht aus der lebendigen Volkssage, die ihn in manchen Variationen kennt;**) die Behandlung ist im Ganzen leicht und gefällig, und zugleich von großer Anschaulichkeit. Die dem treuen Eckart zu Grunde liegende Sage wird von Falkenstein in seiner Thüringischen Chronika (Tom. I. Cap. IV. p. 166) erzählt, lebte aber auch in Thüringen im Volksmunde fort. Wie Götzinger richtig bemerkt, ist diese Sage für sich eigentlich kein Gegenstand für die Ballade, weil nur ein äußerliches Wunder, keine eigentliche Handlung vorhanden ist. Indeß hat der Dichter durch

*) Obiges nach Riemer. Nach G.'s Briefw. mit Knebel (II, 101) kam der Todtentanz gegen Ende Oktobers zu Stande.

**) „Zeiller in den Anmerkungen zu Rossets Theatrum tragicum versichert, er habe diese Geschichte zu Eywanschitz in Mähren von glaubwürdigen Bürgern oft erzählen hören, und selbst der Ort sei ihm gezeigt worden. Bei ihm ist's aber kein Todtentanz, sondern ein einzelner Todter, dem die Wächter auf die Drohung, sie alle umzubringen, den Sterbekittel wiedergeben". (Götzinger.)

die abgeleitete gute Lehre, die der Volksdichtung so gut steht, Haltung in das Ganze gebracht. Die wandelnde, oder wie die erste Ueberschrift lautete, die wackelnde Glocke,*) ist ein Beweis von Goethe's oft bewährter Geschicklichkeit, Tagesvorfälle und Anekdoten zu einem Gedichte zu gestalten. Das Ganze beruht, wie Riemer erzählt, auf einem Scherze, den dieser und Goethe's Sohn August vor Jahren mit einem kleinen Knaben zu treiben liebten, welcher Sonntags vor der Kirchzeit sie besuchend, bei beginnendem Geläute, besonders der durchschlagenden großen Glocke, sich etwas zu fürchten schien. Nun machten sie ihm weis, die Glocke steige auch wohl von ihrem Stuhle herab, käme über Markt und Straße hergewackelt, und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draußen blicken ließe, welche wackelnde einbeinige Bewegung der humor- und scherzreiche August mit einem aufgespannten Regenschirme dem Kinde vorbildete. Sie erzählten Goethe'n den Scherz, der daraus weiter nichts zu machen schien, jetzt aber Riemer durch Zusendung des Gedichtes überraschte. Einen gleichen Ursprung hatte die um dieselbe Zeit entstandene Parabel „Pfaffenspiel", worin Goethe „die neupoetischen Katholiken" persiflirt. Riemer hatte ihm den Stoff einst aus seinen Kinderjahren mitgetheilt, ohne die Anwendung, die Goethe davon machen würde, im Geringsten zu ahnen. Ebenfalls zur Gattung der Parabel gehörig und eine Frucht des Jahres 1813 ist das liebliche Gedicht „Gefunden", jetzt

*) S. den Briefwechsel mit Zelter (II, 86), wo das Gedicht das Datum „Töplitz, den 22. Mai 1813" trägt.

unter den Liedern aufgeführt; und zwar stellt es, nach Riemer, Goethe's ganzes Verhältniß zu seiner nunmehrigen Gattin, „seine Entstehung, Begründung und Folge", bildlich dar. Ein in Inhalt und Form ganz verwandtes Gedicht, „Im Vorübergehen" überschrieben, und der Rubrik „Parobolisch" einverleibt, muß wohl als erster, minder gelungener Versuch, denselben Stoff zu gestalten, betrachtet werden. Dann erwähnen wir hier noch das Sonett an die Großfürstin Maria Paulowna (vom 15. März 1813),*) womit unser Dichter eine ihr von Meyer verehrte malerisch geschmückte Brieftasche einweihte.

Goethe beschäftigte sich in diesem Jahre auch mit einem größern poetischen Plane, mit dem Entwurf einer Oper, die er „Löwenstuhl" zu betiteln gedachte. Schäfer nimmt an, daß er darin das Sujet wieder aufgenommen, welches er früher in dem romantischen Epos „die Jagd" hatte behandeln wollen und später als „Novelle" wirklich ausgeführt hat, wogegen Goethe selbst in den Annalen ausdrücklich bemerkt, die Oper habe sich auf die alte Ueberlieferung gegründet, die er nachher der Ballade „Die Kinder sie hören es gerne" zu Grunde gelegt. Die Arbeit gerieth, aus unbekannten Ursachen, in's Stocken und verharrte darin.

So lebhaft auch, wie dieser Ueberblick theilweise zeigt, Goethe's Thätigkeit in Töplitz sein mochte, so entzog er sich doch keineswegs einem heitern geselligen Verkehr. Mit der oben genannten Großfürstin Maria Paulowna verweilte dort

---

*) Bd. VI, 48.

auch die nachherige Königin von Würtemberg, Großfürstin Katharina. Außer ihnen nennt Goethe in den Annalen als bedeutende Personen, die er gesehen: Dr. Kapp, Graf Brühl, General Thielmann, Rittmeister von Schwanefeld und Professor Dittrich vom Gymnasium zu Kommothau. Ohne Zweifel hätte er gerne in diesem Kreise noch länger verkehrt, wenn nicht die aufsteigenden Kriegsgewitter, die auch für Böhmen bedrohlich werden mußten, die Heimreise rathsam gemacht hätten.

Gleich nach der Mitte August's nach Weimar zurückgekehrt, brachte er bald darauf mit dem Herzoge eine ruhige Woche in Ilmenau zu, um dann in Weimar desto bewegtere Monate zu verleben. Nach seiner Weise suchte er seine Gemüthsruhe dadurch zu behaupten, daß er sich gerade auf das Entfernteste warf; er widmete sich einem ernstlichen Studium des Chinesischen Reiches, und beschäftigte sich viel mit geognostischen Betrachtungen, wobei er seine, die Zinnformation betreffende Sammlung sauber ordnete.*) Unterdessen entwickelten sich die kriegerischen Ereignisse immer drohender. Die jüngste französische Garde rückte in Weimar ein; General Travers, den Goethe als Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wurde zu seiner höchsten Verwunderung bei ihm einquartirt. Allmählig bewegte sich die ganze französische Armee nach Sachsen hinein, wo auf den Feldern von Leipzig das Schicksal von Europa entschieden werden sollte. Gerade am Tage der Schlacht dichtete Goethe, der Schauspielerin Wolff zu Liebe, nach vor-

---

*) S. Briefwechsel mit Knebel II, 95.

gängigen sorgfältigen Studien, den Epilog zum Essex. Er selbst sah später etwas Prophetisches in den Versen:

> Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
> Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Zugleich aber möchte wohl in der Schilderung des Herrschers, der „Muth sich fühlt in königlicher Brust" ein Ausdruck der Bewunderung Napoleons zu suchen sein, wie er unter dem Abfall der Freunde seinen ungebeugten Sinn bewahrt. An eben dem Tage fiel Napoleons Brustbild von der Wand herab. Die Gattin des Dichters, eine leidenschaftliche Verehrerin des Helden, warf sich verzweiflungsvoll vor Goethe nieder. Dieser tröstete sie mit den Worten: „Sieh nur her, es ist nichts als der Rand des Bildes gebrochen, dem Helden selbst ist man ja noch nicht zu Leibe gegangen." Später ließ er um den Rand, einen Vers Lukans parodirend, die Worte setzen:

> Scilicet immenso superest ex nomine multum.

Jetzt wälzte sich die zurückschwellende Kriegsfluth rasch gegen Weimar heran. Kosaken schlichen herbei und hoben den französischen Gesandten auf; die Franzosen näherten sich von Apolda und Umpferstedt her, die Verbündeten überfielen vom Ettersberg her die Stadt, die Oesterreicher rückten ein. Am 1. November trat der Herzog von Weimar vom Rheinbunde zurück und schloß sich den Verbündeten an. Goethe mit den Seinigen war über die bedrängnißvollen Tage des Rückzugs der Franzosen glücklich genug hinweggekommen. „Dieses Blatt," schrieb er den 29. October an Zelter, „soll bald in Deine

Hände gelangen, verspricht mir Hr. Prof. Kiesewetter. Er wird Dir sagen, wie es bei uns aussieht, und wie das Ungeheure mit ganz leidlichem Schritte bei uns vorbeigegangen. Ich mit den Meinigen, wir haben uns nicht zu beklagen, ja unser Schicksal gegen das so vieler Andern zu loben." Auch ergab sich für ihn das Erfreuliche, daß ihm manche interessante Besuche durch die Kriegsereignisse zugeführt wurden. Er selbst zählt in den Annalen als bedeutende Personen, die er nach der Leipziger Schlacht in Weimar gesehen, folgende auf: Wilhelm von Humboldt, Graf Metternich, Staatskanzler von Hardenberg, Prinz Paul von Würtemberg, Prinz August von Preußen, Churprinzeß von Hessen, den Chemiker Prof. John und Hofrath Rochlitz. *)

Daß in solchen Tagen an eine frische Productivität nicht zu denken war, braucht kaum erwähnt zu werden. Bei dem Studium des chinesischen Reiches war ihm die Anwesenheit Klaproth's sehr förderlich, „eines eingefleischten Chinesen", wie er an Knebel schrieb, der ihm gar Manches suppliren und bestätigen konnte. Ferner brachte er, um sich „in dieser confusen Zeit zu zerstreuen," seine Kunstsachen, besonders die Kupferstiche in Ordnung, und legte sie nach den Schulen, wobei er sich mit Freude von seinem reichen Besitz überzeugte.

---

*) Zum Theil fallen diese Besuche auf den 24. und 25. Oktober, wo die beiden verbündeten Kaiser mit Marschällen und Diplomaten in Weimar waren. Mit den letztern, deren er einige Abends zu Besuch hatte, war Goethe am 30. Oktober an der Hoftafel, mit andern Gästen am 2. und 6. November.

Vielleicht erhielt auch in diesen Tagen ein kleiner Aufsatz „Ruysdael als Dichter“ seinen Abschluß, der durch den diesjährigen Besuch der Dresdener Galerie veranlaßt worden war. Dann erwähnen wir hier, des Zusammenhangs wegen, noch zwei andere in diesem Jahre entstandene Aufsätze: Shakespeare und kein Ende und Doppelbilder des römischen Kalkspaths.

In die allgemeine Begeisterung, die jetzt in Deutschland erwacht war, konnte Goethe nicht einstimmen, ja er widersetzte sich, wie Holtei berichtet, mit aller Gewalt dem Eintritt seines Sohnes unter die Freiwilligen und suchte ihn in anderer Weise zu beschäftigen. Um aber einen nähern Einblick in seine Gesinnungen zu gewähren, nehmen wir zum Schlusse des Capitels Einiges aus einem in den November fallenden Gespräche des Historikers Luden mit Goethe auf.

Luden hatte ihm den Entschluß mitgetheilt, eine zunächst gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtete Zeitschrift, die „Nemesis“, herauszugeben. Goethe sprach sich über eine solche publicistische Thätigkeit unbeifällig aus, und fuhr dann fort: „Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen, Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg=

zukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den alten Völkern,

sondern wenigstens hierin voraussstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Hierauf sich wieder zur Gegenwart zurückwendend, sagte er: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? . . . Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer; wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit! Vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür sehe ich aber Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten, und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann

umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proclamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

Dreizehntes Capitel.

Einleitendes. Das Jahr 1814. Theater. Wiederaufleben der Hauscapelle. Der dritte Theil von Wahrheit und Dichtung erscheint. Besuch des Professors Sartorius. Frühlingsaufenthalt zu Berka. Das Vorspiel „Was wir bringen". Des Epimenides Erwachen. Besuch von Wolf und Zelter. Gedichtsammlung „Willkommen". Rheinreise. Aufenthalt in Wiesbaden. Das Rochusfest. Aufenthalt zu Winkel und Ausflüge ins Rheingau. Aufenthalt in Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Hanau. Rückkehr nach Weimar. Die Redaction der italienischen Reise. Der westöstliche Divan. Sonstige Gedichte des Jahres 1814. Das Jahr 1815. Neue Ausgabe seiner Werke, Redaction der italienischen Reise, der Divan fortgesetzt. Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne. Gedicht zum Jubiläum des Freiherrn von Frankenberg. Theater. Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken. Aufsätze fürs Morgenblatt. Rheinreise. Aufenthalt in Wiesbaden. Ausflüge nach Biberach und ins Lahnthal. Fahrt nach Köln. Reise über Bonn, Coblenz, Mainz, Frankfurt nach Heidelberg. Rückreise nach Weimar. Erstes Heft von Kunst und Alterthum vorbereitet. Kleinere Gedichte.

Wie sehr auch unser Dichter gegen die gewaltigen Zeitereignisse, in die er weder Neigung noch Beruf fühlte, ein-

zugreifen, sich durch friedliche Thätigkeit abzuschließen bemüht war, so konnte doch sein ganzes inneres Leben von ihnen nicht unberührt bleiben. Der frische, freudige Geist, der unser Vaterland in den zwei Jahren durchwehte, die wir für dieses Capitel abgegränzt haben, ergriff auch ihn und übte eine verjüngende Kraft aus. Hatte er sich in den letzten Jahren während der Sommermonate in das böhmische Gebirgsbecken versenkt, wo er in heiterer Geselligkeit mit aristokratischen Kreisen oder stillforschend mit der Natur verkehrte, oder begonnene Arbeiten fortführte, so trieb es ihn jetzt, wie er selbst sagt, „in die freie Welt, besonders ins freie Geburtsland, zu dem er wieder Lust und Antheil fassen konnte," wo mit den Jugenderinnerungen auch Jugendempfindungen aufwachten, wo ein frischeres, regeres Volksleben, kräftig ausgesprochene Theilnahme geistreicher Freunde anregend auf ihn einwirkten, wo deutsche Kunst und Alterthum ihn auf's Neue zu liebevoller Betrachtung aufforderten. Ein neuer, überraschend reicher Liederfrühling begann emporzublühen; ja er ließ sich sogar bestimmen, in einer größern Dichtung, dem Erwachen des Epimenides, die Befreiung des deutschen Vaterlandes zu feiern. Geht man aber näher auf die Gegenstände dieser neubelebten Thätigkeit ein, so erkennt man sogleich, wie sie dennoch ihrem Charakter nach in einem tiefen Gegensatze zu den die Zeit beherrschenden Gefühlen und Bestrebungen stehen. Mitten unter den furchtbarsten Kriegsbewegungen deuten seine kleinern Gedichte auf gesellige Freude. Während „Nord und West und Süd zersplittern, Throne bersten, Reiche zittern," flüchtet er sich in den „reinen Osten" zu innigem und beschau-

lichem Lebensgenuß; während Aller Blicke spannungsvoll auf die Gegenwart und die nächste Zukunft gerichtet sind, verweilt er bei der Kunst vergangener Zeiten, oder wirft sinnende Blicke auf seine eigene Vergangenheit, auf sein Leben in Italien, zurück, oder stellt die Früchte seines bisherigen Lebens für eine neue Ausgabe seiner Werke zusammen. Dem Tribut aber, den er nicht ablehnen konnte der Gegewart zu bringen, dem Epimenides, fehlt es, ungeachtet aller bei der Composition aufgebotenen Kunst, an Frische und Wärme, an rechtem innern Leben.

Zunächst die erste stärkere Hälfte des J. 1814, bis zu Goethe's Abreise nach dem Rheine überblickend, heben wir aus diesem Zeitraume das Theater, die wiederauflebende Hauscapelle, das Erscheinen des dritten Theils von Wahrheit und Dichtung, einen Besuch des Professors Sartorius und einen Frühlingsaufenthalt zu Berka hervor. Das Weimarische Theater stand jetzt ungefähr auf seinem Höhenpunkt; eine Reihe der trefflichsten Schauspieler, durch sorgfältige Didaskalien zu harmonischen Leistungen geübt, versuchte sich an den mannigfaltigsten und schwierigsten Aufgaben. In diesem Sinne wurden denn auch bisweilen Stücke von zweifelhaftem poetischem Werthe, wie die Schuld von Müllner, gewählt, wenn sie nur die Schauspieler zur Entfaltung ihres ganzen Talentes aufforderten. Durch die Lösung solcher Aufgaben vorgebildet, befriedigten sie dann um so vollkommener in den wiederholten Aufführungen anerkannter Meisterwerke wie Romeo und Julie, Egmont, Wallenstein's Lager und Tod. In dem Streben, etwas Neues und zugleich Bedeutendes zu bringen, ward der

Versuch gemacht, die Schauspiele Fouqué's, Arnims und anderer Humoristen bühnengerecht zu gestalten; doch gelang es mit ihnen eben so wenig als mit den frühern Arbeiten Tieck's und Brentano's.

Die Unterbrechung der freiwilligen Hauscapelle, durch welche Goethe'n der Anstoß zu so manchen kleinen Productionen gegeben worden war, hatte er schmerzlich genug empfunden. Um so mehr war er erfreut, am 23. Februar Zeltern melden zu können, daß an ihm seine „kleine Sang- und Klanggesellschaft" nach trauriger Pause wieder auferstanden sei; die Verklärung der Johanna Sebus sei von ihnen als Sacrament der Rettung aus den Fluthen gefeiert worden. „Dieses Anstältchen," fügte er hinzu, „zieht sich durch Zeit und Umstände hindurch, wie Gänge und Klüfte durch die Gebirgsmassen; bald metallhaltig, bearbeitet man sie mit Vortheil, bald ist es aber nur Gangart, die zuletzt selbst so schmal wird und zu verschwinden droht, aber doch immer darauf hindeutet, daß man, beharrlich fortarbeitend, in derselben Richtung wieder etwas Erfreuliches finden werde." Wie es scheint, wollte auch jetzt die Anstalt noch nicht recht gedeihen; denn am 22. April klagte er Zeltern, es gehöre eine besondere Kunst dazu, diesen zusammengeborgten Körper, von dem bald dieses, bald jenes Glied abfalle, beim Leben zu erhalten. Indeß gewährte sie ihm doch Gelegenheit, an den reichen Sendungen, womit ihm sein musikalischer Freund in den ersten vier Monaten des Jahres erfreute, sein Ohr zu ergötzen.

Als Gegengabe sandte er ihm den 7. Mai den dritten

Theil von Wahrheit und Dichtung und meldete zugleich, er werde sich erst noch an dem, was Zelter ihm mitgetheilt, erquicken und dann in die Nähe auf's Land gehen, wo eine Badeanstalt, „wahrscheinlich mehr der Hoffnung, als der Heilung," seit Kurzem errichtet sei. Es war damit Berka gemeint, worüber es in den Annalen unter dem Jahr 1813 heißt: „Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Discussionen Gelegenheit; man versuchte, was man voraussehen konnte, und ließ bewenden, was man nicht hätte beabsichtigen sollen."

Ehe er aber diesen Villegiatur=Plan ausführte, hatte er sich eines sehr interessanten Besuches zu erfreuen, worüber er an Zelter am 22. April berichtete: „Ein besonderes Gute ist mir seit acht Tagen geworden. Professor Sartorius aus Göttingen, ein alter Freund, *) benutzt die zwischen den Deutschen wieder eröffnete Communicationen und besucht mich. Was ist gegenwärtig wünschenswerther, als sich mit einem Manne zu unterhalten, dessen Geschäft es ist, die Kräfte und Verhältnisse der Staaten bis auf den heutigen Tag zu kennen und gegeneinander abzuwägen! Es gewährt die größte Be=

---

*) Vergl. Annalen (G.'s W. Bd. 27, S. 94, 120, 264). Er verweilte abermals vom 25. Juni bis zum 17. Juli in Weimar, im Schlosse wohnend, kehrte dann am 12. Sept. wieder und reiste am 14. nach Wien mit diplomatischen Aufträgen vom Weimarischen Hofe (Schöll zu G.'s Briefen an Frau von Stein, III, 445.)

ruhigung, dieses ungeheure Ganze zu übersehen, und seine Hoffnung wegen zukünftiger Zustände dadurch zu begründen, anstatt daß wir uns sonst in der traurigen Lage befinden, vom Augenblick hingerissen, durch Zeitungen verwirrt und durch Geklatsch gar gestört zu werden, um so mehr als jetzt nicht allein von dem künftigen Schicksal Europa's, sondern von dem der ganzen Welt die Rede sein kann."

Hatten ihm diese Gespräche mit Sartorius oft die Kriegsereignisse vor die Seele gerufen, so konnte er aus Berka den 18. Mai an den aus der Schweiz zurückgekehrten Freund Meyer schreiben: „Hier ist es so still und friedlich, als wenn seit hundert Jahren und hundert Meilen weit kein Kriegsgetümmel existirte. Der Tag ist so lang, daß er manchmal langweilig wird, und dieß, wissen Sie, ist der Erfindung günstig. Und so bin ich denn auch mit dem Plan des kleinen Stücks bis ins Einzelne ziemlich zu Rande. Die Scene der Parzen ist besser geworden, als ich sie mir Anfangs dachte. Den Mechanismus mit dem Weifen und Zwirnen habe ich aufgegeben und etwas ersonnen, das mehr Styl hat und die Sprechenden weniger irrt, ja vielmehr der Handlung günstig ist."

Das zuletzt Gesagte bezieht sich auf das Vorspiel „Was wir bringen", womit im Juli dieses Jahres das Theater zu Halle eröffnet werden sollte. Man hatte gewünscht, daß das Vorspiel zugleich als Todtenfeier für den unlängst gestorbenen Geh. Oberbergrath und Professor Reil zu Halle gelten könnte, dem die dortige Bühne ihr Entstehen verdankte; und Goethe fand sich zur Erfüllung dieses Wunsches um so mehr

bereit, als er mit Reil sehr befreundet gewesen und von ihm früher, im J. 1805, bei einem Anfalle seines herkömmlichen Uebels, mit größter Sorgfalt und Umsicht behandelt worden war. Er bewahrte noch in spätem Alter unter seinen Papieren mit Achtung ein eigenhändiges Gutachten Reil's über seinen Gesundheitszustand. Was den Plan des Stückes anlangt, so knüpft es an jenes gleichnamige aus dem Jahr 1802 an, weßhalb es auch in Goethe's Werken als „Fortsetzung" bezeichnet ist. Diesen Zusammenhang hebt gleich zu Anfange in heiterm Tone Mercur hervor, der überhaupt als Interlocutor und Interpret in dem Stücke fungirt. Dann folgt die oben angedeutete ernstere Parzen-Scene. Zuerst erscheint Klotho, Reil's Leben noch auf der goldnen Spindel tragend; und Mercur muß bekennen, daß es ein treffliches Gespinnst sei:

> Der Faden tüchtig und durchaus sich gleich,
> Voll ächten Werths, an Wundergaben reich
> Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:
> Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
> Des Arztes Kunst und hohe Wissenschaft.

Hierauf kommt Lachesis, und, während sie weift, schildert sie in schönen Stanzen Reil's Leben von der Jugend bis zu seinem Höhenpunkte, wo eben

> Der Fried' entblühte,
> Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht,
> Nach Tagesgluth am milden Abend biete.

Allein schon ist Atropos erschienen und schneidet, ungeachtet Mercurs und Lachesis Bitten, den Lebensfaden entzwei. Zugleich aber zeigt sich des Verewigten Namenszug in einem Sternenkranze, und Atropos feiert sein Andenken in schwungvollen Versen. Damit würde jedoch, nach Goethe's Empfindung, das Vorspiel zu ernst geschlossen haben; und wie er immer gern den Blick vom Tode auf ein schönes Leben zurücklenkte, um

> Durch des Lebens Anblick selbst
> Zum Leben immer kräft'ger sich zu stärken,

so führt er auch hier in drei größern Schlußauftritten erstens die Nymphe der Saale vor, die in munterm Volksliedertone Reil's Garten an der Saale preis't, dann die Schauspielkunst und zuletzt die Oper, durch Personen aus Mozart's Entführung aus dem Serail repräsentirt. Wir bemerken noch, daß, wie mehrmals in der kleinen Dichtung, so besonders in den Schlußscenen, die Freude über die Befreiung des Vaterlandes lebhaft anklingt.

Goethe mußte die Ausarbeitung des Stückes Riemer'n übertragen, da er selbst unerwartet von Iffland ersucht wurde, für das Berliner Theater ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten. Es gehört demnach „Was wir bringen" zu den „geselligen Arbeiten", wie wir deren noch ein Paar im vorliegenden Capitel antreffen werden (die Gedichtsammlung „Willkommen" und das Festspiel zu Iffland's Andenken). Unser Dichter hat mit diesen geselligen Pro-

ductionen ein Beispiel gegeben, das um so eher Nachahmung verdient hätte, als er selbst die Vortheile eines solchen Verfahrens in dem Aufsatz „Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffland's Andenken" sehr klar erörtert hat. Selbstständige dauerhafte Meisterwerke können freilich auf diesem Wege nicht füglich zu Stande kommen; aber für Gelegenheitsdichtungen, deren Gegenstand gegeben ist, sind, wie Goethe sich selbst ausdrückt, „solche gesellige Arbeiten der Stufe, worauf die Cultur unseres Vaterlandes steht, vollkommen angemessen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinstimmend, verbreitet ist, so wie die Gabe sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken." Für das Publikum würde sich daraus der Vortheil ergeben, daß es durch eine größere Anzahl aus dem frischen Leben geschöpfter, wenn auch nur vorübergehend wirkender Produktionen erfreut würde, die sich dazu noch durch größere Mannichfaltigkeit und Fülle hervorthäten; für die producirenden Künstler entspränge der Gewinn, daß sie durch wechselseitige Beurtheilungen ihrer Leistungen, so wie durch die Prüfung dieser Urtheile an der Wirkung aufs Publikum sich belehren und fördern könnten. Leider steht aber, während in Frankreich dergleichen gemeinsame Arbeiten mit Glück versucht werden, bei uns die spröde deutsche Individualität der Sache im Wege. Das ausnahmsweise Gelingen von Goethe's Versuchen war hauptsächlich in seiner entschiedenen Superiorität begründet, der sich Mitarbeiter, wie Riemer, Peucer und Andere, willig unterordneten. Es ist namentlich Riemern in dem vorliegenden Vorspiele in dem Grade gelungen, sich in unsers Dichters Denk-, Empfindungs-

und Ausdrucksweise zu versetzen, daß man nur an wenigen Stellen an die fremde ausführende Hand erinnert wird.

Das Festspiel für Berlin, des Epimenides Erwachen, wurde, wie es scheint, in der zweiten Hälfte des Mai begonnen, und näherte sich vor der Hälfte Juni's schon dem Schlusse. Am 30. Mai gedenkt Goethe in einem Briefe an Meyer der „ungeheuren Last", die er sich mit diesem Unternehmen aufgebürdet, und in einem Briefe an Riemer, Berka den 9. Juni datirt, heißt es: „Ich muß Ihren Beistand nochmals anrufen, denn Epimenides naht sich seinem Erwachen. Das Stück ist so gut wie fertig; aber freilich die letzte Hand anzulegen wage ich kaum allein, ich stehe noch zu nahe daran." Er lud ihn daher zu einem baldigen Besuch ein, sandte aber einstweilen die zweite Abtheilung zur Durchsicht und Interpunktion, in der Hoffnung, bis zu Riemer's Ankunft auch den Anfang fertig zu haben, worauf er dann eine Abschrift des Ganzen zu besorgen und durch eine Estafette an Iffland abzuschicken gedachte. So sehr er sich nun auch beeilt hatte, so gelangte das Stück doch erst im folgenden Jahre am 30. März in Berlin zur Aufführung, weil der Capellmeister Weber in Berlin, dem die Composition übertragen war, wie Zelter berichtete, „niemals Zeit hatte — Zeit zu haben." Mittlerweile hatte aber Freund Zelter schon den Chorgesang Vorwärts! hinan! componirt und in der Singakademie dem Fürsten Blücher von 181 Stimmen so kräftig und energisch vortragen lassen, daß dem Alten die Thränen entliefen. Nach Zelter's Bericht war schon bei der ersten Aufführung am 30. März 1815 die Wirkung des Stückes bedeutend, und am folgenden

Tage, als es in Gegenwart des Hofes wiederholt wurde, „der Beifall wüthend“; doch ist ohne Zweifel bei dieser Meldung, wie so oft, Zelter's persönliche Begeisterung für Goethe in Rechnung zu bringen.

Der Hauptmangel der Dichtung besteht darin, daß sie als eine für den gegenwärtigen Moment und für die Wirkung auf eine große Menge von Zuhörern berechnete Gelegenheitspoesie bei Weitem zu complicirt und undurchsichtig ist. Sie verlangt vom Zuschauer, wie der Dichter selbst an Zelter schrieb, „daß er jeden Augenblick schaue, merke und deute,“ während eine patriotische Festdichtung die großen zeitbewegenden Ideen und Gefühle einfach, kräftig und würdevoll aussprechen und dem Zuhörer veredelt und verklärt zum Bewußtsein bringen sollte. Goethe meinte freilich, es käme Alles darauf an, „daß ein solches Stück ein Dutzendmal hintereinander gegeben würde;“ allein bis auf den heutigen Tag scheinen selbst die Kritiker, die, ungestört von der opernartigen Ausstattung, zur sorgfältigen Betrachtung sich die Zeit genommen, über die Composition weder im Einzelnen noch im Ganzen vollkommen im Klaren zu sein. Als Angelpunkt der Handlung tritt allerdings deutlich genug die Entfesselung von Glauben und Liebe durch die Hoffnung hervor, wodurch der Gedanke versinnbildlicht wird, daß in Zeiten der Unterdrückung, die sogar Glauben und Liebe beugen und entmuthigen, die Hoffnung dereinstiger Befreiung im Stillen fortlebt und zur rechten Zeit Glauben und Liebe zu neuer Thatkraft beseelt. Zelter hatte sogleich nach den zwei ersten Aufführungen jene Stelle als den Kern des Ganzen, als „den geheimen Leib, woran

alle Glieder festgesetzt sind," bezeichnet, und Goethe antwortete darauf: „daß du die Achse, worauf sich mein Stück herumdreht, (doch wie ich hoffe, ohne Knirschen und Knarren) so festgehalten und tief empfunden, freut mich sehr, ob es gleich deiner Natur ganz gemäß ist. Ohne diese furchtbaren Ketten wäre das Ganze eine Albernheit. Daß dieses Exempel an Frauen statuirt wird, macht die Sache läßlicher und zieht sie ins Gebiet der Rührung; doch wollen wir weiter nichts davon reden, sondern die Wirkung den Göttern anheim stellen." Zweifelhaft ist aber schon die Rolle, welche Epimenides in dem Stücke spielt, eine Figur, die keinesfalls als eine unbedeutende angesehen werden kann, da Goethe nach ihr die Dichtung benannt hat. Nach Schäfer *) bildet sie nur den Rahmen des allegorischen Zeitgemäldes, und eben so urtheilt Düntzer, daß der Schlaf und das Erwachen des Epimenides nur zur poetischen Einkleidung dienen, wenn auch der Dichter anfänglich eine Beziehung auf das Erwachen Deutschlands beabsichtigt haben möge. Mir scheint Epimenides eine Collectiv-Maske zu sein, worunter diejenigen hervorragenden Geister stecken, die, als eine aussichtlose Verwirrung und Zerstörung über das Vaterland hereinbrach, sich auf sich selbst zurückzogen; und Goethe hatte gewiß nichts dagegen einzuwenden, wenn man ihn selbst zu diesen zählte. Es ist also nicht sowohl auf den Schlaf des deutschen Volkes im Allgemeinen, als vielmehr auf die gänzliche Zurückgezogenheit mancher der bedeutendsten deutschen Männer hingedeutet, die, wenn sie sich auch nicht

*) Goethe's Leben II, 206.

einer absoluten Unthätigkeit hingaben, doch bezüglich der großen vaterländischen Interessen sich durchaus indifferent verhielten. So liegt auch in den einleitenden Worten der Muse eine Hindeutung auf das Verhalten der deutschen Dichter während der Fremdherrschaft:

> In tiefe Sklaverei lag ich gebunden,
> Und mir gefiel der Starrheit Eigensinn;
> Ein jedes Licht der Freiheit war verschwunden,
> Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn.

Wer denkt nicht namentlich beim zweiten Verse an Goethe selbst?

> Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füssen,
> Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick.

So scheint er auch selbst erstaunt über die Begeisterung und Kraft, die das deutsche Volk gezeigt hatte, momentan wenigstens entschlossen gewesen zu sein, den Interessen desselben eine lebhaftere Theilnahme zu widmen. Auf den Epimenides aber deutet die Muse als auf einen Mann, der früher „der Weisheit unversiegter Quelle und ihrem Schaun sich treulich zugekehrt", nun aber freigesinnt die wunderbarsten Bilder erklären werde. Er hatte von jeher sich der Betrachtung der Natur und Kunst, des Gesetzlichen und Ewigen in Welt- und Menschenleben gewidmet (2. Auftritt), er hatte selbst gewählt zu schauen „was ist", nicht „was sein wird" (3. Auftr.), und so blieb ihm auch das Keimen und stille Wachsen einer zukünftigen bessern Zeit ein Geheimniß, gerade wie unser Dich-

ter die Vorzeichen der nahenden Erhebung des Vaterlandes entweder übersah oder mit ungläubigem Mißtrauen betrachtete. Die Verzweiflung des unter Gräueln der Zerstörung erwachenden Epimenides erinnert lebhaft an die Angst, von der Goethe beim Anblick des gewaltigen Kampfes in den letztvergangenen Jahren ergriffen wurde. Jetzt nach erfochtenem Siege muß er, wie Epimenides, dem deutschen Volke und besonders der herrlichen Jugend (durch den „Jugendfürsten" repräsentirt), die sein Mißtrauen so schön getäuscht hatte, gestehen:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn;
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin.

Freilich weiß er auch hier eine gute Seite aufzufinden; er läßt den Priester sagen:

Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst.

Aus dem Epimenides soll nun ein Vorwärtssinnender werden und diesen Beruf wird er um so unbefangener üben, je freier er sich von den Leidenschaften des Tages erhalten hat. Er bewährt sich aber auch sogleich in seinem neuen Beruf, indem er auf die Uneinigkeit als die gefährlichste Klippe für die Zukunft deutet; mußte doch Zelter schon nach der ersten Aufführung des Stückes berichten, es sei wie „eine prophetische

Vision und zugleich wie eine Probe des Exempels" erschienen. Schließlich mache ich noch auf die unverkennbare Palinodie in den dem Festspiele vorangehenden Versen. („Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten, wer Alles will, will sich vor Allem mächtig u. s. w.") aufmerksam, die an den Schluß des Gedichtes an die Kaiserin von Frankreich aus dem Jahr 1813 anknüpfen:

Wer Alles wollen kann, will auch den Frieden.

Indem ich diese Andeutungen über die Figur des Epimenides nur als Vermuthungen gebe, die mir jedoch einer nähern Prüfung nicht unwerth scheinen, bemerke ich nur noch, daß, nach dem Briefwechsel mit Zelter zu urtheilen, das Stück anfangs eine von der jetzigen etwas abweichende Gestalt gehabt haben muß. Zelter citirt (Nr. 226) eine Scene, die mit der vierten der jetzigen zweiten Abtheilung identisch sein muß, als den „19. Auftritt", woraus zu schließen, daß damals das Stück noch nicht aus zwei Abtheilungen bestanden habe. Dann machte Zelter weiter den Vorschlag, das Lied des Epimenides (II, 6) lieber sprechen zu lassen, da er im ganzen übrigen Stücke nicht singe. „Wie wäre es denn," schrieb er, „wenns hinter der Scene von einigen Altstimmen gesungen und vom Epimenides nur gehört würde. Mich deucht, so wäre es ein gutes Gegenstück zu dem entgegenstehenden Augenbilde, und Epimenides könnte dann schnell einfallen und redend fortfahren." Wir sehen, daß der Dichter auf diesen Gedanken eingegangen ist; denn jetzt ist das Lied („Hast du ein gegründet Haus") einem „unsichtbaren Chore" zugetheilt.

Noch während des Aufenthaltes zu Berka erhielt Goethe einen Besuch von Fr. Aug. Wolf aus Berlin,*) der aber bald seine „Kometenbahn" weiter verfolgte, um sich den Rheingegenden zuzuwenden. Nach Weimar zurückgekehrt, wurde Goethe durch einen Besuch Zelter's erfreut; und nach einer dem Briefwechsel Beider beigelegten Abhandlung Zelter's über die Fuge (datirt „Weimar, den 1. Juli") zu urtheilen, wurde mit ihm über Theorie der Musik eifrig verhandelt. In diese Zeit fällt auch die unter Goethe's Leitung veranstaltete Sammlung einer größern Anzahl von Gedichten verschiedener Verfasser, womit der aus dem glücklichen Feldzuge heimkehrende Fürst begrüßt werden sollte. Diese Sammlung, nachher unter dem Titel „Willkommen" herausgegeben, war eine der geselligen Arbeiten, von denen oben die Rede gewesen. Nicht minder betheiligte sich Goethe bei mancherlei Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen, durch die der Herzog einziehen sollte.**)

Auch Zelter reis'te, noch vor Mitte Juli's, nach den Rheinlanden ab, und nahm zu Wiesbaden für Goethe ein Quartier in Beschlag, so wie er auch von Wolf für ihn dessen Vorrath an Wein und Schwalbacher Wasser übernahm.

---

*) S. Briefe von und an G., herausgeg. von Riemer, S. 206.

**) Da der Herzog erst am 1. Sept. heimkehrte, so kann sich G. an der Verzierung der Straßen wohl nur mit vorgängigem oder mit brieflichem Rath betheiligt haben (Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 446). Ueber die Gedichtsammlung „Willkommen" vergl. G.'s Brief an Knebel vom 9. Juli 1814.

Am 25. Juli folgte ihm Goethe, und fand schon gleich auf der Reise zu frischen Gesangesweisen sich angeregt. Die Gedichte zum Divan „Phänomen" und „Liebliches" (Buch des Sängers) athmen schon ganz die Reiselust. Am 26. keimten neue westöstliche Lieder in reicher Fülle empor. An demselben Tage sah er auf dem Jahrmarkt zu Hühnefeld mit jugendlichem Humor sich unter den Käufern an den Buden und Gerüsten um,

> Zu prüfen, ob er noch etwas wüßte,
> Wie's ihm Lavater, vor alter Zeit,
> Treulich überliefert,

und schlug in dem dadurch hervorgerufenen Gedichte wieder ganz den Ton jenes vor vierzig Jahren geschriebenen „Diner's zu Coblenz" an. In Wiesbaden kam er freilich in Gefahr, sich auf's Neue in die Karlsbader Studien zu vertiefen. Das Kabinet des Oberbergraths Cramer enthielt eine vollständige, systematische Folge der dortigen Mineralien, und außerdem belehrende Prachtstücke aus den Bergwerken des Westerwaldes. Allein Freund Zelter, der bis gegen Anfang Septembers bei ihm blieb, der muntere Sinn des rheinischen Volkes, die herrliche Natur, die ihn umgab und zu den mannigfaltigsten Ausflügen aufforderte, auch wohl die Wiedervergegenwärtigung seiner Jugendzeit zu selbstbiographischen Zwecken, unterstützt durch Anschauung der Localitäten, Alles mußte dazu beitragen, ihn wieder der Menschenwelt zu nähern und ihm jene größere Milde und Schonung zu geben, die er selbst auf dieser Reise gewonnen zu haben bekennt. In Wiesbaden fand

er an dem Hofgerichtsadvocaten Bernhard Hundeshagen einen gefälligen und vielfach gebildeten jungen Mann, der sich besonders mit Landesgeschichte und Antiquitäten, auch mit Botanik beschäftigte und trefflich zeichnete. Als Bibliothekar hatte er sich um Wiesbaden durch Sammlung älterer schätzbarer Bücher und Manuscripte und durch umsichtige Leitung neuer Anschaffungen verdient gemacht; dem größern Publicum war er bereits durch seine Bemühungen um den Palast Friedrich's I. zu Gelnhausen bekannt.

Am 15. August Mittags unternahm Goethe mit seinen Freunden eine Fahrt in's herrliche Rheingau, um am folgenden Tage dem Sanct=Rochus=Fest in der Nähe von Bingen beizuwohnen. Sie übernachteten zu Rüdesheim im Gasthof zur Krone, besahen des folgenden Morgens früh noch eine Sammlung metallischer Erzeugnisse des Westerwaldes und vorzüglicher Minern von Rheinbreitbach, fuhren dann unter Kanonendonner über den von Kähnen und Schiffen wimmelnden Strom und mischten sich unter die bunten Schaaren der Wallfahrenden, die von allen Seiten die Anhöhe hinaufzogen. Man muß die schöne Beschreibung des Festes von Goethe's eigener Hand*) lesen, um den Hauch des Glückes lebhaft zu empfinden, das ihn damals beseligte. Als ob auf dem Schauplatz seines Jugendlebens ihm Jugendkraft und Jugendlust zurückgekehrt seien, trieb sich der Fünfundsechszigjährige scherzend und wohlgemuth unter dem sinnverwirrenden Menschengetümmel umher; und wie damals, so hatte er auch jetzt noch das

*) G.'s W. Bd. 26, S. 197 ff.

offenste Auge und Herz für Natur und Menschenwelt, für Volkssitten und Kunst, nur daß jetzt seine Gesinnung duldsamer, sein Urtheil milder und wohlwollender geworden war. Durch seine Schilderung des Festes zieht sich eine feine und zugleich gutmüthige Ironie, und einzelne Stellen der Erzählung, welche theilweise den Charakter von Wahrheit und Dichtung nicht ganz verläugnen kann, gehören zu den köstlichsten Ausflüssen seines Humors.

Nach Zelter's Abreise verlebte er in der ersten Hälfte des Septembers eine Reihe schöner Tage auf dem Landgut der Familie Brentano, an den Ufern des Rheins zu Winkel. Wie die herrliche Lage des Gebäudes nach allen Seiten die Blicke frei ließ, so konnte man von dort auch auf's Leichteste zu Wagen, Fuß und Schiff auf beiden Rheinufern die interessantesten Punkte erreichen. So wurde am 1. September das zerstörte Kloster Eibingen und das Brömserische Gebäude zu Rüdesheim mit seinen Resten aus dem 16. Jahrhundert besucht, am folgenden Tage das Schloß Vollrath und Schloß Johannisberg, von dessen Altan man mit Einem Blicke die ganze reiche Landschaft von Biberich bis Bingen überschaut, am 3. Sept. der Niederwald mit seiner herrlichen Fernsicht stromaufwärts, am 4. Nieder-Ingelheim mit den Resten eines Palastes Karl's des Großen, am 5. der Rochus-Berg und Ober-Ingelheim; und so wurde auch noch der folgende Tag zu kleinern Ausflügen verwendet. Die Stelle am Rheine, zwischen einem Weidicht, wo Fräulein von Günderode sich selbst das Leben nahm, und die Erzählung der Katastrophe an Ort und Stelle durch nahbetheiligte Personen mochte

manche tiefergreifende Erinnerung aus früherer Zeit in ihm aufwecken.

Sulpiz Boisserée, um die Mitte Septembers von Köln herauf mit einem Briefe Zelter's kommend, worin dieser Goethe'n über seine vergnügliche Rheinreise Bericht erstattete, *) lockte ihn stromaufwärts nach Heidelberg zur Betrachtung der dortigen Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, Eigenthums der Gebrüder Boisserée und Bertram's. Hatte er sich zuletzt dem Anschau'n und Genuß der freien Welt hingegeben, so vertiefte er sich hier liebevoll in das Studium der niederländischen Kunstschule und verfolgte, von der Sammlung unterstützt, in Gedanken das allmälige Entstehen der Schule rückwärts bis zu den ersten Keimen. Zugleich suchte er, nach Rissen und Planen, sich über den Kölner Dom und andere wichtige Gebäude der frühern Zeiten aufzuklären, welches Studium er sodann in Darmstadt fortsetzte. Hier war der Oberbaurath Moller schon seit einigen Jahren für Abbildung altdeutscher Bauwerke thätig gewesen, und arbeitete jetzt auch für das Boisserée'sche Domwerk. Er hatte den neuentdeckten Originalriß des Kölner Doms in Händen und sollte ein Facsimile desselben im Gefolge des Boisserée'schen Werkes herausgeben; gleichzeitig bereitete er für die Geschichte der deutschen Baukunst schöne Beiträge vor, indem er die alten Gebäude seines Bezirks in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier u. s. w. zeichnete und in Kupfer stechen ließ. Den Maler und Kupferstecher Primavesi, durch eigenhändig radirte Land=

*) Briefwechsel zwischen G. und Z. Nr. 214.

schaften bekannt, fand Goethe mit dem Unternehmen beschäftigt, die Rheingegenden, von den Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Großen Genuß gewährte ihm auch der Besuch des Darmstädter Museums, wo er herrliche Statuen in vortrefflichen Gypsabgüssen, Büsten, Basreliefs, Nachbildungen in Kork von den bedeutendern Monumenten Italiens und ältern deutschen Bauwerken, eine zahlreiche Gemäldesammlung, Vasen und Urnen aller Art, Bronzen aller Jahrhunderte und eine Menge anderer Kunstgegenstände bewunderte. Bei der Betrachtung der naturhistorischen Sammlung fand er, unter den Resten der gigantischen Thiere aus der Urzeit, mit Rührung viele Stücke wieder, die einst von seinem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt worden waren.

An der ersten Feier des 18. Octobers nahm Goethe in seiner befreiten Vaterstadt Theil, die er seit dem Jahre 1797 nicht gesehen hatte. Er gewahrte mit freudigem Erstaunen, wie unter dem Drucke so vieler Kriegsjahre die Stadt so planmäßig, heiter und prächtig erweitert worden war, und pries das Andenken des an öffentlicher, freundlicher Stelle ruhenden Senators Guiollet, welcher die Anlagen projectirt und bis an sein Ende ihre Ausführung geleitet hatte. Auch hier bot sich die reichste Gelegenheit zu Kunstgenuß und Belehrung dar. Das von einer Gesellschaft gegründete Museum umfaßte schon eine reiche Sammlung von Kupferstichen und von Gemälden meist oberrheinischer Künstler; doch fehlte es noch an hinreichenden Räumen zu würdiger Aufstellung. Außerdem fand sich eine Reihe von Privat-Kunstsammlungen in den Häusern

der Herren Städel, Dr. Grambs, Brentano, von Gerning und von Bethmann, so wie noch manche einzelne Gemälde hier und da im Privatbesitz zerstreut waren. Allen diesen widmete Goethe eine liebevolle Aufmerksamkeit, und verkehrte zugleich vielfach mit den Künstlern seiner Vaterstadt. Besonders lebhaft interessirte er sich für die Senckenberg'sche Stiftung, aus einem sehr reich ausgestatteten Bürgerhospital, und einer zweiten, in wissenschaftlicher Absicht angelegten Abtheilung bestehend, die eine Bibliothek, ein mineralogisches Cabinet, einen botanischen Garten, ein chemisches Laboratorium und ein anatomisches Theater umfaßte.

Ohne Zweifel hätte er sich am liebsten im Halb-Incognito diesen Genüssen und Studien hingegeben. Aber die Stadt konnte ihren größten Sohn, der noch vor Kurzem in seiner Selbstbiographie ihr einen so schönen Tribut der Dankbarkeit gezollt hatte, nicht ohne ein Zeichen der Theilnahme in ihren Mauern verweilen sehen; und so wurde er denn von der Direction des Frankfurter Theaters feierlichst zu einer Vorstellung seines Tasso eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge eintrat, fand er diese mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt, und wurde von dem überfüllten Hause mit lautem, noch während einer Symphonie von Haydn forthallenden Jubel empfangen. Doch, so wie sich der Vorhang hob, trat eine feierliche Stille ein, und ein von seiner Schülerin Voß gesprochener Prolog begrüßte den ruhmgekrönten Dichter, den Stolz des ganzen deutschen Vaterlandes. Als er das Theater verließ, fand er auf Gängen und Trep-

pen die Zuschauer in dichtgedrängten Reihen aufgestellt, durch die er freundlich grüßend hindurchschritt.

Hatte schon bisher die Rheinreise ihm auch für seine naturwissenschaftlichen Forschungen eine reiche Ausbeute geliefert, so wuchs diese noch bedeutend durch einen Aufenthalt zu Hanau beim Geheimen-Rath Leonhard. Dieser hatte bereits im J. 1807 einen Aufsatz Goethe's über die Karlsbader geognostische Sammlung in seinem Taschenbuch veröffentlicht und war dadurch mit ihm in Correspondenz gekommen. Er besaß ein sehr bedeutendes oryktognostisches und geognostisches Cabinet, das sich durch eine durchaus methodische Anordnung und einen hohen Grad von Vollständigkeit auszeichnete, und dadurch für Goethe doppelt förderlich wurde. Uebrigens bot Hanau auch durch anderweitige naturwissenschaftliche Sammlungen, so wie durch die Zeichenschule des Hofraths Westermayr, die Teppichfabrik von Leisner und Comp., vorzügliche Bijouterie-Fabriken u. s. w. seiner Beobachtungslust reichen Stoff dar.

So waren ihm denn, als er am 27. October wohl und vergnügt nach Weimar zurückkehrte, wie er an Zelter schrieb, „unendliche Schätze des Anschauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias, und von da an rückwärts bis auf unsere Zeiten.“ Er suchte sogleich sich dieses Besitzes zu versichern, indem er eine Schilderung des St. Rochus-Festes schematisirte und seine Rheinreise überhaupt vorläufig beschrieb. Indeß verarbeitete er die letztere Beschreibung später mit der des Aufenthaltes am Rhein im J. 1815 zu einem Ganzen.

Als ihn darauf am 10. December die Sorge für die wissenschaftlichen Anstalten nach Jena rief, zeigte er sich während seines dortigen zehntägigen Aufenthaltes, wie Knebel am folgenden 12. Januar an Fräulein von Bose berichtete, „überaus wohl und theilnehmend, und schien sich überhaupt im letzten Sommer gleichsam verjüngt zu haben.“ In demselben Briefe gedenkt Knebel zweier Arbeiten Goethe's, über die wir zunächst ein Wort zu sagen haben, der italienischen Reise und „einer ungeheuren Anzahl kleiner Gedichte, zum Theil in orientalischem Geschmack, in den er sich ganz hineinstudirt.“

Indem Goethe die Bearbeitung seiner italienischen Reise angriff, ließ er vorläufig eine bedeutende Lücke in seiner Selbstbiographie. Er war hierzu schon entschlossen, als er sich mit dem dritten Theile von Wahrheit und Dichtung beschäftigte. „Ich glaube,“ schrieb er bei Ankündigung von Manuscript zu demselben am 27. Juli 1813 an Riemer, „Sie werden die Wendung billigen, durch die ich im Vorwort einen Abschnitt andeute und eine Pause vorbereite.“ Mit der italienischen Reise finden wir ihn bereits im Frühjahr 1814 beschäftigt. Am 4. Mai kündigte er Zeltern eine Partitur von Christoph Kaiser an und bemerkte dazu: „Er war mit mir in Italien und lebt noch ein abstruses Leben in Zürich, und ich wünsche Dein Urtheil über seine Art und Weise recht ausführlich zu hören. Was ich senden werde, ist die Ouverture und der erste Act von Scherz, List und Rache, das er ganz componirt hat. Ich gedenke sein jetzt, da ich meine italienische Reise bearbeite, und möchte gern über seine Kunst im Klaren sein, wie ich es bin über seine Studien und seinen Charakter.“

Am 27. December meldete er: „Von meiner italienischen Reise habe ich die vorhandenen Tagebücher von Karlsbad bis Rom redigirt. Dieses Büchlein erhält dadurch einen eigenen Charakter, daß Papiere zum Grunde liegen, die im Augenblicke geschrieben sind. Ich hüte mich so wenig als möglich daran zu ändern, ich lösche das Unbedeutende des Tages nur weg, so wie manche Wiederholung; auch läßt sich Vieles, ohne dem Ganzen die Naivetät zu nehmen, besser ordnen und ausführlicher darstellen. Wann es herauskommen kann, weiß ich selbst noch nicht.“ Im nächsten Frühjahr, wo er besonders mit dem Aufenthalt in Rom beschäftigt war, gestand er Zeltern, daß er durch Meyer's Theilnahme, der ihn ankommen und abreisen gesehen, höchlich unterstützt werde. „Hätte ich jene Papiere (Tagebücher, Briefe, und allerlei Notizen) und diesen Freund nicht,“ fügte er hinzu, „so dürft' ich die Arbeit gar nicht unternehmen; denn wie soll man, zur Klarheit gelangt, sich des liebenswürdigen Irrthums erinnern, in welchem man, wie im Nebel, hoffte und suchte, ohne zu wissen, was man erlangen oder finden würde.“ Zum größten Theil ist die Schilderung der Reise aus den zahlreichen Briefen Goethe's an Frau von Stein zusammengestellt, auch empfindet man noch die Innigkeit des zwischen ihnen bestehenden Verhältnisses an vielen einzelnen Stellen durch, wenn gleich die Ausdrücke seiner Zärtlichkeit bei der Redaction gelöscht wurden. Erst in den während des zweiten Aufenthalts zu Rom geschriebenen Briefen, wo Goethe von einem neuen Liebesnetz umsponnen war, nimmt man deutlich eine Aenderung des Tons wahr. Außerdem benutzte er seine Briefe aus Italien an Herder,

Knebel und andere Freunde. Wir heben uns einige weitere Bemerkungen über die Arbeit für die Zeit auf, wo er sie abschloß und den letzten Theil dem Publicum vorlegte.

Mit der andern Arbeit, dem westöstlichen Divan, flocht sich der Dichter noch in seinem Alter einen neuen frischen Zweig in seine Lorbeerkrone, und zugleich dehnte sich damit der Kreis seiner Forschungen über ein neues weiteres Gebiet aus. Nach Soret *) überließ schon im J. 1811 ein Officier Goethe'n ein aus Spanien mitgebrachtes arabisches Manuscript des Korans, wodurch er, zunächst von der Schönheit der Handschrift und der Zeichnung lebhaft angezogen, die erste Anregung zu den orientalischen Studien empfing. Wir erinnern ferner an sein Studium des chinesischen Reichs im J. 1813. Er selbst bekennt in den Annalen, daß er schon vor dem Jahre 1814 „mit den Eigenthümlichkeiten des Ostens nicht ganz fremd gewesen" sei, daß er aber jetzt, insofern es unerläßlich war jene Luft zu athmen, sich zur Sprache, ja selbst zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen gewandt habe. So waren ihm auch schon früher hier und da in Zeitschriften Gedichte von Hafis übersetzt vor Augen gekommen; doch hatte er ihnen im Einzelnen nichts abzugewinnen vermocht. Als aber im J. 1814, wie es in den Annalen heißt, oder schon im Frühling 1813, nach der Angabe im Commentar zum Divan, **) Hafis sämmtliche Gedichte in von Hammer's

*) Soret über Goethe in der Bibliothèque universelle des sciences, belles lettres et arts. 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113—147; 262—288.

**) G.'s W. Bd. 4, S. 320.

Uebersetzung ihm zukamen, fühlte er sich so lebhaft ergriffen, daß er durch eigene Productivität gegen den Eindruck zurückwirken mußte, „weil er sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können.“ — „Alles,“ so erzählt er selbst in den Annalen, „was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vorzüglichen Theil zu nehmen, meiner Lust, Fähigkeit und Willen überlassen war.“ Dem Leser wird hierbei sogleich das einleitende Gedicht einfallen, von dem Schäfer meint, daß es schon in den Tagen, als die verbündeten Armeen über den Rhein zogen, gesungen sein dürfte:

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten;
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chiser's Quell verjüngen.

Er rief, wie er weiter erzählt, die Moallakats wieder hervor, deren er einige gleich nach ihrem Erscheinen übersetzt hatte, sieben arabische Preisgesänge, in Dichterkämpfen gekrönt, vor Mohamets Zeiten entsprungen und in goldenen Buchstaben an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka aufgehängt. Mahomet's Leben von Oelsner, mit dem er sich längst befreundet hatte, wurde gleichfalls auf Neue vorgenommen. Einen

großen Einfluß auf seine jetzigen Studien hatte ferner der Prälat von Diez. Das von ihm herausgegebene Buch des Kabus war Goethe'n zu Händen gekommen, und dankbar für die daraus geschöpfte Belehrung, bot unser Dichter ihm durch einen Reisenden einen verbindlichen Gruß. Diez sandte dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen, worauf Goethe, auf seidenartigem Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldener Blumeneinfassung verzieren ließ und darin die Verse schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sei bergan, es sei hinab vom Thron,
Und wie man Pferde, wie man Menschen handelt,
Das alles lehrt der König seinen Sohn.*)
Wir wissen's nun durch dich, der uns beschenkte;
Jetzt fügest du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete, was du für uns gethan!

So entspann sich ein brieflicher Verkehr, welchen Diez, Goethe's wunderliche Fragen immer gefällig beantwortend, bis an sein Ende (1817) mit fast unleserlicher Hand fortsetzte. Eben so theilnehmend erwies sich der Consistorialrath und Professor der orientalischen Literatur zu Jena Lorsbach, wenn er gleich persönlich kein sonderlicher Freund der orientalischen Poesie war. Durch ihn kam unser Dichter auch mit

---

*) Vergl. den Inhalt des Buches Kabus, G.'s W. Bd. 4, S. 315—319.

Sylvester de Sacy in einige Berührung, der gleichfalls, obwohl er eben so wenig, wie jene Männer, ahnen mochte, was Goethe eigentlich wollte, doch zu seiner Aufklärung gerne behülflich war. Ferner ward der persische Roman Dschami's Medschnun und Leila, ein Musterbild gränzenloser Liebe, den schon im J. 1808 Chezy aus der französischen Uebersetzung übertragen hatte, auf's Neue „dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet"; deßgleichen wurden die Reisebeschreibungen von Pietro della Valle, Tavernier und Chardin, die ihm von früher bekannt waren, abermals durchgelesen; und neben der Hammer'schen Uebersetzung, die ihm „zum Buch der Bücher wurde", gewährten auch dessen Fundgruben manches Kleinod.

Wir sehen mit Erstaunen, wie neben allem dem, was ihn die letzten Jahre hindurch beschäftigte, noch ein so großes und reiches Feld geistiger Interessen sich ihm eröffnet hatte, auf dem er Anfangs, wie es scheint, sogar seinen Freunden verborgen, in bedrohlichen Zeiten eine Zufluchtsstätte fand. Es war aber nicht bloß das Bedürfniß, sich über eine schreckenvolle Gegenwart hinwegzuheben, was ihn die neue Poesie mit solcher Leidenschaft ergreifen ließ; sie stand auch mit seiner Zuneigung zur Contemplation und seiner ganzen damaligen Stimmung im vollkommensten Einklange. „Diese mohamedanische Religion," schrieb er später an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Ueberblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen

zwei Welten schwebend, alles Reale geläutert, sich symbolisch auflösend — was will der Großpapa weiter?" Daher quollen denn auch die westöstlichen Lieder in überraschend reicher Fülle hervor; und, wie es scheint, war schon vor dem Sept. 1814 ein gute Anzahl derselben entstanden; denn von da an bis zum Anfange Novembers war, nach einem Briefe an Zelter vom 31. October, eine für die Poesie unfruchtbare Zeit; erst am 21. November berichtete er dem Freunde: „Mohamed Schems-edden (Hafis) hat sich auch wieder vernehmen lassen"; im December aber hatte er, wie wir oben von Knebel hörten, bereits „eine ungeheure (?) Anzahl" fertig; und dieser Productivität konnte selbst die sonst ihm so verhängnißvolle Zeit der kürzesten Tage keinen Abbruch thun; am 27. Dec. heißt es nämlich in einem Briefe an Zelter: „Hafis hat mich fleißig besucht; und da ist denn Manches entstanden, was dir in der Zukunft liebliche Melodien ablocken soll."

Die weitere Entwicklung des Werkes werden wir gehörigen Ortes verfolgen und bemerken hier nur noch, ehe wir in's J. 1815 übertreten, daß, außer vielen Liedern des Divans, manche andere kleine Gedichte in's Jahr 1814 fallen. Dahin gehören die epigrammatischen Gedichte „Das Parterre spricht" und „Auf den Kauf", *) so wie das unter die geselligen Lieder aufgenommene „Kriegsglück". **) Eckermann erzählt, es sei am 4. Dec. 1823 in Goethe's Tischgesellschaft, worunter sich Zelter befand, das Gespräch auf

*) G.'s W. II, 259 f.

**) Ebendas. I, 108.

dieses Gedicht gekommen. „Zelter," berichtet er, „war unerschöpflich in Anekdoten von blessirten Soldaten und schönen Frauen, welche alle dahin gingen, die Wahrheit des Gedichtes zu beweisen. Goethe selber sagte, er habe nach solchen Realitäten nicht weit zu gehen brauchen, er habe Alles in Weimar persönlich erlebt. Frau von Goethe aber (seine Schwiegertochter) hielt immerwährend ein heiteres Widerspiel, indem sie nicht zugeben wollte, daß die Frauen so wären, als das garstige Gedicht sie schildere." — „Die Weisen und die Leute", oder, wie es zuerst betitelt war „das Gastmahl der Weisen", jetzt den Schluß der Rubrik „Gott und Welt" bildend,*) von dem sich Zelter am 12. November eine Abschrift ausbat, beschloß Goethe einstweilen zu secretiren, weil es, wie er an Zelter schrieb, wenn es bekannt würde, gewisse Individuen sehr tief verletzen müßte; und die Welt sei doch nicht werth, daß man sich, um ihr Spaß zu machen, mit ihr überwerfe. Man sieht, wie sich jetzt beinahe bis zur Aengstlichkeit jene Stimmung gemildert hatte, deren Ausfluß die Xenien waren. Bei der allgemeinen Haltung der Fragen und Antworten in diesem Gedichte begreift man kaum, wie es auf Einzelne verletzend hätte wirken sollen, weßhalb denn auch Riemer vermuthet, daß der Dichter noch seine besondern Gründe zur Geheimhaltung desselben gehabt haben möge. Riemer erhielt von ihm den Auftrag, für die Bescheidgebenden sich nach passenden Namen umzusehen; und da diese nicht aus der Gegenwart genommen werden durften, um nicht anzüglich

---

*) G.'s W. II, 305.

zu werden, so ging er ins Alterthum zurück und nahm dabei keinen Anstand, die verschiedenen ausgewählten Philosophen als gleichzeitig zu betrachten. — Gleich zu Anfange des Jahrs hatte Goethe der Herzogin zu ihrem Geburtstage einige Strophen („Von Osten will das holde Licht") gewidmet, mit Bezugnahme auf die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland, die am 28. Januar sehr festlich in Weimar empfangen worden war. Einem Briefe an Zelter vom 22. April 1814 legte der Dichter das liebliche Gedichtchen „Gleich und Gleich" *) bei, das vielleicht mit dem in der Liedersammlung vorangehenden „Gefunden" die Beziehung auf Goethe's Verhältniß zu Christiane Vulpius gemein hat. Etwas früher (den 23. Februar) fügte er einem Briefe an Zelter „zu lustiger Raumerfüllung ein paar Reimsprüche aus der Tasche des Weltlaufs" bei, die jetzt unter den epigrammatischen Gedichten mit den Ueberschriften „die Jahre" und „das Alter" **) stehen. Auch finden sich schon Ansätze zu den spätern zahmen Xenien. Zwei größere Sammlungen von Reimsprüchen gehören aber, zum größten Theile wenigstens, spätestens dem J. 1814 an, da sie bereits im folgenden Jahre (im 2. Bande der neuen Ausgabe von Goethe's Werken) erschienen; es sind die gereimten Distichen „Gott, Gemüth und Welt" (über fünfzig) und die Sammlung „Sprichwörtlich" (über zweihun-

---

*) G.'s W. I, 20. Die beiden oben genannten Gedichte, die unter den Liedern stehen, ließen sich wohl füglicher unter die Rubrik „Parabolisch" bringen.

**) Ebendas. II, 253.

dert, zwei= und mehrzeilige Reimsprüche). *) In den erstern treten besonders seine naturwissenschaftlichen Ansichten, namentlich die chromatischen, stark hervor; von der zweiten Sammlung heißt es gegen den Schluß:

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen,
Doch, was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Ohne Zweifel waren jetzt auch schon von der dritten Sammlung gnomischer Gedichte, „Sprüche" betitelt, (Goethe's W. III, 36), die aus seinen orientalischen Studien hervorgingen, eine gute Anzahl entstanden; sie wurden jedoch erst später, als Theil des Divans, veröffentlicht.

Ueberblicken wir nun zunächst Goethe's Beschäftigung in den ersten fünfthalb Monaten des J. 1815, bis zur abermaligen Abreise nach dem Rheine, so tritt uns vor Allem die Vorbereitung einer neuen Ausgabe seiner Werke entgegen. Schon am Schlusse des vorigen Jahres (den 27. December) hatte er an Zelter berichtet: „Jetzt bin ich mit der neuen Ausgabe meiner Werke beschäftigt, die mich zu den wunderlichsten Betrachtungen veranlaßt, indem ich genöthigt bin, über die abgeschiedenen und immer auf's Neue spukenden Geister Revue zu halten. Auch wird durch diese mir abgenöthigte Betrachtung die biographische Arbeit (die italienische Reise) sehr erleichtert." Eben so hören wir ihn jetzt am

*) G.'s W. III, 3 ff., 9 ff.

22. Januar melden: „Meine ernstlichste Betrachtung ist jetzt die neueste Ausgabe meiner Lebensspuren, welche man, damit das Kind einen Namen habe, Werke zu nennen pflegt. In den zwei ersten Bänden (die kleinern Gedichte enthaltend) wirst Du Manches finden, das quellenhaft ist; Du wirst es sammeln und auf Deine Mühle leiten.“ Vor seiner Abreise nach dem Rheine hatte er, nach den Annalen, vier Bände an den Verleger gesandt. Am 29. October berichtete er an Zelter, daß die erste Lieferung gedruckt sei, aber von Cotta noch secretirt werde, der mit der Subscriptionsanzeige auf besseres Wetter warte. „Wem will man,“ fügt er hinzu, „auch jetzt zumuthen, sich mit solchen Dingen zu befassen.“

Mit dieser Arbeit Hand in Hand ging die fortgesetzte Redaction seiner italienischen Reise, mit welcher er vor der Abreise nach dem Rheine bis in die Zeit des Aufenthaltes zu Rom gekommen war. Sie gab ihm Veranlassung zu abermaligem Studium Winckelmann's, und zwar in der neuern Meyer-Schulze'schen Ausgabe, in welcher, wie er an Zelter schrieb, „diese Werke einen unglaublichen Werth erlangt haben, indem man sieht, was er geleistet hat, und worin denn das eigentlich besteht, was man nach so vielen Jahren zu berichtigen und ergänzen findet.“

Dazwischen sproßten aber auch Lieder zum Divan in reichlicher Fülle hervor. Im Februar dankte er Knebeln für die ihm zugeschickten „orientalischen Perlen“, die er mit aufgereiht habe; es wurden dadurch die beiden am 7. Februar geschriebenen Gedichte „Befindet sich einer heiter und gut“ (Buch des Unmuths) und „Die Welt ist durchaus lieblich an-

zuschauen“ (Buch Suleika, gegen das Ende) hervorgerufen. Andere Gedichte des Divans gehören dem 17., 22., 23., 25. Februar, dem 10. und 17. März an. Zelter hatte Ende März das Gedicht „Erschaffen und Beleben“ (Buch des Sängers) und bald darauf auch die „Elemente“ (ebendaselbst) componirt und wünschte noch einige Lieder. Goethe antwortete: „Um dir ein neues Gedicht zu schicken, habe ich meinen orientalischen Divan gemustert, dabei aber erst klar eingesehen, wie diese Dichtungsart zur Reflexion hintreibt; denn ich fand darunter nichts Singbares, besonders für die Liedertafel, wofür doch eigentlich zu sorgen ist.“ Ehe er den Brief schloß, sah er den Divan nochmals durch und fand noch eine zweite Ursache, warum sich kein Gedicht daraus zur Mittheilung eigne. „Jedes einzelne Glied nämlich,“ schrieb er, „ist so durchdrungen von dem Sinn des Ganzen, so innig orientalisch, bezieht sich auf Sitten, Gebräuche, Religion, und muß von einem vorhergehenden Gedichte erst exponirt sein, wenn es auf Einbildungskraft oder Gefühl wirken soll. Ich habe selbst noch nicht gewußt, welches wunderliche Ganze ich daraus vorbereitet.“

Auch zu anderweitigen dichterischen Productionen ergab sich in der uns jetzt beschäftigenden Zeit Veranlassung. In der Mitte Decembers des vorigen Jahres war der Fürst von Ligny gestorben, mit dem unser Dichter, wie wir wissen, seit einigen Jahren befreundet war. Im April 1815 ließ Zelter, zum Andenken des verstorbenen Hofmalers Frisch, Mozart's Requiem in der Singakademie aufführen und berichtete darüber umständlich an Goethe. Vielleicht gab ihm dieses die Anre=

gung, auch seinem hingeschiedenen Freunde, als „dem frohsten Manne des Jahrhunderts“ ein Requiem zu weihen, *) freilich ein Requiem von ganz Goethe'schem Charakter. In den ersten Versen, dem Tone nach, an J. G. Jacobi's Litanei auf das Fest aller Seelen anknüpfend, lenkt er, wie in den Gedächtnißreden auf Wieland, auf die Herzogin Amalia, im Vorspiel „Was wir bringen,“ so auch hier alsbald den Blick vom Tode auf das heitere Leben zurück. Es sind seine eigenen Lebensmaximen, die er in der Schilderung des sein Dasein kräftig und freudig genießenden Freundes uns veranschaulicht; um so mehr ist es zu verwundern und zu bedauern, daß die Dichtung ein Fragment geblieben ist.

Erfreulichern Anlaß zu einem Gelegenheitsgedicht gab gleich zu Anfang des Jahres (den 2. Januar) das Jubiläum des Geheimeraths Freiherr von Frankenberg in Gotha, zu dem er, so wie zu dessen Gattin, seit langer Zeit in freundschaftlicher Beziehung stand. **) Die einleitenden Strophen deuten auf den Wiener Congreß mit seinen Zerwürfnissen:

Haben sich die Allgewalten
Endlich schöpferisch entschieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Leider mußte sich der Dichter diese Frage verneinen; und das widrige Satyrspiel, das man auf die erhebende Tragödie

*) G.'s W. VI, 16—20.

**) S. G.'s W. XXVII, 42. 89. Das Gedicht findet sich VI, 36.

des Befreiungkampfes folgen ließ, verleidete ihm aufs Neue die öffentlichen Angelegenheiten, weßhalb er sich denn mit verdoppelter Theilnahme den herkömmlichen Gegenständen seines Interesses hingab.

Zu diesen gehörte in der Wintersaison jedesmal das Theater. Am 30. Januar, dem Geburtstage der Herzogin, wurde Calderon's Zenobia, von Gries übersetzt, gegeben. „Die drei ersten Akte," berichtet Goethe in den Annalen, „geriethen trefflich; die zwei letztern, auf national-conventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte Niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche (mit Calderon'schen Stücken) verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war."

Für den 3. Februar war das Monodram Proserpina, mit Eberwein's Composition bestimmt. „Wir haben diesem Werklein," schrieb Goethe am 23. Januar an Zelter, „noch wunderlich eingeheizt, daß es als Luftballon steigen und zuletzt noch als Feuerwerk zerplatzen kann." Nach der Aufführung berichtete er: „Meine Proserpina habe ich zum Träger von Allem gemacht, was die neuere Zeit an Kunststücken erfunden und begünstigt hat: 1) heroische, landschaftliche Decoration; 2) gesteigerte Recitation und Declamation; 3) Hamiltonisch-Händel'sche Gebärden; 4) Kleiderverwechselung; 5) Mantelspiel und sogar 6) ein Tableau zum Schluß, das Reich des Pluto vorstellend; und das alles begleitet von der Musik, die Du kennst, welche diesem übermäßigen Augenschmaus zu willkommener Würze dient. Es ward mit vielem Beifall aufgenommen, und wird bei Anwesenheit fremder Herrschaften zum

brauchbaren Musterstückchen dienen dessen, was wir vermögen." Wir erlauben uns, den Leser, auf die ausführlichere Besprechung des Monodrams an einer frühern Stelle *) zurückzuweisen.

Zelter's Berichte über den Erfolg des vom 30. März an wiederholt in Berlin aufgeführten Epimenides belebten Goethe's Interesse für das Theater aufs Neue. „Es bedarf nur einiger Anregung," schrieb er ihm kurz vor der Rheinreise, „und ich arbeite wohl wieder eine Zeit lang für die Bühne; und dann ist denn doch Berlin der einzige Ort in Deutschland, für den man etwas zu unternehmen Muth hat." Am Schlusse des Briefes fügte er noch hinzu: „Kannst du nicht selbst kommen, so schreibe mir bald, besonders das Theater betreffend. Ich habe wieder einmal einigen Glauben, es sei möglich, gerade in diesem Zeitpunkte etwas dafür zu wirken; und wenn der auch nur ein halbes Jahr hält, so ist immer inzwischen etwas geschehen. Sind wir doch diesem Glauben und dieser Beharrlichkeit wenigstens das Weimarische Theater schuldig." Für das letztere brachte er noch in den letzten Wochen vor dem Antritt der Rheinreise das schöne Festspiel zu Iffland's und Schiller's Andenken zu Stande. Es wurde in Verbindung mit Peucer ausgeführt und ist demnach den oben besprochenen geselligen Arbeiten beizuzählen. Von den beiden, um das deutsche Theater hochverdienten Männern war der eine (Iffland) am 26. April geboren, der andere am 9. Mai gestorben. So schien es denn nicht unpassend, beider Andenken

*) Thl. II, S. 341—346.

an demselben Tage dramatisch zu erneuern; und am 10. Mai wurde das Fest in folgender Weise gefeiert. Es wurden die für sich ein ziemlich abgerundetes Ganzes bildenden zwei letzten Akte der Hagestolzen, eines in besonderer Gunst stehenden Stückes von Iffland, aufgeführt, und daran schloß sich unmittelbar ein Nachspiel in Versen, *) welches den Ton etwas höher nahm, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die im Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen nochmals zur Sprache und wurden freundlich beschwichtigt, worauf denn zuletzt Mad. Lortzing, als Margaretha, in einem Epilog höhern Styls, die Verdienste Iffland's aussprach. Hierauf ward Schiller's Glocke in ähnlicher Weise, wie bei seiner Gedächtnißfeier im J. 1805, vorgestellt, und nicht bloß die herrliche Dichtung, welche durch die Vertheilung der einzelnen Stellen an die verschiedenen Mitglieder der Theatergesellschaft ein völlig dramatisches Leben gewonnen hatte, sondern auch der mechanische Theil des Stückes that eine vortreffliche Wirkung. „Die ernste Werkstatt," so berichtet Goethe selbst, „der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollte, das Verschwinden desselben in der Form, das Aufdecken von dieser, das Hervorziehen der Glocke, welche sogleich mit Kränzen, die durch alle Hände liefen, geschmückt erschien, das alles zusammen gab dem Auge eine angenehme Unterhaltung. Die Glocke schwebte so hoch, daß die Muse anständig unter ihr hervortreten konnte, worauf denn der bekannte Epilog (zu

---

*) G.'s W. XXXV, 401 ff.

Schiller's Glocke), revidirt und mit verändertem Schlusse *) vorgetragen, und dadurch auch dieser Vorstellung zu dem ewig werthen Verfasser eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Mad. Wolff recitirte diese Schlußrede zur allgemeinsten Bewunderung, so wie Mad. Lortzing in jenem Nachspiel sich den verdientesten Beifall erwarb. Man hatte die Absicht, beide genannte Stücke zwischen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen."

Goethe hatte bei seinen Bestrebungen für das Theater nicht etwa bloß die Bühnen von Weimar und Berlin, sondern das deutsche Theater überhaupt vor Augen. In diesem Sinne erstattete er denn auch gern von dem in Weimar Erstrebten und Geleisteten Bericht in öffentlichen Blättern. So meldete er Zeltern im Mai, er habe, außer einer Nachricht von altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen **) eine Anzeige von Epimenides Erwachen ***) und Mittheilungen, das deutsche Theater betreffend †) ins Morgenblatt gegeben, und kündigte weiterhin einen Aufsatz über Shakespeare a) als Dichter überhaupt betrachtet, b) verglichen mit den

---

*) In dieser spätern Form findet sich das Gedicht in G.'s W. VI, 423 ff.

**) S. G.'s W. XXXI, 209 ff., wo der Aufsatz vom „März 1815" datirt ist. Im Morgenblatt steht er Jahrg. 1815, Nr. 69.

***) Im Morgenblatt 1815, Nr. 75 und 76.

†) In G.'s W. XXXV, 333 ff. Morgenblatt 1815, Nr. 85 und 86.

Alten und Neusten, c) als Theaterdichter angesehen, *) an, ferner Nachrichten über die Feier zu Iffland's und Schiller's Andenken, **) so wie über die Darstellung seiner Proserpina, ***) endlich noch vor Allem einen Aufsatz über Don Ciccio, †) berüchtigt in der italienischen geheimen Literatur durch 365 Schmähsonette, welche ein geistreicher Widersacher auf ihn geschrieben und ein ganzes Jahr hindurch täglich publicirt."

Die Reise in die Rheingegenden unternahm Goethe diesmal, wie er an Zelter schrieb, „mehr aus fremdem Andrang, als aus eigener Bewegung." Er war im März und Anfang April's vier Wochen lang „von dem schrecklichsten Katarrh unter hundert Formen gequält worden" und bedurfte daher einiger Erholung; und da im vorigen Jahre die Rheinreise verjüngend auf ihn eingewirkt hatte, so ist es begreiflich, daß seine Freunde, besonders die Herzogin auf eine Wiederholung drangen. Freilich waren jetzt neue drohende Wolken am politischen Himmel aufgestiegen. Napoleon war am 1. März zu Cannes gelandet und am 20. in Paris ein=

---

*) In G.'s W. XXXV, 367 ff. unter der Ueberschrift „Shakspeare und kein Ende." Die Goethe's Werken angehängte Chronologie setzt die Entstehung des Aufsatzes ins Jahr 1813. Den nächsten Anstoß zu demselben scheint der dritte Theil seiner Selbstbiographie gegeben, wo er zu den ersten Wirkungen Shakspeare's in Deutschland gelangte (s. Briefwechsel mit Zelter II, 57, mit welcher Stelle der Anfang des Aufsatzes zu vergleichen ist).

**) In G.'s W. XXXV, 398 ff.

***) In G.'s W. XXXV, 388 ff.

†) In G.'s W. XXXIII, 205 ff.

gezogen; die Mächte des Wiener Congresses hatten ihn in die Acht erklärt und ließen ihre Armeen gegen die französische Gränze vorrücken. Goethe fand in Wiesbaden die preußische Garde. „Freiwillige," so erzählt er selbst in den Annalen, „waren aufgerufen, und die friedlich beschäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten sich wieder einem Zustande, dem ihre physischen Kräfte nicht gewachsen und ihre sittlichen nicht einstimmig waren; die Schlacht von Waterloo (den 18. Juni), ward in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, sodann zu überraschender, ja betäubender Freude, als gewonnen angekündigt. In Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen, wie vormals, über Provinzen und Länder, machten Badegäste schon Anstalten zum Einpacken, und konnten, sich vom Schrecken erholend, die unnütze Vorsicht keineswegs bedauern."

Trotz dieser Unruhen und Bedrängnisse wurde aber der Aufenthalt in Wiesbaden in mehrfachem Sinne fleißig benutzt. Vor Allem erweiterte sich die Liederflora des Divans in erfreulicher Weise. „Ich fing an," so berichtet Goethe in den Annalen, „die italienische Reise zu redigiren; doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort; glücklich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt." Am 5. Juli schrieb er an Meyer, daß er ein paar Wochen durch die Krankheit seines begleitenden Dieners, dem er zu dictiren pflegte, „auf's Schmählichste verloren" habe und noch jetzt sich in einer nicht erfreulichen Lage befinde. Zugleich berichtete er über einen „Fund neugriechi-

scher Balladen, dem Besten gleichend, was wir in dieser Art haben." Er nahm lebhaften Antheil an diesen in Original und Uebersetzung ihm mitgetheilten Liedern und freute sich, sie in Kurzem gedruckt zu sehen. Die Herren von Natzmer und Harthausen hatten die Besorgung des Drucks übernommen und versprachen ihm die baldige Zusendung eines Exemplars, hielten aber nicht Wort; noch im J. 1828 erinnerte sie Goethe in dem Aufsatz „über Volkspoesie" an ihr Versprechen.

In literarischer Hinsicht ward er durch die auf der Wiesbadener Bibliothek in zahlreichen Bänden aufgestellten Göttinger Anzeigen sehr gefördert, die er der Ordnung nach, „mit gemüthlicher Aufmerksamkeit" durchlas. „Hier ward man erst gewahr," heißt es in den Annalen, „was man erlebt und durchlebt hatte, und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht, aus dem Tage entsprungen, in die Zeiten forwirkt. Es ist höchst angenehm, in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange; aller mindere Werth ist schon zerstoben, der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überbliebene Würdige ist nicht genug zu schätzen." Es läßt sich denken, wie angenehm ihm die Lectüre sein mochte, wenn man das Gesagte speciell auf ihn und die Mitlebenden und Mitstrebenden anwendet.

Es fehlte auch in diesem Jahre nicht an Ausflügen von Wiesbaden aus in die nähere und fernere Umgegend. In Biberich traf er, außer mehrern ihm von früher her be-

kannten Männern, den Erzherzog Karl, der nach einem interessanten Gespräch, ihm die Beschreibung seiner Feldzüge mit den höchst genau und sauber gestochenen Charten verehrte. Auf diesen trefflichen Blättern fand sich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied; und Goethe bemerkte bei der Betrachtung derselben, daß eine gute Militaircharte zu geognostischen Zwecken die allerdienlichste sei, indem weder Soldat noch Geognost darnach frage, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre. Und so wird er denn auch auf einer Fahrt in verschiedenen Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, die er mit Bergrath Cramer begann und mit ihm größtentheils durchführte, von jenen Charten einen sehr förderlichen Gebrauch gemacht haben.

Eine größere Fahrt, die das Siegel auf seine bisherigen Beschäftigungen mit altdeutscher Baukunst drückte, wurde in Gesellschaft des Staatsministers von Stein nach Köln unternommen. Hier betrachtete er nun „mit vorbereitetem Erstaunen" den Dom, „das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung, und konnte doch mit Augen das Maaß fassen von dem, was es hatte werden sollen, ob es gleich dem angestrengtesten Sinne noch immer unbegreiflich blieb." Die Empfindungen, von denen er sich nach der Beschauung des „leider nur beabsichtigten Weltwunders" belastet fühlte, wollten sich, wie er anderswo gesteht, nur dann in einiges Behagen auflösen, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährte, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Mit großem Interesse betrachtete er auch die Sammlungen des Professors und Canonicus Wallraff, der, seiner Vaterstadt mit selbstverläugnen=

der Hingebung zugethan, für dieselbe nicht bloß römische Alterthümer, sondern auch neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen, Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst bedeutende Mineralien zusammengebracht hatte. Leider bot seine Wohnung nicht den erforderlichen Raum, um alle diese Schätze gesondert und geordnet aufzustellen. Desgleichen wurde der Domvicar Hardy aufgesucht, ein munterer Achtzigjähriger, der physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen und Email-Malerei beschäftigte, besonders aber im Wachsbossiren glücklich war. Schon gleich bei der Ankunft waren die Reisenden mit der Nachricht begrüßt worden, daß das berühmte Gemälde von Rubens, die Kreuzigung Petri vorstellend, nächstens von Paris im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle zurückkehren solle. Neben den Kunstangelegenheiten kamen auch die wissenschaftlichen Interessen der Stadt vielfach zur Sprache; namentlich wurde über die Hoffnung der Kölner, die alte Universität in ihren Mauern erneuert zu sehen, eifrig verhandelt.

Aehnliche Gespräche wiederholten sich auf der Rückreise in Bonn, wo man gleichfalls eine Universität wünschte, auf der Terrasse des Schloßgartens, im Angesichte des herrlichen Rheinthals und des Siebengebirges. Hier wurde, nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments, mit besonderer Theilnahme die Sammlung des Canonicus Pick besichtigt; namentlich freute sich Goethe über die Art, wie er in seinem Hause, „mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar

gemacht hatte." Auch die Städte Neuwied und Coblenz erregten Goethe's Aufmerksamkeit, erstere besonders durch die daselbst und in der Nähe gefundenen Alterthümer.

So finden wir denn unsern Dichter, der einst in Italien „die kauzenden Heiligen der gothischen Zierweisen, die Tabacks-pfeifensäulen, die spitzen Thürmlein und Blumenzacken" auf immer los geworden zu sein meinte und damals die christlichen Gemäldestoffe mit Ingrimm haßte, der selbst noch zur Zeit der Propyläen sich abwehrend gegen vaterländische Kunst verhielt, jetzt mit versöhntem Sinne und freierem Blicke in Genuß und Studium altdeutscher Architektur, Malerei und Bildnerei vertieft, während er gleichzeitig durch die fortdauernde Verbindung mit Meyer, seine eigenen Kunstsammlungen, die Redaction der italienischen Reise u. s. w. mit der antiken Kunst in Beziehung blieb. Wie dankbar mochte er sich in diesen Tagen manchmal jener vor einigen Jahren durch Reinhard's Vermittelung angeknüpften Verbindung mit Sulpize Boisserée erinnern, dem er doch zum großen Theile die neue Anregung und Bereicherung verdankte. Boisserée begleitete Goethe, bei seiner Abreise von Wiesbaden, über Mainz, Frankfurt und Darmstadt nach Heidelberg und gewährte ihm hier die gastfreundlichste Aufnahme; auf der ganzen Reise bezogen sich ihre Gespräche fast nur auf ältere deutsche Baukunst und Malerei.

In Mainz sah sich Goethe durch alte und neue Ruinen daran erinnert, daß er hier „einen Kriegsposten für ewige Zeiten" vor sich habe. Mit Hülfe einer Charte des Professors Lehne, worauf die Lage des römischen Mainz und seiner

Castelle in Vergleichung mit der heutigen Stadt und ihren Festungswerken dargestellt war, orientirte er sich leicht und rasch über das Vergangene, das von dem Gegenwärtigen beinahe ganz verschlungen ist. In dem Bibliotheksgebäude fand er, außer der Büchersammlung, wohlgeordnete Alterthümer, die in den untern Hallen aufgestellt waren, ferner einen physikalischen Apparat und andere von der vormaligen Universität herrührende wissenschaftliche Sammlungen. An Gemälden enthielt die Stadt eine Anzahl schätzbarer Stücke, die man aus Paris hieher gebracht hatte, und eine bedeutende Privatsammlung, dem Grafen Kesselstadt gehörig.

In Frankfurt erfreute er sich auf's Neue an der Betrachtung der oben erwähnten Sammlungen. Der Decan der Frankfurter Kunstfreunde, Städel, war in seinem 89. Jahre gestorben und hatte Haus, Sammlungen und ein sehr großes Vermögen zu einer Stiftung für bildende Kunst, und Dr. Grambs zum Testaments-Vollstrecker bestimmt. Freute Goethe sich über den patriotischen Sinn des Stifters, so verdroß es ihn doch, daß ein solches Vermögen nicht früher zur Gründung der Anstalt benutzt worden war; er meinte, die Früchte, welche die Kunst dann schon seit Jahren getragen hätte, würden für das, was dem Capital an Zinsen vielleicht abgegangen wäre, hinreichenden Ersatz geboten haben. In Offenbach wurde bei Hofrath Becker eine bedeutende Sammlung von Gemälden, Münzen und Gemmen, und bei Hofrath Meyer eine Sammlung ausgestopfter Vögel in Augenschein genommen. Ganz besonders aber nahm wieder die Senckenberg'sche Stiftung seine Theilnahme in Anspruch. Er fand in Jahres-

frist unter der umsichtigen Leitung des Dr. Neuburg schon so viel Gewünschtes erfüllt, daß er sich der Hoffnung hingab, es werde auch die Administration des Krankenhauses mehr, als bisher, dem wissenschaftlichen Institut, das noch nicht hinreichend mit Geldmitteln bedacht war, zu Hülfe kommen.

Nach Schäfer*) soll Goethe während dieses Herbstaufenthaltes in der Vaterstadt den größten Theil der liebeglühenden Lieder des Divans, welche das Buch Suleika bilden, gedichtet, und diesen Liedern ein wirkliches leidenschaftliches Liebesverhältniß zu Grunde gelegen haben. Allerdings deuten auf das Letztere des Dichters eigene Worte in den Erläuterungen zu dem genannten Buche hin: „Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück; wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demuth zu erwarten." Es wird uns aber schwer, zu den vielen und ernsten Interessen, die ihn hier, in steter Begleitung des Freundes, beschäftigten, auch noch die Anknüpfung eines Liebesverhältnisses anzunehmen, „das ihm die Wärme jugendlicher Liebesempfindung zurückgegeben habe." Jedenfalls hat aber Riemer Recht,

---

*) G.'s Leben **II**, 218. Goethe war schon auf der Reise nach Wiesbaden am 27. Mai in Frankfurt gewesen, mit welchem Ort und Datum vier Gedichte des Divans bezeichnet sind. Außerdem war er dort um die Mitte August ein paar Tage. In den jetzigen Aufenthalt fallen aus dem Buch Suleika „Die schön geschriebnen ꝛc." (den 21. Sept.) und „Kaum daß ich dich wieder habe" (den 7. Oct.).

wenn er die Ansprüche Bettina's zurückweist, die, obwohl seit 1811 eines Andern Gattin, sich doch als Suleika hat eindrängen wollen.

Zu Heidelberg angelangt, brachte Goethe mehrere Tage mit Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung zu, wobei er sich denn eben so sehr historisch wie artistisch belehrte, und „dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauch zum Besten" manches Bemerkte aufzeichnete. Hier, wo so viele Grund- und Aufrisse älterer deutscher, niederländischer und französischer Bauwerke zur Ansicht vorlagen, wurde, mit Rückblick auf die Kölner Fahrt, über Baukunst Vieles verhandelt; und gerade im rechten Augenblicke erschienen jetzt die zwei ersten Hefte des Oberbauraths Moller zu Darmstadt.*) Beim Professor Paulus übte er sich, wie er an Knebel meldete, vierzehn Tage im Arabischschreiben, was zu manchen geselligen Scherzen Anlaß gab. Das Wetter war in der letzten Zeit himmlisch, und so wurde denn auch am 6. October, einem außerordentlich schönen Tage, ein Ausflug nach Karlsruhe unternommen, der treffliche Hebel besucht und, wie es in den Annalen heißt, den Reisenden „durch Geneigtheit des Herrn Gmelin eine zwar flüchtige aber hinreichende Uebersicht des höchst bedeutenden Cabinets gegönnt", wie sie denn überhaupt die kurze dort zugebrachte Zeit eben so nützlich als vergnüglich anwandten.

Die Rückreise nach Weimar machte Goethe von Heidelberg bis Würzburg noch in Begleitung von Boisserée.

---

*) S. oben S. 449.

„Da uns Beiden," so erzählt er selbst in den Annalen, „der Abschied wehe that, so war es besser, auf fremdem Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen. Ich reis'te sodann über Meiningen, den Thüringer Wald, auf Gotha, und kam den 11. October in Weimar an."

Am 29. October stattete er an Zelter Bericht über den Ertrag seiner Reise ab. „Nicht leer," schrieb er, „komme ich von meinem Kreuzzuge; in einiger Zeit erhältst Du gedruckt meine Betrachtung über Kunst und Alterthum,*) beiläufig auch über Wissenschaft, in den Rhein- und Maingegenden. Es ist zwar meine Art nicht, auf den Tag zu wirken; dießmal aber hat man mich so treulich und ernsthaft zu solcher Pflicht aufgefordert, daß ich mich ihr nicht entziehen kann. Eigentlich spiele ich nur den Redacteur, indem ich die Gesinnungen, Wünsche und Hoffnungen verständiger und guter Menschen ausspreche. In diesen Fächern, so wie in allen andern, ist so viel guter Wille, als Verwirrung und Unvertrau'n; Jeder möchte etwas leisten, und zwar das Rechte, und Niemand begreift, daß das nur geschehen kann, wenn man mit und in einem Ganzen wirkt." So begann Goethe die Zeitschrift Kunst und Alterthum, die bis zum Jahre 1828 das Organ blieb, wodurch er sich mit den Fortschritten der Zeit auf beiden Gebieten in lebendiger Berührung erhielt. Mit dem ersten war er besonders während eines Aufenthaltes zu Jena im November (vom 18. bis zum 24.) beschäftigt; es wurde jedoch erst im nächsten Jahre abgeschlossen.

---

*) G.'s W. XXVI, 195 ff.

Ferner meldete er an Zelter, daß sein Divan während der Reise sich um viele Glieder vermehrt habe, worunter einige „von der jüngsten und frischesten Sorte" seien. „Er kann nun schon," fügte er hinzu, „dem verschiedenen Inhalte gemäß, in Bücher abgetheilt werden; manches Singbare wird sich darunter finden, doch waltet, nach orientalischer Art, die Reflexion am meisten darin, wie sie auch den Jahren des Dichters ziemt."

In Betreff der italienischen Reise berichtete er an Zelter unter gleichem Datum, daß der Aufenthalt in Neapel und die Reise durch Sicilien, nach Tagebüchern, Briefen und aus der Erinnerung, so ziemlich redigirt sei und auf dem Puncte stehe, abgeschrieben zu werden. Aus dem Bändchen, meinte er, werde Niemand viel lernen, aber Gegenden, Gegenstände, Menschen und Reisende würden dem Leser lebendig entgegentreten.

Als eine weitere Ausbeute der Reise haben wir die Sammlung kleiner Gedichte zu betrachten, die mit der Ueberschrift „Rhein und Main" unter die „Zuschriften und Erinnerungsblätter" aufgenommen ist.*) Der Dichter bemerkt selbst dazu, bei seinem Aufenthalt in jenen Gegenden sei eine Menge kleinerer Gedichte, theils in manches Album, meist unter landschaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Besuch- und Abschiedskarten vertheilt worden, von denen sich die zusammengestellten, vielleicht hier und da räthselhaften, erhalten hätten. Ganz nahe dem Jahresschlusse (den 25. December)

---

*) G.'s W. VI, 147 ff.

widmete er auch einmal wieder einige herzliche Zeilen jener Freundin, die ihm einst so viele warme Gedichte und Billette entlockt hatte, der Frau von Stein,*) welche, wie sein Sohn August, „mit dem heiligen Christ an Einem Tage geboren" war.

Mit wie großer Befriedigung er nun auch auf die ergiebige Reise zurückblicken konnte, so hatte er doch auch eine nicht erfreuliche Ueberzeugung mitgebracht. Er war, nach seinem eigenen Geständniß in den Annalen, auf dieser Reise gewahr geworden, „wie viel er bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte." Gewiß, unsers Dichters Wirksamkeit würde sich noch weit großartiger und erfreulicher entfaltet haben, wenn ihr aus einer lebendigen Berührung mit einem großen und freien Volks- und Staatsleben fortwährend neue Quellen der Anregung zugeflossen wären. Leider gestalteten sich die Verhältnisse des Vaterlandes auch in der nächsten Zukunft wieder so, daß er sich von den öffentlichen Angelegenheiten immer mehr abwandte und in den Kreis seiner Kunst- und wissenschaftlichen Interessen einschloß, den er dafür aber auch nach allen Richtungen zu erweitern suchte.

*) G.'s W. VI, 119.

Vierzehntes Capitel.

Zur Uebersicht. Das Jahr 1816. Theater. Gedicht: Trauerloge. Erstes Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Standbild Blücher's entworfen. Transparente Gemälde zum Hans Sachs. Gedichte zu lebenden Bildern. Der Divan erweitert. Eine orientalische Oper projectirt. Rede bei der Stiftung des weißen Falkenordens. Huldigungsfeier. Sorge für die Jenaischen Anstalten. Goethe's Gattin stirbt. Aufenthalt in Tennstedt. Das Rochusfest geschrieben. Abermaliger Besuch Zelter's. Beschäftigungen im letzten Jahresviertel: Gedicht zu Voigt's Jubiläum, Plan einer Luther-Cantate, Ballade, Gedicht Prooemion, Künstlerlied. Naturwissenschaftliche Thätigkeit. Oken's Isis. — Das Jahr 1817. Heirath von Goethe's Sohne. Theater. Kotzebue's Schutzgeist und „die Bestohlenen" für die Bühne bearbeitet. Goethe zieht sich vom Theater zurück. Aufenthalt in Jena. Sorge für die dortigen Anstalten. Zweites Heft von Kunst und Alterthum. Drittes begonnen. Wendet sich wieder der antiken Kunst zu. Erstes Heft zur Morphologie. Der zweite Theil der italienischen Reise beendigt. Besuch von Schulz. Aufsatz über die entoptischen Farben. Zweites Heft zur Morphologie begonnen. Ausflug nach Paulinzelle. Rouge et noir zwischen Weimar und Jena. Sorge für die Bibliothek zu Jena. Orphische Urworte. Irischer Klaggesang. Strophen zum 31. Oktober. Aufsatz über da Vinci's Abendmahl begonnen. Ueber Howard's Wolkenlehre. Ueber Byron's Manfred. Sonstige Productionen des Jahres 1817.

Im vorletzten Capitel sahen wir Goethe zweimal seine Zufluchtsstätte in Böhmen aufsuchen; im nächstvorigen fanden wir ihn ebenso oft auf einem Ausfluge in das befreite Geburts-

land; in diesem werden wir ihn fortwährend, wenn auch nicht immer zu Hause, doch innerhalb der Thüringischen Heimath verweilen sehen. In jenem ersten Biennium sah er mit bangen Gefühlen welterschütternde Ereignisse sich vorbereiten und entwickeln; das zweite ließ ihn der neuerrungenen Freiheit genießen und gab seinem innern Leben einen freiern und höhern Schwung; in dem dritten, das uns jetzt beschäftigen wird, zeigen sich im öffentlichen Leben aufs Neue bedrohliche Erscheinungen, deren Eindrücke auf seine Stimmung er, nach seiner Weise, durch gesteigerte wissenschaftliche Thätigkeit zu bekämpfen sucht. Die reiche orientalische Liederflora, die sich im zweiten Biennium entfaltet hatte, werden wir zwar noch durch einige Nachblüthen sich vermehren sehen; im Ganzen aber wird sein Interesse an dieser Poesie mehr wissenschaftlicher Art. Ueberhaupt deuten die beiden nächsten Jahre auf Abnahme dichterischer Productivität; sein poetisches Vermögen fängt immer mehr an, sich in kleine didaktische und epigrammatische Gedichte, in Sendblätter und Zuschriften, in Gelegenheitsgedichte im strengsten Sinne des Wortes, woran die beiden letzten Decennien seines Lebens so reich sind, zu zersplittern. Dafür aber wächst wieder seine Theilnahme und Thätigkeit auf dem Felde der Naturwissenschaften, die seit dem Abschluß der Farbenlehre etwas in den Hintergrund getreten waren; besonders aber belebt sich, im Nachklange der rheinländischen Eindrücke, das Interesse für Kunst. Hier suchen anfangs die jüngst gewonnenen Anschauungen und jene ältern italienischen Eindrücke, welche gleichzeitig durch die Redaction der italienischen Reise wieder aufgefrischt wurden, sich gegen einander ins Gleichge-

wicht zu setzen; allein die in Italien, auf dem Höhenpunkte seines Lebens, gewonnenen Ueberzeugungen überwiegen; und er schickt sich mit jugendlicher Kampflust an, im Verein mit Gesinnungsgenossen den Uebergriffen der „neudeutschen religiös-patriotischen“ Partei entgegenzutreten. Damit hängt denn auch zusammen, daß er auf seinem protestantischen Standpunkte festern Fuß faßt, wobei ein zufälliger Umstand, das dreihundertjährige Jubiläum der Reformation, mitwirkte. Den erwähnten Bestrebungen konnte er sich um so freier hingeben, nachdem er sich von der Leitung des Theaters losgemacht hatte, welches jetzt bereits über seinen Höhenpunkt hinaus war und ihm durch oppositionelles Wirken verleidet wurde. Den wissenschaftlichen Anstalten aber, die seiner Oberaufsicht untergeben blieben, besonders den Jenaischen widmete er sich mit verdoppeltem Eifer; und wir werden sehen, wie sie in den nächsten zwei Jahren einen bedeutenden Theil seiner Zeit und Kräfte in Anspruch nehmen.

Wir geben zunächst einen Ueberblick über die erste, größere Hälfte des J. 1816 bis zu Goethe's Badeaufenthalt in Tennstädt. Daß die Weimarische Bühne schon jetzt nicht mehr zu seinen nächsten Anliegen gehörte, wenn sie gleich noch das ganze Jahr hindurch unter seiner Oberleitung stand, deuten die Annalen genugsam an, die unter dem J. 1816 kein Wort über das Theater enthalten; selbst die Aufführung des Epimenides zur Feier des 30. Januars wird nicht erwähnt, wozu sich der Capellmeister Weber aus Berlin einige Tage früher einfand. Der tiefer eingehende Bericht über die Weimarische Bühne unter dem J. 1815 in den Annalen ist

als ein Abschiedswort zu betrachten, das Goethe einem von ihm mit so großer Liebe gepflegten Institute widmete. Zwar schrieb er noch am 21. Mai 1816 an Zelter: „Unser Theaterwesen lasse ich nicht ganz fallen," aber er fügte hinzu, es sei aus zu vielerlei widerstreitenden Elementen zusammengesetzt, als daß „Glauben, Liebe und Hoffnung dabei stattfände." Vor einem raschen und gänzlichen Zerfall war es freilich durch die von Goethe ihm eingepflanzte Triebkraft geschützt. „Mit unserm Theater sieht's wunderlich aus," heißt es in einem Briefe an Zelter vom 6. Juni; „es hat aber etwas Zähes, und ein immer sich wieder zusammenfindendes Leben. Keine Einigkeit unter den Gliedern; wie sie aber aufs Theater kommen, schwebt ihnen etwas Gemeinsames vor, an das sie sich halten." Einen bedeutenden Verlust hatte die Bühne schon im vorigen Jahre durch den Abgang des Ehepaars Wolff erlitten, das, zu Goethe's Verdrusse, für Berlin angeworben wurde. „Brühl (Graf v., Generalintendant der königl. Schauspiele) hat uns Wolffs weggenommen," schrieb er den 29. October 1815 an Zelter, „was kein gutes Vorurtheil für seine Direction erregt. Es ist zwar nichts dagegen einzuwenden, wenn man gebildete Künstler sich zuzueignen sucht; aber besser und vortheilhafter ist es, sie selbst bilden. Wär' ich so jung, wie Brühl, so sollte mir kein Huhn auf's Theater, das ich nicht selbst ausgebrütet hätte." Dafür freuten ihn auch wieder die Nachrichten, die ihm Zelter über den von den Wolffs in Berlin errungenen Beifall gab. „Die Weimarischen Schauspieler," antwortete er am 3. Mai 1816, „gelten zwar am meisten, wenn sie mit einander wirken; es ist mir aber lieb zu hören, daß

auch der Einzelne etwas vom Ganzen mit sich fortträgt." Ueberhaupt wandte sich seine Theilnahme, in dem Maße, wie er sie der Weimarischen Bühne entzog, dem Berliner Theater zu, und er ermunterte fortwährend seinen Freund Zelter zu neuen Berichten auf, welcher denn auch, da die wieder aufgewachte Goethe'sche Hauscapelle nicht hatte gedeihen wollen, im Theater eine willkommene Quelle zur Unterhaltung mit dem Dichter fand. So berichtete er denn auch über den „heroischen Entschluß", den die königlichen Prinzen gefaßt hatten, „den Faust unter sich aufzuführen, wie er leibt und lebt", sowie über die wiederholten Musik- und Leseproben. Goethe sandte bei dieser Veranlassung dem Componisten Fürsten Radzivil einige Zusätze im Manuscript.

Die geringere Lebhaftigkeit des Weimarischen Theaters während der diesmaligen Winter- und Frühlings-Saison war aber zum Theil durch einen Trauerfall der fürstlichen Familie verursacht, der auch unsern Dichter schmerzlich berührte. Die liebenswürdige Prinzessin Caroline, vermählte Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin, starb den 20. Jan. 1816. Zu einer auf ihr Ableben gehaltenen Trauerloge spendete Goethe das tief empfundene Gedicht: „An dem öden Strand des Lebens u. s. w." *) Es ermahnt die Trauernden, den Schmerz durch ernstliches Streben nach einem würdigen Lebensziele zu bekämpfen und „unter treulichem Wirken den geliebten Ewigen entgegenzueilen," eine Lehre, zu deren Bethätigung

---

*) G.'s W. VI, 6.

er selbst im Laufe dieses Jahres noch zweimal schmerzlichen Anlaß finden sollte.

In den ersten Monaten des Jahres wurde auch das erste Heft über Kunst und Alterthum zum Abschluß gebracht. Schon in der ersten Hälfte Februars hatte er drei Aushängebogen dem Minister Schuckmann in Berlin zugesandt. Am 11. März meldete er Zeltern: „Das Heftlein vom Rhein und Main, Kunst und Alterthum, wird nun bald zu Euch gelangen. Ich habe beim dreizehnten Bogen abgebrochen, wie Scheherazade. Wenn ich die Bedeutung solcher Blätter früher erkannt hätte, so würde ich das ganze Geschäftlein abgelehnt haben; auch bin ich nur nach und nach hinein verführt worden, und so mag es denn auch dahinfließen. Dagegen muß ich dankbar anerkennen, daß ich ohne diese dringende Nöthigung niemals weder dem wichtigen Punkte der Kunsterhaltung durch die barbarische Zeit hindurch, noch auch den Eigenthümlichkeiten nationeller und provinzieller Wiederherstellung, Aufmerksamkeit hätte schenken können." Daß aber seine bisherigen Ueberzeugungen sich behaupteten, deutet sogleich der Zusatz an: „Es ist da viel Zeug unserer geläuterten Sinnlichkeit zuwider, das man nur durch den Begriff zu etwas machen kann; denn das Absurde freut uns auch, wenn wir uns darüber aufklären." In den Annalen berichtet er noch, daß sich die Pietät der Weimarischen Kunstfreunde alten Heiligenbildern zugewandt habe, die sie von Heilsberg am Thüringerwalde kommen und unter ihren Augen repariren ließen. Später wurde auch von ihnen das Bild des h. Rochus, „wie er als völlig ausgebeutelt von seinem Palast die Pilgerschaft antritt,

erfunden und skizzirt, hierauf sorgfältig cartonirt, und zuletzt von zarter Frauenzimmerhand gemalt, in der freundlichen Rochus-Capelle günstig aufgenommen." Ein gestochener verkleinerter Umriß ward dem zweiten Rhein- und Mainheft vorgebunden.

Unterdessen hatte sich Goethe auch vielfach mit dem Plane eines Denkmals für Blücher beschäftigt. Von den Mecklenburgischen Ständen war schon im Dec. 1814 der einstimmige Beschluß gefaßt worden, ihren hochberühmten Landsmann durch ein in seiner Vaterstadt Rostock zu errichtendes Monument zu ehren. Die beiden Großherzoge ertheilten bereitwillig ihre Sanction unt sagten eine bedeutende Summe zu; es ergingen allgemeine Aufforderungen zu freiwilligen Beiträgen, und die Stände bewilligten den etwa noch abgehenden Theil der Kosten. Der engere Ausschuß der Ritter- und Landschaft veranlaßte eine Concurrenz verdienter Künstler, die verschiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe einsandten. Da aber die Ausgleichung streitender Wünsche Schwierigkeiten machte, so wurde, auf Anregung der eben erwähnten Erbgroßherzogin Caroline, Goethe ersucht, sich an der Berathung zu betheiligen. Geehrt durch ein solches Vertrauen, setzte er sich mit Director Schadow zu Berlin in Correspodenz und einigte sich mit ihm dahin, „in hergebrachter Weise der Vorzeit, heroische Gestalt mit angenähertem Costüm der Neuwelt heranzubringen." Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte Schadow, gegen Ende Januars 1816 mit Weber eintreffend, ein zweites nach Weimar, welches denn hier mit Goethe und Meyer nochmals bedacht und besprochen, und nach einigen kleinen Veränderun-

gen zur Ausführung bestimmt wurde. Auf ein neun Fuß hohes Piedestal aus vaterländischem Granit sollte die gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden, aus Erz gegossen, zu stehen kommen, mit dem linken Fuß vorschreitend, die Hand am Säbel, den Commandostab in der Rechten, die Kleidung kunstgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht seltene Tracht, den Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Brust das Heft bildet, das Haupt mit der freien, prächtigen Stirne entblößt. Wir werden später des Bildes noch einmal zu gedenken haben.

Schadow hatte eine für Goethe sehr angenehme Gabe Berliner Künstler hinterlassen, sechs transparente Gemälde nach seinem Hans Sachs (1. Der Dichter in seiner Werkstatt, Sonntagsfrühe. 2. Der Gruß des Dichters. Ehrbarkeit tritt ein. 3. Historie tritt ein. 4. Die Narren treten ein 5. Die Muse kommt ihn einzuweihen. 6. Er wird seine Geliebte gewahr). Dem Briefwechsel mit Zelter *) liegt eine von Goethe verfaßte interessante Kritik dieser Bilder bei, datirt den 26. Februar 1816, worin er zugleich Vorschläge zu Veränderungen und Zusätzen macht. Eben so erfreuten ihn, wie er in den Annalen berichtet, Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch. Er konnte es freilich nicht billigen, wenn man in der Kunst auf einen ältern, überwundenen Standpunkt zurückschreiten wollte; aber er fand es löblich, „sich historisch-praktisch an einer vergangenen Vorstellungsweise zu

---

*) II, 233—237.

üben, damit man, ihre Verdienste anerkennend, sich um so lieber zu freieren Regionen erhebe.“

In seiner nähern Umgebung hatte damals die Lust zu lebenden Bildern immer mehr zugenommen, wozu vielleicht die Wahlverwandtschaften das Ihrige beitrugen. Goethe förderte diese Liebhaberei nicht unmittelbar, fand sich aber doch willig, gelegentlich einige Strophen zu Bilderscenen zu dichten. Ein Paar derselben, zu lebenden Bildern, die am 15. März 1816 bei Freiherrn von Helldorf gestellt wurden, finden sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern“; eine andere, zur Feier des 2. Februar 1817, geht unmittelbar voran. *)

Mittlerweile war aber auch der Divan nicht ganz ohne Zuwachs geblieben. Am 17. Januar spricht Goethe in einem Briefe an den Großherzog von „frisch ausgebrüteten Paradiesvögeln“, womit er in der nächsten Woche aufzuwarten wünsche. An Zelter schrieb er den 11. März: „Der Divan ist angewachsen und stark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das Eigene, daß sie, fast wie das Sonett, dem Gesange widerstrebt; auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein, als nur immer die Jugend.“ Er fuhr fort, zu suppliren und zu ordnen, und bestimmte, um vorläufig die Wirkung

---

*) G.'s W. VI, 136, 137.

auf das Publicum zu beobachten, Einiges für den Damen-kalender. Besonders aber beschäftigte er sich mit Vorarbeiten für den historischen und erklärenden Theil. Von Diez Denk-würdigkeiten, dessen Polemik gegen Hammer, des letztern Fund-gruben wurden aufmerksam gelesen; zur rechten Zeit kam ihm ferner Ceylon von R. Knox in die Hände, besonders werth aber erschien ihm Th. Hyde's persische Religion; *) und weil er mit dem regsten Antheil und unter lebhafter Thätigkeit der Phantasie studirte, so wurde in ihm der productive Trieb in solchem Grade angeregt, daß dieser in der Gestaltung einiger Lieder keine Befriedigung fand, sondern sich der Plan einer größern Dichtung, einer Orientalischen Oper, entwickelte. Er begann, sie zu bearbeiten, und wäre auch, wie er selbst meinte, damit fertig geworden, wenn er einen Musiker zur Seite und ein großes Publicum vor sich gehabt hätte.

Zwischen diese Beschäftigungen trat freilich manches Stö-rende und Unterbrechende, das durch die politischen Verhält-nisse und Goethe's amtliche Beziehungen herbeigeführt wurde. Schon im vorigen Jahre war der Großherzog darauf bedacht gewesen, seinem Lande eine Verfassung zu geben und sein Staatsministerium neu zu ordnen. Am 15. November war das Versprechen einer landständischen Verfassung ergangen, die in freier Uebereinkunft zwischen ihm und dem Volke zu Stande kommen sollte; am 1. Dec. hatte die Organisirung

*) Aus einem Briefe an Riemer vom 25. Mai 1816 ersieht man, daß er diese Bücher damals zu Jena in der Büttner'schen Biblio-thek fand.

des Ministeriums stattgefunden, in Folge deren Goethe's Ministergehalt auf 3000 Thaler nebst einem Zuschuß zur Haltung einer Equipage erhöht ward. In diesem Jahr (1816) wurde der Geburtstag der Großherzogin, der 30. Januar, durch die Stiftung des weißen Falkenordens gefeiert. Goethe hielt die Festrede und pries darin den weißgefiederten Falken vor allen Gliedern der großen Familie darum als den allein Edlen, weil er „nicht auf gränzenlosen Raub ausgehe, um sich und die Seinen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen sei, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorche, der nach dem Ebenbilde Gottes Alles zu Zweck und Nutzen hinleitet." *) Er und sein vieljähriger College von Voigt erhielten das Großkreuz des neuen oder vielmehr erneuerten Ordens. Am 7. April fand die Huldigungsfeierlichkeit statt, bei welcher Goethe, als ältester Diener und Freund des Großherzogs, zunächst rechts am Throne stand. Fünf Tage vorher war er von einem starken rheumatischen Uebel befallen worden, das ihn an's Bett fesselte, und es schien ihm beinahe unmöglich, am 7. auf seinem Platze zu sein. Da erinnerte er sich, wie er Zelter'n schrieb, glücklicherweise an einen Napoleonischen Spruch: L'Empereur ne connait autre maladie que la mort, und ließ daher sagen, er werde, wenn er nicht todt sei, Sonntag Mittag (am 7.) um zwölf Uhr bei Hof erscheinen. Und so stand er auch zur rechten Stunde auf seinem Platz am Throne und genügte selbst bei Tafel

---

*) Die Rede ist mitgetheilt als Anhang zu Goethe's Leben von Schäfer (II, 323 ff.)

allen Obliegenheiten, zog sich dann aber zurück und legte sich wieder in's Bett, „um zu erwarten, bis etwa der kategorische Imperativ ihn wieder auf Leib und Leben hervorriefe.“ — „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen,“ heißt es an einer andern Stelle des Briefwechsels mit Zelter, „die uns da zu Theil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, daß er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Theil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nun fort, dasjenige zu thun, was ich seit vierzig Jahren gethan habe, mit auslangenden Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Hast.“ Unter seiner Leitung blieben nämlich, außer dem Theater, alle sogenannten unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, die er mit dem Staatsminister von Voigt unter dem officiellen Titel der „Oberaufsicht“ verwaltete.

Eben diese Anstalten waren es, welche einen großen Theil des Monats Mai hindurch zu Jena seine Anwesenheit verlangten. Schon im März hatte er an Zelter berichtet, daß „des Großherzogs Verlangen, die durch die ungeheuern Kriegsschicksale wundersamst erretteten Anstalten energisch belebt zu sehen, ihn in eine sehr große wissenschaftliche Thätigkeit versetzten.“ Jetzt widmete er nun, wie besonders aus Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen“ *) zu

*) So findet sich dort ein Aufsatz, worin aufs Ausführlichste die Frage discutirt ist, ob Heim's Gebirgsfolge des Thüringer Waldes in Glasschränken oder in Schubladenschränken aufzustellen sei.

erkennen ist, den verschiedenen Instituten bis ins Einzelne und Kleinste die größte Aufmerksamkeit. „Fast in allen Abtheilungen," sagt er selbst in den Annalen, „war die innere Thätigkeit so herangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Museumsetat nothwendig denken und einen neuen Maßstab feststellen mußte." Begreiflicherweise war eine von Goethe's ersten Sorgen, einen möglichst vollständigen chromatischen Apparat aufzustellen. Für Döbereiner, den Professor der Chemie, wurde eine schön gelegene Wohnung (das Hellfeld'sche Haus) angekauft und ausgebaut, deßgleichen ein Gartenstück bei der Sternwarte, woran Professor von Münchow angestellt war, erworben und diesem Besitz hinzugefügt. Die neu errichtete Thierarzneischule, an welche Professor Renner berufen war, stellte der Großherzog, da er ihre Kosten ohne Concurrenz der Miterhalter der Universität bestritt, auch sogleich unter Goethe's und Voigt's Oberaufsicht; und Jener spendete seine ältern zersägten und sonst präparirten Pferdeschädel zum Anfange des Lehrcursus. Bei Romstedt, zwischen Weimar und Jena, wurden lang unterbrochene Ausgrabungen wieder aufgenommen und lieferten mehrere merkwürdige Schädel urweltlicher Thiere, von denen einer dem Geh. Cabinetsrath Schleiermacher in Darmstadt geschickt wurde, in Erwiederung eines monströsen Schädels, den dieser in Gypsabgüssen übersandt hatte. Das mineralogische Cabinet ward durch den Geheimrath Heim zu Meiningen mit einer schönen Gebirgsfolge des Thüringer Waldes bereichert; das zoologische enthielt schon eine ziemlich vollständige Sammlung inländischer

Vögel, auch viele Konchylien und Korallen, so wie Würmer und Amphibien in Spiritus. Gleichzeitig behielt Goethe die Weimarischen Anstalten im Auge; namentlich wurde das 1781 gestiftete freie Kunst-Institut nebst der damit verbundenen Zeichenschule neu geordnet und verbessert.

Goethe führte in Jena ein beweglicheres und geselligeres Leben, als die letzten Monate, gewann dazwischen, wie er an Riemer den 25. Mai berichtete, „schöne Aufschlüsse über die Elemente der natürlichen Dinge", und trieb die oben erwähnten Studien zum Divan; doch ermahnte er Riemer, in den griechischen Regionen zu verbleiben; man habe es nirgends besser; diese Nation habe es verstanden, aus tausend Rosen ein Fläschchen Rosenöl auszuziehen. Durch diese erfreuliche Thätigkeit klang aber, wenn auch leise und den Freunden unbemerkt, eine tiefe Trauer hindurch. Die Kaiserin von Oesterreich war am 17. April gestorben; und ihr Tod hatte ihn, wie er selbst in den Annalen sagt, in einen Zustand versetzt, dessen Nachgefühl ihn niemals wieder verließ. Jetzt sollte ihn ein neuer schmerzlicher Verlust treffen. Vor Ende Mai rief ihn die Erkrankung seiner Gattin nach Weimar zurück, die in der ersten Woche des Juni nach schweren Leiden starb. Den Eindruck dieses Ereignisses auf seine Stimmung könnte man nach seiner damaligen Correspondenz leicht für einen sehr oberflächlichen und flüchtigen halten; allein Goethe verarbeitete gerade die tiefsten Schmerzen gerne in sich selbst, *) und mochte, aus sehr begreiflichen Gründen, in diesem besondern Falle am

---

*) Vergl. Thl. III, S. 164.

wenigsten seine Gefühle zur Schau stellen. Dennoch fügte er einem Briefe an Zelter, der ebenfalls in der letzten Zeit schwere Verluste erlitten hatte, das vom 8. Juni datirte vielsagende Postscriptum bei: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen hat, so weißt Du, was es heißen will.“ Der wenigen, aber eben in ihrer Kürze um so ergreifendern Verse, die ihm dieser Todesfall am 6. Juni entlockte, haben wir schon früher gedacht. *) Ohne Zweifel ist auch bei den diesen Versen zunächst folgenden die gleiche Beziehung anzunehmen:

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude,
Sei mir Hoffnungs-Trost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön!
Lebe wohl, auf Wiedersehn!

Ja, selbst die nächstfolgenden Strophen möchte wohl, wie jene „Der Gatte der Gattin“, so „der Wittwer (nicht „die Wittwe“) dem Sohne“ zugeeignet haben, so daß wir hier abermals ein beredtes, aber durch die Ueberschrift absichtlich verhülltes Zeugniß für seinen Schmerz vor uns hätten.

Nachdem die Gattin ihm entrissen war, wandte sich sein Herz um so inniger dem Sohne zu; und in der Liebe zu ihm und der Sorge für ihn richtete er sich wieder zu neuem Lebensmuthe auf. Um so erfreulicher war es ihm, daß dieser, der seit Kurzem zum Kammerrath befördert war, auf das

---

*) Thl. III, S. 166.

Umsichtigste in das Haushaltungs= und Geschäftswesen einzu=
greifen begann, was der glückliche Vater denn auch theilneh=
menden Freunden (Knebel am 17. Juli, Zelter am 22. Juli)
mit ganz besonderer Genugthuung berichtete. Bald werden
wir auch den Sohn ein Verhältniß anknüpfen sehen, das
über den ganzen Lebensabend des Vaters ein erheiterndes
Licht verbreiten sollte.

Gerade in den Tagen der frischesten Trauer kam von
Alex. v. Humboldt gesendet das Werk über Vertheilung der
Pflanzengestalten auf dem Erdboden. Dankbar widmete ihm
Goethe am 12. Juni die Verse:

An Trauertagen
Gelangte zu mir dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest du ja sonst zu schätzen;
Erheitre so, durch mich, dein schwer bedrängt Gemüth!

Gegen Ende Juni ging Goethe auf einige Tage nach
Jena und fand neue Erfrischung in wiederholten Besuchen,
die er seinem treuen „Urfreunde" Knebel abstattete. Anfangs
Juli nach Weimar zurückgekehrt, ward er durch Zelter's Be=
such erfreut, der durch das Beispiel der Gemüths= und Gei=
steskraft, womit er selbst die schwersten Schicksalsprüfungen
bestand, so wie durch die herzlichste Theilnahme und einen un=
versieglichen Humor, einen Schatz von Trost und Erheiterung

mitbrachte. Zelter reiste schon vor Mitte Juli nach Wiesbaden und bestellte dort für Goethe ein Quartier. Dieser entschloß sich jedoch, nach des Freundes Abreise, auf Anderer Zureden, nach Baden-Baden zu gehen, wohin er nun auch Zelter einlud, und machte sich am 20. Juli Morgens früh mit Meyer auf den Weg. Als sie ein Paar Stunden gefahren waren, wurde der Wagen umgeworfen und Meyer an der Stirne verwundet. Goethe hielt die Wunde für bedenklich und berief Hülfe von Weimar. Es fand sich nun zwar, daß die Verletzung nicht gefährlich war; doch da man an eine Heilung unter vierzehn Tagen nicht denken konnte, und die beabsichtigte Reise ohnehin etwas weit aussah, so faßte Goethe, um den besten Monat nicht zu verlieren, ganz kurz den Entschluß, nach Tennstedt in's Bad zu gehen.*) In den Annalen behauptet er, aus Unmuth und Aberglaube die Reise vielleicht übereilt aufgegeben zu haben.

Seit Zelter's Abreise hatte Goethe manchen Zuspruch von Freunden und Bekannten gehabt. „Es ist mir," schrieb er am 22. Juli, „diese Tage viel Gutes und Liebes widerfahren. Aelter gewordene, seit 25 Jahren nicht gesehene jüngere Freunde kamen unversehens, und freuten sich, Vieles an der alten Stelle und manches Vorgeschrittene vorschreitend zu finden." Am 19. berichtete er, Geheimerath Schinkel sei bei ihm gewesen, zwar auf kurze Zeit, doch habe er mit ihm angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht. Am Abend des 20., „wo er mit Protest zurückgewiesen worden war,"

---

*) Briefw. mit Zelter II, 290.

fand er Chladni, mit dem über Meteorsteine und Klangfiguren verhandelt wurde. In den Annalen sind ferner noch als diesem Jahre angehörige Besuche bezeichnet, „sämmtlich Errinnerungen früher und frühester Jahre erweckend“: von Mellish (damals großbritann. General-Consul in den Hansestädten), Hufeland, Max Jacobi, Wilken (Prof. zu Berlin), Graf und Gräfin O'Donell und Hofräthin Kestner aus Hannover, die einst von ihm so heiß geliebte Lotte, die jetzt zum Besuch einer Schwester kam und von Goethe in freundlicher und ehrender Weise aufgenommen wurde.

Goethe's Aufenthalt in Tennstedt dauerte im Ganzen ungefähr sieben Wochen (bis zum 11. September); die vier ersten brachte er in Gesellschaft Meyer's zu, der, sobald es sein Zustand einigermaßen erlaubte, ihm nachreiste. Am 9. August berichtete Goethe von dort an Zelter: „Das Bad bekommt mir sehr wohl, es ist ein Schwefelwasser, das sich dem Weilbacher nahezu vergleicht. Es wird gebadet und getrunken. Der Ort ist ein heiteres Landstädtchen nach sächsischer Art, sehr anmuthig gelegen. Auf den nächsten Höhen sieht man den Ettersberg und Inselsberg, man findet sich recht mitten in Thüringen. Auch gelingt mir manche Arbeit. Unser Rochusfest von 1814 ist so gut als fertig. Es soll das zweite (Rhein- und Main-) Heft beleben. Ich möchte Dir es gern vorlegen, daß es recht vollständig würde. Einiges mag mir entgangen sein.“ Am 28. August schrieb er: „Diesen meinen Geburtstag feiere ich in besonderer Einsamkeit. Hofrath Meyer, der vier Wochen bei mir verweilte, und Geh. Rath Wolf, der auf anderthalb Tage einsprach, gingen heute früh weg, und

so bin ich mir selbst überlassen. Beide genannte Männer, jeder von großen Vorzügen, sind im Umgang die verschiedensten. Der Erste, obgleich seiner Sache ebenso gewiß wie der Andere, wird niemals eine Gesellschaft verderben, weil er zu schweigen und zu lenken weiß; der zweite dagegen hat sich auf die seltsamste Weise dem Widerspruch ergeben, daß er Alles, was man sagen kann, ja Alles was dasteht, hartnäckig verneint und einen, ob man gleich darauf gefaßt ist, zur Verzweiflung bringt." Wolf muß es diesmal Goethe'n doch zu bunt gemacht, und sich hintendrein noch dessen gerühmt haben. Goethe schrieb darüber etwas später an Zelter: „Wenn Isegrimm seine Absurdität gegen mich immer wieder erzählt, so deutet das auf ein böses Gewissen; er wird nicht referiren, wie bestialisch ich dagegen mich geäußert habe. Glücklicher oder unglücklicher Weise hatt' ich so viel Gläser Burgunder mehr als billig getrunken, und da hielt ich auch kein Maß. Meyer saß dabei, der immer gefaßt ist, und ihm war nicht wohl bei der Sache. Es war der 27. August, Nachts, und ich hatte mir schon freundlich ausgedacht, den 28. August mit diesem unerwartet angekommenen Freunde zu feiern. Meyer mußte durch Zufälligkeiten am Morgen fort, und ich ließ, obgleich ungern, jenen vortrefflichen Unerträglichen dahin fahren und blieb den 28. vergnügt allein. Jener im Widerspruch Ersoffene hätte mir am Ende gar zur Feier meines Festes behauptet, ich sei nie geboren worden." Goethe fügte noch ein paar Worte bei, die auf eine Seite seines eigenen Charakters ein helles Licht werfen: „Herder hatte sich auch solche jugendliche Unarten bis ins Alter durchzuführen vermessen und ist darüber zuletzt fast

verzweifelt. Untersuche Dich ja, ob Dir dergleichen Zeug in den Gliedern steckt; ich thu' es alle Tage. Man muß von den höchsten Maximen der Kunst und des Lebens in sich selbst nicht abweichen, auch nicht ein Haar; aber in der Empirie, in der Bewegung des Lebens will ich lieber etwas Mittleres gelten lassen, als das Gute verkennen oder auch nur daran mäkeln."

So hatte er dann Zeit genug, wie es in den Annalen heißt, an seinem Geburtstage in stiller Sammlung den Werth der Kränze zu bedenken, womit die wohlwollende Wirthin sein Zimmer ausgeschmückt hatte. Die übrigen einsamen Wochen verkürzte er sich durch Arbeiten und Lectüre. In den Annalen erwähnt er den Agamemnon, von Humboldt übersetzt, ein Stück, „das er von jeher abgöttisch verehrte." Auch interessirte ihn lebhaft die Umgebung der Stadt und die Landesgeschichte. Er las die Thüringische Chronik und hatte schon mit Meyer Ausflüge nach Herbsleben an der Unstrut, Kleinwallhausen und anderen nahegelegenen Orten gemacht und an ländlichen Festen gemüthlichen Antheil genommen.

Bald nach Goethe's Heimkehr von der Badereise sprach Zelter, vom Rhein zurückkommend, abermals bei ihm ein und blieb bis gegen Anfang Octobers. Hatte dieser bei seiner vorigen Anwesenheit unsern Dichter in tiefer Trauer gefunden, so wurde er nun selbst durch einen schweren Verlust, dessen Nachricht ihm Goethe mitzutheilen hatte, in gleiche Trauer versetzt: eine innig geliebte Tochter war ihm während seiner Entfernung gestorben. Die dadurch hervorgerufene Stimmung der beiden Freunde war für die beabsichtigte gemeinschaftliche

Revision des Rochusfestes nicht besonders geeignet. Goethe arbeitete es später für sich noch einmal durch, wodurch es an Bestimmtheit und Frische gewann. Indem er dies (am 7. Nov.) dem Freunde meldete, fügte er hinzu: „Wenn man es nicht macht, wie die Maler, die, jemehr sie ausführen, desto mehr auch wieder lasiren, um die Gegenstände auseinander und wieder zusammenzubringen, so kann aus solchen Dingen nichts werden."

Nach Zelter's Abreise brachte Goethe das letzte Jahresviertel in stiller Zurückgezogenheit zu, ohne auch nur einen Ausflug nach Jena zu machen. Nebel- und Regentage fesselten ihn ans Haus, und im December quälte ihn vier Wochen lang ein starker Katarrh, der ihm nur in Zwischenräumen eine fieberhafte Thätigkeit gestattete. Dennoch fehlte es auch diesem trüben Vierteljahre nicht an mannigfacher Ausbeute, selbst nicht an poetischer. Schon gegen Ende Septembers (den 27.) hatte er seinem Collegen und Freunde, dem Staatsminister von Voigt zu dessen Amts-Jubiläum ein schönes Gedicht, „ein Denkmal vieljährigen und mannigfaltigen Zusammenwirkens" gewidmet, in dessen Schlußzeilen er ihn mit einem Seitenblick auf die damalige politische Gährung, zu fernerer gemeinsamen Pflege des Alterprobten aufforderte:

Verwirrend ist's, wenn man die Menge höret,
Denn jeder will nach eignem Sinne schalten;
Beharren wir zusammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.

Sehr angelegentlich beschäftigte sich Goethe eine Zeit lang mit dem Plan einer Cantate zur Feier des Reformations-Jubiläums, im Sinne des Händel'schen Messias. Am 14. November schickte er an Zelter ein vorläufiges Schema mit zugefügten Erörterungen, woraus man ersieht, daß er die Aufgabe in sehr großem Sinne aufgefaßt hatte. Die Cantate sollte in ihren beiden Haupttheilen den Gegensatz des alten und neuen Testaments, den Gegensatz von Gesetz und Evangelium, von Nothwendigkeit und Freiheit, sammt der Vermittelung dieser Extreme, und somit symbolisch das ganze große, sich immer wiederholende Weltwesen darstellen. Mit dem Donner auf Sinai, mit dem Du sollst! sollte begonnen, mit Christi Auferstehung, mit dem Du wirst! sollte geschlossen werden; das dazwischen liegende gedachte er nicht historisch, sondern lyrisch zu verknüpfen; Jedermann, meinte er, kenne das Ganze und werde sich auf Flügeln der Dichtkunst gern aus einer Region in die andere versetzen lassen. Der Text würde aus biblischen Sprüchen, bekannten evangelischen Liedern und dazwischen Neugedichtetem bestanden haben. Das ganze Fest aber, meinte er, sei so zu begehen, daß jeder wohldenkende Katholik es mitfeiern könnte. In der That tritt auch in dem weiter ausgeführten Schema, welches er am 10. December an Zelter übersandte, gar nichts specifisch Protestantisches hervor. Indeß verhehlte er dem Freunde nicht seine Ansichten über das Verhältniß des Protestantismus zum Katholicismus. „Bald nach ihrer Entstehung und Verbreitung," schrieb er ihm, „litt die christliche Religion durch sinnige und unsinnige Ketzereien; sie verlor ihr ursprüngliches Reine. Als

sie aber gar rohe Völker und verderbte Gesittete bändigen und beherrschen sollte, waren derbe Mittel nöthig; nicht Lehren, sondern Dienst bedurfte man. Der einzige Mittler zwischen dem höchsten Gott des Himmels und den Erdemenschen war nicht genug u. s. w., was wir alle wissen; und so entstand eine Art von heidnischem Judenthum, das noch bis auf den heutigen Tag lebt und webt. Das mußte Alles in den Gemüthern umgeworfen werden; deßhalb bezieht sich das Lutherthum einzig auf die Bibel."

Zelter faßte des Dichters Plan mit Begeisterung auf und griff nach Kräften ein. Aber schon am 26. December schrieb ihm Goethe: „Deinen werthen, mit meinen Vorschlägen übereinstimmenden Brief habe ich erhalten, vorerst aber zu meinen übrigen Papieren gelegt; denn wie ich weiter eingreifen kann, seh' ich nicht klar. Wären wir beisammen, dann würde es sich geschwinder ergeben. Nun aber lastet die Witterung zugleich mit einer Menge Einzelnheiten auf mir, daß ich, wenn ich mir auch ein glücklicheres Jahr denke als das vorige, nicht weiß wie ich fertig werden will. Doch kommt zu solchen Dingen manchmal ein ganz unvermutheter Anstoß; darauf wollen wir hoffen und vertrauen." Leider sollte ihn dießmal sein Vertrauen täuschen. Dafür brachte er aber gegen den Jahresschluß eine Ballade, deren Gegenstand er lange mit sich herumgetragen hatte, die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen glücklich zu Ende. Am 1. Januar 1817 theilte er Zeltern „die wichtige Nachricht" von der glücklichen Ankunft der beiden letzten Strophen jener widerspenstigen Ballade mit. Der Stoff scheint aus Percy's Samm-

lung entlehnt; das darin enthaltene Gedicht The Beggars Daugther of Bednallgreen stimmt in dem Inhalte mit dem Goethe'schen überein, nur daß dort Alles heiterer gehalten ist und sich heiter entwickelt, daher auch der Gesammteindruck wohlthuender ist. Treffend bemerkt Götzinger über Goethe's Ballade: „Mit Freuden erblicken wir den alten Dichter wieder auf der frühern Bahn, wie er sich immer noch als Meister in der versinnlichenden Darstellung zeigt. Die Ballade ist ganz dramatisch gehalten und erinnert in letzterer Hinsicht an den Zauberlehrling, durch die Anordnung so verschiedenartiger Massen und Theile an Schiller; denn auch hier ist ein langer zwanzigjähriger Zwischenraum in den engen Rahmen einiger Minuten gefaßt, ungefähr wie im Grafen von Habsburg. Nur ermangelt die Darstellung der Leichtigkeit und Klarheit, die wir sonst an dem Dichter gewohnt sind." Das Letztere hat Goethe selbst später gefühlt und daher dem Gedichte eine Erläuterung gewidmet.

Außerdem gehören noch das Gedicht Prooemion, womit die Sammlung „Gott und Welt" sich eröffnet, ferner „So ist der Held, der mir gefällt" und das schöne Künstlerlied („Zu erfinden, zu beschließen u. s. w.") dem Jahr 1816 an. Ueber das letztere schrieb Goethe am 1. Januar 1817 an Zelter: „Herrn Director Schadow habe ich ein Lied zum Künstlerfeste geschickt. Möge es dazu beitragen, den düstern Geist, der durch unsere Kunsthallen schleicht, endlich verbannen zu helfen!"

Im Naturwissenschaftlichen beschäftigte er sich jetzt mit Seebeck's entoptischen Farben. „Ich schreibe," meldete

er am 7. November an Knebel, „ein Supplement-Capitel zu meiner Farbenlehre, als ein Tüpfchen auf's i. Da meine ganze Bemühung von jeher dahinaus lief, die Phänomene klar vorzuzeigen, sie zu sondern und nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, so kommt mir jede neue Entdeckung zu paß, denn sie fügt sich an und füllt eine Lücke." Indeß fühlte er bald die Unzulänglichkeit seines Aufsatzes und sah sich zu weitern Forschungen genöthigt. Großen Antheil nahm er an Howardt's Wolkenterminologie, die er fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen anwandte. Professor Renner in Jena regte gleichzeitig das längst entschlafene Interesse für vergleichende Anatomie wieder bei ihm auf. Die Metamorphose der Pflanzen hatte er wieder abdrucken lassen und sendete am 14. Oct. ein Exemplar an Zelter. Er las, hiedurch veranlaßt, auf's Neue den Linné und schrieb am 7. Nov. an Zelter, er sei über diesen außerordentlichen Mann erschrocken; er habe unendlich viel von ihm gelernt, nur nicht Botanik; außer Shakespeare und Spinoza wisse er keinen Abgeschiedenen, der eine solche Wirkung auf ihn geübt. Ueberhaupt war jetzt sein Interesse für Naturwissenschaft wieder so lebendig geworden, daß er, wie er bereits der Kunst und dem Altherthume periodisch erscheinende Hefte widmete, so nun auch auf die Herausgabe naturwissenschaftlicher Hefte bedacht war, für die er jetzt schon Einiges vorbereitete. Von den Heften über Kunst und Alterthum brachte er vor dem Jahresende das zweite dem Abschluß nahe. Daneben war die Redaction der neuen Ausgabe seiner Werke fortgeschritten, und von der italienischen Reise hatte er bereits die Redaction des zweiten

Bandes begonnen, deßgleichen den vom Publicum sehnlichst erwarteten vierten Theil von Wahrheit und Dichtung schematisirt.

Wenn solche Thätigkeit durch den augenblicklichen friedlichen Zustand der Welt begünstigt wurde, so fühlte sich Goethe doch durch einzelne Symptome beunruhigt; namentlich versetzten ihn die Ankündigung und die ersten Nummern von Oken's Isis in lebhafte Aufregung. In dem am 15. Mai 1816 vollzogenen Grundgesetz der landständischen Verfassung für die Weimarischen Lande war auch das Recht auf Freiheit der Presse ausdrücklich verbürgt worden. Hiervon machte nun der Professor Oken in seiner Isis, als deren erster Jahrgang 1817 gelten sollte, von der jedoch schon mehrere Nummern 1816 erschienen, einen sehr weitgreifenden Gebrauch. Ein Artikel, worin er die eben ertheilte Verfassung scharf kritisirte, gab der Landesdirection Veranlassung, von drei Referenten sich Mittel in Vorschlag bringen zu lassen, wodurch man dem Unfug steuern könnte. Der Großherzog ließ die Akten seinem Freunde Goethe zu gutachtlichem Berichte zustellen. Obwohl ungern, arbeitete dieser ein ausführliches Gutachten aus, welches Düntzer in seinen Studien zu Goethe's Werken veröffentlicht hat. Es werden darin die Vorschläge der drei Referenten, welche sich für einen mündlichen oder schriftlichen Verweis, Androhung des Verbots bei erneuerten Ausfällen und Einschlagung des Weges Rechtens zur Genugthuung für die bisher Beleidigten ausgesprochen hatten, umständlich erörtert und als unzweckmäßig dargestellt, und dafür das sofortige Verbot des Blattes proponirt. „Man fürchte sich ja nicht," heißt es,

„vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben." — Daß Goethe hier, trotz der im Grundgesetz verbürgten Preßfreiheit, die Unterdrückung der Isis anempfahl, darf uns nicht Wunder nehmen. Es hat sich uns schon früher gezeigt, daß er von dem Mitreden und Mitregieren der Menge kein Freund war; besonders ärgerte es ihn, wenn man durch vorlauten und unbesonnenen Tadel wohldurchdachten Unternehmungen und Anstalten in den Weg trat. So hatte er auch 1803 Eichstädt aufgefordert, in die Literaturzeitung nichts Ungünstiges über das botanische Institut zu Jena aufzunehmen, „damit eine im Wachsen begriffene Anstalt nicht gehindert, noch verletzt werde", und das Jahr vorher den Abdruck eines tadelnden Aufsatzes von Böttiger über die Aufführung des Schlegel'schen Ion durch Drohungen hintertrieben. Uebrigens befolgte der freisinnige Großherzog Goethe's Rath in Betreff der Isis nicht und ließ die Zeitschrift fortbestehen.

Mit dem Neujahr 1817 erklärte sich die Heirath von Goethe's Sohn mit Fräulein Ottilie von Pogwisch. „Es ist der Wille der beiden jungen Leute," schrieb er an Zelter, „gegen den ich nichts einzuwenden habe. Hof und Stadt billigt die Verbindung, welche recht hübsche gesellige Verhältnisse begründet." Die hier angedeutete Hoffnung erfüllte sich reichlich. Mit dem Eintritt dieser geist- und gemüthreichen

Schwiegertochter gewann sein Haus in geselliger Beziehung eine neue Gestalt, und übte in den folgenden Jahren, als es sich auch durch ein Paar blühender Enkel belebte, eine immer wachsende Anziehungskraft auf den Dichtergreis. Kam schon dieser Umstand seiner stillen häuslichen Thätigkeit zu gut, so gesellte sich im ersten Viertel dieses Jahres noch ein zweiter dazu, der ihn von lästig gewordenen Verpflichtungen befreite. Das Weimarische Theater war schnell genug von seiner Höhe herabgesunken. „Am eigentlich Artistischen, Technischen, Oekonomischen," schrieb Goethe im Februar an Zelter, „kann man sich keine bessere Einrichtung wünschen; nur erregte zuletzt eine geistlose Behandlung allgemeinen Unwillen, daß endlich eine Explosion erfolgen mußte. Ich erwartete sie, um aus der Sache zu scheiden." Die Explosion fand statt am Geburtstage der Großherzogin, den 30. Januar. Nachdem Morgens der Großherzog feierlich vom Thron den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal beliehen, wobei, wie die übrigen hohen Staatsdiener, auch Goethe „nach Rangesgebühr, in geziemendem Schmuck" erschien, wurde Abends zur Theaterfeier Kotzebue's Schutzgeist in seiner ganzen Ausdehnung gegeben; die Vorstellung dauerte bis halb eilf Uhr. Hof und Stadt protestirten gegen sein Wiedererscheinen. Der Erfolg für Goethe war zunächst ganz anders, als er gehofft hatte. „Ich habe die Sache wieder auf den Schultern, wie vor so viel Jahren," schrieb er am 23. Februar an Zelter, „fange wieder an, wie damals. Den Mahomet hab' ich auch schon wieder auf die Bühne gebracht als Exercitium der ersten grammatikalischen Uebungen." Aber zur

Erleichterung hatte man ihm seinen Sohn zur Intendanz beigesellt; und so griff er die alte Aufgabe mit neuem Muthe an. Schon am 23. Februar berichtete er an Zelter, er sei vierzehn Tage her, Tag und Nacht, mit der Redaction von Kotzebue's Schutzgeist beschäftigt; weil die darin zusammengestoppelten Motive doch manches Interessante hätten, gerade wie es die Leute wünschten, so „sei er hineingefahren und mache den Schutzgeist des Schutzgeistes.“ Am 9. März meldete er: „Gestern bin ich von diesem Uebel genesen, wie Du aus dem beiliegenden Anschlagzettel siehst. Was Du aber auf dem Zettel nicht liesest, ist das glückliche Gelingen. Ich habe bei meiner Redaction nur das Wirksame behalten und das Nothwendige in die Enge gebracht, die langen Erzählungen zu kurzen, kräftigen Darstellungen umgeschrieben, die matten Verse überarbeitet, und die Lücken, die ich mit grausamer Scheere hineingeschnitten, wieder zusammengefügt und übermalt, so daß es jetzt ein interessantes, glatt hintereinander weggehendes Stück und beinahe um eine Stunde kürzer geworden ist. So viel von meinen neuesten Thaten, wozu ich noch fügen muß, daß die ganze Aufführung, nach alter Weimarischer Weise, mit Präcision sowohl des Auftretens, Gehens, Bewegens und Gruppirens, als der Recitation und Declamation gegeben worden.“ Voll Freude über den guten Erfolg richtete er nun auch das Kotzebue'sche Lustspiel „die Bestohlenen“ für die Bühne ein, und gedachte, zur Ausdehnung des Repertoirs, es noch mit mehrern „Exercitien dieses reichen, aber schluderhaften Talentes“ so zu machen. Allein schon gegen den 20. März brachte die gegen seinen Willen

durchgesetzte Aufführung des aus dem Französischen übersetzten Stückes „Der Hund des Aubry" *) seinen Entschluß, sich der Bühnenlast zu entledigen, zu völliger Reife. Er reis'te, nach gegebener Erklärung, noch am Tage der Vorstellung nach Jena. Der Großherzog stattete hier dem alten Freunde bald einen Besuch ab, und Goethe's schönes Verhältniß zu der fürstlichen Familie blieb durch dieses Ereigniß unberührt.

Er verweilte diesmal über vier Monate, bis in den August hinein, zu Jena, anfangs im Schlosse, später im botanischen Garten wohnend, und vertheilte seine Zeit zwischen Besichtigung und Ordnung der dortigen Anstalten, Fortführung und Vorbereitung literarischer Arbeiten und Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern, besonders mit Knebel.

Die Anstalten sah er schon in den ersten Tagen durch, und erstattete am 25. März seinem Collegen Voigt einen vorläufigen Bericht: Die neu angelegte Veterinärschule fand er „in einem alten, seltsamen, labyrinthischen Gebäude gar zweckmäßig eingenistet, und vom Lehrer, Amanuensen und Schülern schwunghaft betrieben." Die Anstalt hatte Anfangs mit dem Vorurtheil der niedern Volksklassen zu kämpfen, welche die untern Angestellten mit pöbelhaften Ausfällen verfolgten und selbst den Prosector nicht unangefochten ließen, weßhalb Goethe eine öffentliche Verwarnung entwarf, die im Juni in den Jenaischen privilegirten Anzeigen erschien. Was für Botanik sich vorfand, ward zu einem botanischen Museum vereinigt, welches nicht bloß bedeutende Sammlung getrockneter Pflan-

---

*) S. Weimar und Jena, von Ad. Stahr I, 401 ff.

zen, sondern auch Anfänge einer Zusammenstellung von Sämereien, sowie Beispiele dessen, was sich auf Holzbildung bezog, umfaßte. Gleiche Sorgfalt wandte er den übrigen Anstalten zu, namentlich auch in ökonomischer Beziehung. „Die Ausgaben hatten sich gemehrt,“ heißt es in den Annalen; „der Etat mußte abermals capitelweise durchgearbeitet werden.“ Um aber für sich und Andere die Lage des Geschäftes vollkommen ins Klare zu setzen und dessen fernere Behandlung richtig einzuleiten, entwarf er jetzt einen umständlichen Aufsatz „Museen zu Jena, Uebersicht des Bisherigen und Gegenwärtigen,“ den er später (Michael 1817) nochmals durchsah und redigirte, und als Bericht an den Großherzog einsandte. Vogel hat den interessanten Aufsatz in seiner Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen“ (S. 10 ff.) veröffentlicht.

Ueber seine schriftstellerische Thätigkeit in der ersten Hälfte des Aufenthaltes zu Jena gibt ein Brief an Zelter vom 29. Mai Auskunft. „Zehn Wochen,“ schrieb er, „concentrirte ich mich auf die Vergangenheit, sie zu beleben beschäftigt. Vom dritten Rhein- und Mainheft, Erinnerung der Folgetage des Rochusfestes, sind schon drei Bogen gedruckt. Die neue Belebung von Jena hat auch für mich im Naturfache viel Anregendes gebracht, und ich stehe wie Hesekiel verwundert, daß das alte Knochenfeld auf einmal lebendig wird. Vor Johanni, denk' ich, soll ein Heft von zwölf Bogen ausgehen, wo ich, in mehrern Colonnen, meine alten Garden der Naturbeherrschung werde aufmarschiren lassen. Das alles konnte ich um so ruhiger thun, als mein zweites Heft Rhein und Main zu Euch auf dem Wege war. Die darin enthaltenen Kriegs-

und Friedenserklärungen werden unausgesetzt verfolgt werden. Ich habe nicht viel Zeit mehr, aufrichtig zu sein; wir wollen sie benutzen.“ Uebereinstimmend mit dem Letztern hatte er schon im März an Knebel geschrieben: „Mein zweites Rhein- und Mainheft wird als eine Bombe in den Kreis der Nazarenischen Künstler hineinplumpen. Es ist gerade jetzt die rechte Zeit, ein zwanzigjähriges Unwesen mit Kraft anzufallen und in seinen Wurzeln zu erschüttern. Die paar Tage, die mir noch gegönnt sind, will ich benutzen, um auszusprechen, was ich für wahr und recht halte, und wäre es auch nur, um, wie ein dissentirender Minister, meine Protestation zu den Acten zu geben. Der Aufsatz jedoch selbst („Neu-deutsche religiös-patriotische Kunst“) mit seinen lehrreichen Noten ist von Meyer und dient als Confession, worauf die Weimarischen Kunstfreunde leben und sterben.“

Wir sehen, in Beziehung auf bildende Kunst hatte er den Standpunkt des bedingten Eingehens in die Bestrebungen der Romantiker, wozu er besonders durch seine Verbindung mit Boisserée und den rheinischen Kreisen gekommen war, wieder vollständig verlassen. Indem er sich mit erhöhter Liebe der antiken Kunst zuwandte, ward er sogar für den Augenblick von einem polemischen Geiste ergriffen, der ihm sonst nicht eigen war, und er sammelte Hülfstruppen zum Kampfe „gegen die Nazarener“. Wie sein treuverbündeter Meyer den Schweizer Karl Ruckstuhl, der in der Nemesis gegen den Sprachunfug der Deutschthümler zu Felde gezogen war,*) so forderte

*) S. G.'s W. Bd. 32, S. 215 ff.

er den Hofrath Rochlitz zur Theilnahme an diesem Kampfe auf. „Man muß jetzt auch Partei machen,“ schrieb er an den Letztern, „das Vernünftige zu erhalten, da die Unvernunft so kräftig zu Werke geht. Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern, und daß wir unsern Luther nicht höher ehren können, als wenn wir dasjenige, was wir für recht, der Nation und dem Zeitalter ersprießlich halten, mit Ernst und Kraft, und wäre es auch mit einiger Gefahr verknüpft, öffentlich aussprechen, und wie Sie ganz richtig urgiren, öfters wiederholen.“

Genährt und gesteigert wurde seine Begeisterung für antike Kunst eben jetzt durch frische Funde und Mittheilungen; besonders lebhaft beschäftigten ihn die Abzeichnungen der Elgin'schen Marmore, womit er schon im vorigen Jahre bekannt geworden war, und die sich jetzt mehrenden Mittheilungen darüber. Er erzählt in den Annalen, seine Begierde etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, sei dadurch so heftig geworden, daß er an einem schönen sonnigen Morgen ohne Absicht aus dem Hause fahrend, plötzlich von seiner Leidenschaft überrascht, den Wagen nach Rudolstadt gelenkt und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit hergestellt“ habe. Auch von den äginetischen Marmoren erhielt er durch Zeichnungen des in Rom mit der Restauration Beauftragten nähere Kenntniß. Gleichzeitig wurde sein Interesse für neuere Kunst durch manche Zusendungen aufgefrischt. Rochlitz verehrte ihm gegen Anfang Aprils ein schönes Oelbildchen, das Goethe in dem Dankschreiben vom 9. April als „eine liebwerthe Erscheinung“

preist, die ihn in dem „zwar geistvollen aber gestaltlosen Jena" doppelt erfreut und schon zu hundert Betrachtungen veranlaßt habe. Nicht minder erfreulich waren ihm große Federzeichnungen von Schinkel, die neuesten Münchener Steindrücke, Thierfabeln von Menken und eine Kupferstichsammlung aus einer im Frühjahr abgehaltenen Leipziger Auction. Schon im Februar war eine bedeutende Majolika-Sammlung des Herrn von Derschau in Nürnberg durch Seebeck's Vermittelung in seinen Besitz gekommen.

Die zweite Hälfte des Aufenthaltes zu Jena benutzte Goethe, um das erste Heft zur Morphologie und den zweiten Theil der italienischen Reise zu beendigen und zum Drucke zu befördern. „Reinliche Exemplare," schrieb er am 20. August an Zelter, „lege ich zusammen, damit ich Dir zu seiner Zeit eine kleine Bibliothek sende. Ich habe mich nach meiner Weise leidlich befunden, kann aber von weiterm Thun und Unternehmen nichts erzählen, weil jene Beschäftigung meine ganze Zeit absorbirte. Jetzt ist es zu spät nach Karlsbad zu gehen, wohin mich die Aerzte beorderten, und ich muß versuchen, wie ich, auch ohne diese Nachhülfe, durch den Winter komme."

Einige Tage vor der Rückkehr nach Weimar, Anfangs August, erhielt er einen willkommenen Besuch vom Staatsrath Schulz aus Berlin. Dieser war auf seine chromatischen Ideen sehr freundlich eingegangen, stand darüber mit ihm in Briefwechsel und hatte zwei Aufsätze über physiologe Farben eingesandt, worin Goethe's Ansichten zu Grunde gelegt waren. Schulz begleitete ihn nach Weimar und brachte

dort noch mehrere Tage bei ihm zu. Es läßt sich denken, wie sehr unsern Naturforscher in seiner einsamen Stellung die geistreiche Theilnahme dieses Mannes freuen mußte, wozu sich auch noch Hegel's Zustimmung gesellte, der von philosophischem Standpunkte aus der Goethe'schen Farbenlehre das Wort redete. Es waren besonders die von Seebeck entdeckten entoptischen Farben, die jetzt Goethe lebhaft beschäftigten. Ein dieselben betreffender Aufsatz „Elemente der entoptischen Farben"*) ist „Jena, den 6. Juni 1817" datirt. Aber erst den 17. Juni, wie er in den Annalen berichtet, enthüllte sich ihm, bei ganz klarem Himmel, der Hauptbegriff zu völliger Ueberzeugung, und er bereitete sich nun, „die vielen Einzelnheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen, und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen."**) An diesen weitern Bemühungen nahmen außer Schulz,

---

*) G.'s W. Bd. 37, S. 311 ff.

**) Mit dem Datum „17. Juni" stimmt freilich folgender Anfang eines Briefes an Meyer vom 7. Juni nicht recht zusammen: „Zuvörderst muß ich Ihnen mit einigem Triumph die Nachricht geben, daß ich für mancherlei Leiden und Gebrechen genugsam entschädigt worden, daß ich die Grundphänomene der entoptischen Farben endlich entdeckt habe, nachdem sie mich auf meinem, wie ich wohl wußte, recht eingeschlagenen Wege zehn Wochen lächerlich geäfft hatten. Weil man immer nur durch ein Gegebenes zu solchen Dingen herankommt, so schleppt man auf eine unbehülfliche Weise die alten Schalen und Häute mit, da ein guter Erfolg bloß darauf ankommt, daß man sie abwirft."

Hegel, Seebeck und Döbereiner, auch sein College Voigt und der Maler Prof. Roux aus Jena förderlichen Antheil, welcher Letztere die Gefälligkeit hatte, ihm genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Da bei Goethe das Interesse für Chromatik nicht etwa rein wissenschaftlicher, sondern auch künstlerischer Natur war, so achtete er besonders auf die Urtheile der Maler; und so las er denn jetzt auch wiederholt mit großer Freude einen Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbe an fernen Gegenständen, der mit seinen Ansichten übereinstimmte.

Aber nicht bloß für die Farbenlehre, auch für andere Zweige der Naturwissenschaft stand jetzt Goethe's Neigung wieder in voller Blüthe. „Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung," heißt es in den Annalen. Er bereicherte und ordnete seine Sammlungen, verfolgte mit großer Theilnahme die neuern Erscheinungen, besonders von Leonhard's große Tabellenwerke, welche dieser in Gesellschaft mit andern Naturforschern herausgab, und suchte dabei, sich über seine eigenen Ueberzeugungen immer mehr aufzuklären. Desgleichen setzte er die Betrachtung der organischen Naturwesen fort und begann das zweite Heft zur Morphologie mit großer Liebe zu bearbeiten.

Seinen unterdeß herangenahten achtundsechszigsten Geburtstag beschloß er einsam in Paulinzelle zu begehen, wohin er, obwohl seit vierzig Jahren Thüringen zu Wagen, Pferd und Fuß durchziehend, niemals gekommen war. Man hatte ihm die dortigen kirchlichen Ruinen als höchst bedeutend und ehrwürdig gepriesen; und so machte er sich denn am 28.

August beim schönsten Wetter auf den Weg. Aber auch hier hatte ihm die Freundschaft ein unerwartetes Fest bereitet. Der Oberforstmeister von Fritsch hatte von Ilmenau her, in Verbindung mit Goethe's Sohne, ein frohes Mahl veranstaltet, wobei er dann mit heiterm Sinne das von der Schwarzburg-Rudolstädtischen Regierung aufgeräumte Bauwerk aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts betrachten konnte.

Hatte er das letzte Viertel des vorigen Jahrs unausgesetzt zu Hause verlebt, so spielte er jetzt in den vier letzten Monaten, wie er an Rochlitz schrieb, „Rouge et noir zwischen Weimar und Jena.“ Schon in der ersten Hälfte des Septembers brachte er wieder einige Tage in Jena zu und stattete von dort aus am 13. Sept. den Fürstinnen auf dem Sommerschloß Dornburg einen Besuch ab. Längere Zeit verweilte er im November und December daselbst und zwar besonders in Angelegenheiten der Bibliothek. Unter den Jenaischen akademischen Anstalten ließ die Bibliothek am meisten zu wünschen übrig. Die seit dreihundert Jahren nach und nach gekauften, vermachten und geschenkten Bücher und Büchersammlungen lagen „flötzartig in dem ungünstigsten Local über- und nebeneinander gelagert“; ein vollständiger Katalog war gar nicht vorhanden; wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höhern Angestellten. Nun sollte auch noch diesem Chaos die im Schloß befindliche ehemalige Büttner'sche Bibliothek einverleibt werden. Der Großherzog hatte mit Goethe wiederholt über jene Uebelstände vertraulich gesprochen, sich aber vergebens bemüht, ihn auf solchem Wege zur Uebernahme eines so miß-

lichen Geschäftes, wie die Entwirrung dieses Chaos sein mußte, zu bestimmen. Da brachte am 20. September auch das Gotha'sche Gouvernement die Sache in Anregung und sprach sich dahin aus, daß die Herstellung der Ordnung eher von einem einzelnen einsichtigen Manne, als von dem aus zu vielen Mitgliedern bestehenden akademischen Senat, dem bis dahin die Bibliothek untergeordnet war, zu erwarten sei; zugleich äußerte es den Wunsch, daß sich die Großherzogliche Oberaufsicht zur Leitung der Angelegenheit geneigt finden möge. Darauf erfolgte nun, zu Goethe's unangenehmster Ueberraschung, unter dem 7. Oktober ein Rescript des Großherzogs,*) wodurch dieser ihm die Leitung und Oberaufsicht des Geschäftes übertrug. Die Lösung der nunmehr unabwendbaren Aufgabe griff Goethe sogleich mit Entschiedenheit und Energie an. Nachdem er sich eine ausgedehnte Vollmacht und die nöthigen Geldmittel hatte bewilligen lassen, begab er sich am 6. November nach Jena und begann, trotz eines lebhaften, sogar intriguirenden Widerstrebens dabei betheiligter Personen und Corporationen, die Instandsetzung des Locals. In seine dabei bewiesene Thätigkeit, Umsicht und Sorgfalt haben uns die betreffenden Mittheilungen in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhätnissen" einen hellen Blick eröffnet. Um die Feuchtigkeit des großen untern Saals zu beseitigen, wurde die beschränkende Mauer nach dem Graben zu abgetragen und die vorliegende Erde weggeschafft, ferner unbenutzte anstoßende

*) Abgedruckt in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 69 f.

Localitäten der Universität für die Bibliothek in Besitz genommen. Noch in seinen letzten Tagen erinnerte sich Goethe mit Freude der Entschlossenheit, womit er das medicinische Auditorium, trotz der Protestation der Akademie und der medicinischen Facultät, welche den Schlüssel verweigerte, in Beschlag nahm, indem er die Wand durchbrach und die Bücherrepositorien aufstellen ließ, ein Verfahren, das nachträglich höchsten Ortes vollkommen gutgeheißen wurde.

Diese amtlichen Beschäftigungen, wie gewissenhaft sich auch Goethe ihnen widmete, absorbirten doch keineswegs seine ganze Thätigkeit und Theilnahme im letzten Jahresviertel. Am 9. October berichtete er an Knebel, er sei durch Hermann, Kreuzer, Zoega und Welker in die griechische Mythologie, ja bis in die Orphischen Geheimnisse gerathen. Aus dem Interesse an „der wunderlichen Welt, die sich ihm hier aufthat“ entsprangen die „Urworte, Orphisch“ in fünf Stanzen. Nach seiner eigenen Angabe hat er hier, was von ältern und neuern Orphischen Lehren überliefert worden, „poetisch-compendios, lakonisch vorzutragen gesucht.“ So entstand eine sehr bedeutende und tiefsinnige Dichtung, welche in großer Kürze die Hauptfactoren, die im Lebensschicksale des Menschen wirksam sind, uns personificirt vorführt. Ungefähr derselben Zeit gehört der Irische Klaggesang an, den er aus Glenarvon übersetzte. Seinem Urfreunde von Knebel widmete er zu seinem dreiundsiebzigsten Geburtstage (am 30. November) ein Gedicht aus dem Stegreife („Lustrum ist ein fremdes Wort“). Der Plan, das Reformations-Jubiläum durch eine Fest-Cantate zu feiern, war unausgeführt

geblieben; indeß brachte Goethe doch einen kleinen Tribut zu dem Feste in drei Strophen „Den 31. October 1817" überschrieben, worin er sich als eifrigen Protestanten „in Kunst und Wissenschaft" bekennt. Daß er hierbei vorzüglich seine Stellung als Naturforscher, den Zunftgelehrten gegenüber, im Sinne hatte, bedarf kaum der Erinnerung. Wie er jetzt im Ganzen über das Fest dachte, zeigte folgende Stelle eines Briefes an Knebel (vom 22. August): „Pfaffen und Schulleute quälen (mich) unendlich, die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden; Maler und Kupferstecher gewinnen auch was dabei. Ich fürchte nur, durch alle diese Bemühungen kommt die Sache so in's Klare, daß die Figuren ihren poetischen, mythologischen Anstrich verlieren. Denn, unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant, als Luther's Charakter, und es ist auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles Uebrige ist verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

Die widerwärtigste Seite der Sache war ihm, daß die politische Aufregung in Deutschland an dem Reformationsfest einen Halt- und Vereinigungspunkt fand; und so war denn auch das Wartburgfest, das Knebel als „einen guten Spuk, einen Gedanken, der dem alten Luther im Grabe Ehre mache", bezeichnete, für Goethe ein Gräuel. Er nannte es in einem Briefe an Zelter vom 16. December „den garstigen Wartburger Feuerstank, den ganz Deutschland übel empfindet, indeß er bei uns schon verraucht wäre, wenn er nicht bei Nordostwind zurückschlüge und uns zum zweiten Mal beizte." Die Pro-

fessoren Oken und Fries, die als Redner beim Fest aufgetreten waren, hatten öffentliche Berichte darüber geliefert, welche, wie in Wien und Petersburg, so auch in Berlin großen Anstoß erregt hatten. Hardenberg kam deßhalb persönlich nach Weimar; die hier und in Jena erscheinenden politischen Blätter erhielten geschärfte Verwarnungen, und im Februar des nächsten Jahres setzte die Weimarische Regierung, von außen her gedrängt, im Einverständniß mit den Ständen die Preßfreiheit außer Kraft. „In solchen Fällen," schrieb Goethe den 16. Dec. an Zelter, „muß es denn auch dem Einzelnen, der unter der allgemeinen Thorheit leidet, erlaubt sein, sich mit einiger Selbstgefälligkeit zu sagen, daß er das alles, wo nicht voraus gesehen, doch voraus gefühlt, daß er in den Punkten, die ihm klar geworden, nicht allein widerrathen, sondern auch gerathen, und zwar das, was Alle, da die Sache schief geht, gethan haben möchten. Dieses berechtigt mich zur Impassibilität, weßhalb ich mich denn auch, wie die Epikurischen Götter, in eine stille Wolke gehüllt habe. Möge ich sie immer dichter und unzugänglicher um mich versammeln können!"

Wir kennen die verschiedenen Elemente, welche schon seit Langem diese verhüllende Wolke bildeten. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst fesselte ihn jetzt besonders Leonardo da Vinci's Abendmahl, auf naturwissenschaftlichem Felde die Howard'sche Wolkenlehre, auf poetischem Byron und englische Poesie überhaupt. Der verstorbene Director der Kunstakademie zu Mailand Bossi hatte es unternommen, in einer wohldurchdachten Copie das gänzlich verdorbene berühmte

Bild da Vinci's als Mosaik wiederherzustellen. Da er das übermalte Original nicht seiner Arbeit zu Grunde legen konnte, so studirte er die vorhandenen Copien, fertigte von dreien Durchzeichnungen an, und suchte sich so für seine Aufgabe zu befähigen. Diese Durchzeichnungen, welche der Großherzog Karl August als Gewinn einer Reise in die Lombardei mitgebracht hatte, verglich Goethe nun auf's Sorgfältigste mit dem Bossi'schen Werke, und legte die Früchte seiner Studien und Betrachtungen in einem umfassenden Aufsatze nieder: „Joseph Bossi über Leonardo da Vinci's Abendmahl zu Mailand".*) Größtentheils gehört diese Arbeit noch dem Jahre 1817 an, gelangte aber erst im folgenden zu gänzlichem Abschluß.

Howard's Wolkenlehre beschäftigte Goethe nun schon seit ein paar Jahren. Er theilte Knebel'n im December einen betreffenden Aufsatz mit, worüber ihm dieser am 27. schrieb: „Deine Wolkenbeobachtungen haben mir ungemeines Vergnügen gemacht, und ich danke Dir herzlich für die Mittheilung derselben. Ich konnte mit meinen eigenen Erfahrungen fast überall nachfolgen, und die klare und gefällige Darstellung der Sache, die Dir eigen ist, gibt ihr Anmuth und Werth." Auch das Interesse für Byron's Dichtungen datirte schon von früherer Zeit her. Zuerst hatte er Goethe durch seine hypochondrische Leidenschaft und seinen heftigen Selbsthaß abgestoßen; aber schon im Jahre 1816 las dieser Byron's Corsaren und Lara „nicht ohne Bewunderung und Antheil." Am

*) G.'s W. Bd. 31, S. 50—87.

13. October 1817 schrieb er an Knebel: „Die wunderbarste Erscheinung war mir diese Tage das Trauerspiel Manfred von Byron, das mir ein junger Amerikaner zum Geschenk machte. Dieser seltsame Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und für seine Hypochondrie die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat alle Motive auf seine Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genug bewundern." Er gestand zwar, daß die düstre Gluth einer grenzenlosen, reichen Verzweiflung doch am Ende lästig werde; doch sei der Verdruß, den man empfinde, immer mit Hochachtung und Bewunderung verknüpft. Wir finden diese Briefstelle als Anfang eines Aufsatzes über Byron's Manfred, der dem letzten Jahresviertel 1817 angehört, in Goethe's Werken unter der Rubrik „Englische Literatur" wieder.

Unter so mannigfacher Thätigkeit war das Jahr 1817 zu Ende gegangen. Auf den Ertrag desselben konnte Goethe mit Befriedigung zurücksehen; denn außer den erwähnten Productionen war noch eine Reihe von kleinen Arbeiten entstanden: Die Geschichte seines botanischen Studiums,*) die Erzählung seiner ersten Bekanntschaft mit Schiller, ferner die Aufsätze: Verein deutscher Bildhauer;**) Anforderung an den modernen Bildhauer;***) über Blücher's Denkmal;†) Vorschlag

*) G.'s W. Bd. 36, S. 67.

**) Ebendas. Bd. 31, S. 301, datirt vom 27. Julius 1817.

***) Ebendas. S. 277.

†) Ebendas. S. 281.

zur Güte;*) Meteore des literarischen Himmels;**) Bildungstrieb;***) Casti's redende Thiere;†) Naivetät und Humor. Auch waren die Studien zum Divan fortgeführt, und dabei Uebungen in orientalischer Schönschrift angestellt worden. Dazwischen hatte es nicht an genußreichen und anregendem Verkehr mit bedeutenden Männern gefehlt. In Jena besuchte ihn öfters Papadopulus, der seine Iphigenie in's Neugriechische übersetzte; von Berliner Freunden sprachen der Staatsminister Wilh. von Humboldt, Hufeland, Langermann, Varnhagen von Ense bei ihm ein; außerdem besuchten ihn Wilh. von Schütz, Hofrath Hirt und Sartorius.

---

*) G.'s W. Bd. 27, S. 521.

**) Ebendas. Bd. 40, S. 458.

***) Ebendas. S. 427.

†) Ebendas. Bd. 31, S. 181.

Fünfzehntes Capitel.

Die Jahre 1818 bis 1820. — Das Jahr 1818: Halbjähriger Aufenthalt in Jena. Gedicht „Um Mitternacht“. Aufsatz über L. da Vinci's Abendmahl und drittes Heft von Kunst und Alterthum beendigt. Aufsätze über Classiker und Romantiker in Italien, über Blumenmalerei, Geistes-Epochen. Beschreibung der philostratischen Gemälde. Aufsatz „Antik und Modern“. Rückkehr nach Weimar. Aufenthalt zu Karlsbad. Karlsbader Gelegenheitsgedichte. Persönlicher Verkehr. Unwohlsein. Rückkehr nach Weimar. Aufenthalt in Berka. Maskenzug. Noten und Abhandlungen zum Divan. — Das Jahr 1819: Tod des Ministers von Voigt. Aufenthalt in Karlsbad. Verkehr mit Diplomaten und andern Personen. Aufenthalt in Jena. Bibliotheksgeschäfte. Neues Heft von Kunst und Alterthum und zur Morphologie. Gedichte: Die Metamorphose der Thiere und andere. — Das Jahr 1820: Fortführung der periodischen Hefte. Biographische Vorarbeiten. Besuch des Königs von Württemberg. Frühe Abreise nach Karlsbad. Meteorologisches Tagebuch. Aufsatz: Die Louisenburg bei Alexandersbad. Gedichte zum Divan und andere. Aufenthalt in Eger. Aufsatz: Der Kammerberg bei Eger. Erzählung: „Wo steckt der Verräther?“ Aufenthalt zu Jena. Die Abhandlung über die entoptischen Farben geschlossen. Andere Beschäftigungen in Jena. Besuche. Winterleben in Weimar. Mantegna's Triumphzug. Commentare zu den Orphischen Stanzen und zur Harzreise im Winter. Aufsatz: Olfried und Lisena. Redaction der Wanderjahre.

Das Jahr 1817 war in dreifacher Beziehung für Goethe's noch übrige Lebenszeit von großem Einfluß gewesen. Zuerst hatte es den Grund zu einem neuen Familienkreise ge-

legt, der bald auf ihn eine lebhafte Anziehungskraft üben sollte. „Mir will nun nicht mehr wohl werden als in meinem Hause," bekennt er schon im nächsten Jahre (1818) seinem Freunde Zelter, und hebt dabei auch die „vieljährig zusammengetragenen Besitzthümer" hervor, in denen er reichen Genuß und Gewinn finde. Dann hatte ihn jenes Jahr von der Bühnenlast befreit, so daß sich seine Thätigkeit jetzt ungestörter dem Heben alter Schätze, dem Ordnen, Verzeichnen, Zusammenfügen, Ergänzen, Erläutern seiner mächtig herangewachsenen wissenschaftlichen, dichterischen und künstlerischen Habe zuwenden konnte. Endlich hatte es ihm in Beziehung auf Kunst die Stellung wiedergegeben, in welcher er sich allein behaglich fühlen konnte; und so nannte er auch die ihr gewidmete Zeitschrift von nun an bloß „Kunst und Alterthum", weil „die Rhein- und Mainluft darin nach und nach verwehte." Es konnte ihn nun nicht mehr nach Köln und Heidelberg ziehen; vielmehr spricht sich, wie Schöll treffend bemerkt hat, „seine Rückkehr in gewohnte Geleise jetzt auch in den Badereisen aus, die er in den nächstfolgenden Jahren wieder nach den böhmischen Quellen richtete."

Die erste Hälfte des Jahres 1818 brachte er, mit wenigen Unterbrechungen, in Jena zu, wo ihn nicht bloß das Bibliothekgeschäft, sondern noch mehr die seinen Arbeiten so förderliche Ruhe festhielt. Er wählte diesmal in einem Vororte der Stadt, zu Camsdorf in dem Gasthof zur Tanne, seinen Wohnsitz, den er in einem Brief an Zelter vom 16. Februar schilderte: „Ich habe auf dem rechten Saalufer, unmittelbar an der Camsdorfer Brücke, über dem durch die

Bogen gewaltsam strömenden, eisbelasteten Wasser, eine Zinne (vulgo Erker) in Besitz genommen, die schon seit so vielen Jahren mich, meine Freunde und Nachkommenschaft gereizt hat, daselbst zu wohnen, ohne daß nur Jemand sich die Mühe gegeben hätte, die Treppe hinaufzusteigen. Hier verweile ich nun die schönsten Stunden des Tags, den Fluß, die Brücke, Kies, Anger und Garten, und sodann das liebe närrische Nest, dahinter Hügel und Berge und die famosesten Schlachthöhen vor mir, sehe bei heiterm Himmel die Sonne täglich etwas später und weiter nordwärts untergehen, wonach meine Rückkehr zur Stadt regulirt wird." Sein täglicher Tischgenosse war der damalige Assistent der Bibliothek, Dr. Weller; Abends war auch gewöhnlich der Studiosus Franz Nicolovius (jetzt General-Procurator zu Köln) bei Tische, nicht selten auch Prof. Kosegarten, den er des Divans wegen zu Rathe zog. „Weller und Nicolovius," berichtet Düntzer in seinen Freundesbildern aus Goethe's Leben,*) „mußten aus dem vorigjährigen Jahrgange der Augsburger Allgemeinen Zeitung — denn er liebte es, die schon ein Jahr alten Zeitungen zu hören — und aus dem Theatrum Europaeum bis Mitternacht vorlesen. Alle politischen Gespräche wurden vermieden; dagegen unterhielt er sich gern über Technik und Gegenstände des bürgerlichen Lebens. Ueberhaupt war er bei Tische sehr liebenswürdig, und sah es gern, wenn tüchtig gegessen und getrunken wurde. Eben so war es mit Knebel, bei welchem Goethe, wenn er nur kurze Zeit in Jena ver-

*) S. 582.

weilte, zu Mittag speiste; nur durfte Niemand geladen werden, der Goethe zuwider war, weßhalb Knebel zuvor immer anfragte." Bisweilen ward Goethe auch, wie Weller berichtet, sehr heftig, besonders wenn er getrunken hatte, und ließ dann seine Löwenstimme weithin erschallen, und nicht minder ungescheut sprach sich Knebel aus.

Aus diesem behaglichen Leben vermochten ihn auch die Weimarischen Hoffeste nicht leicht herauszuziehen. Zum 30. Januar hatte diesmal der Kanzler Müller einen Maskenzug gedichtet, worin Gestalten aus Goethe's Dichtungen auftraten. Unser Dichter schickte die drei Strophen „Maskenzüge, den 30. Januar 1818" überschrieben. *) Eben so gab „der Abwesende dem Maskenfest zum 16. Februar 1818" **) nur einen kurzen Reimsegen. Erst gegen Ende Juni ließ er sich durch die auf Anlaß der Geburt des Prinzen Karl Alexander August Johann (jetzigen Großherzogs, geb. den 24. Juni) veranstalteten Festlichkeiten bestimmen, nach Weimar zu kommen.

Aus dem Ertrage des diesmaligen Aufenthaltes zu Jena heben wir zuerst das schöne Gedicht „Um Mitternacht" hervor. Es muß dem Anfange des Jahres angehören; denn am 1. März schickte Zelter schon eine Composition desselben an den Dichter. Goethe hat selbst dieses Lied „als eine seiner liebsten Productionen" bezeichnet; und diese Vorliebe dauerte bis in sein spätes Alter fort. Noch im J. 1827 sagte er zu Eckermann, das Gedicht habe sein Verhältniß zu ihm keines-

*) G.'s W. Bd. 6, S. 135.

**) Ebendas. S. 136.

wegs verloren; es sei noch ein lebendiger Theil von ihm und lebe mit ihm fort, während die Lieder des Divans wie eine abgestreifte Schlangenhaut hinter ihm liegen geblieben seien. In dem Aufsatz „Neue Liedersammlung von Zelter" bekennt er, „mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond, aus guter, mäßig=aufgeregter Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreif niedergeschrieben zu haben, ohne daß er früher auch nur eine Ahnung davon gehabt hätte." Es charakterisirt drei verschiedene Zeiten seines Lebens (Knaben=, Jünglings= und Greisenalter) durch den verschiedenen Eindruck, den die Mitternacht auf ihn machte; indeß sind die Hauptgedanken mehr angedeutet, als ausgesprochen; das Gedicht hat, wie die Mitternacht selbst, einen mystischen Charakter. *)

Ueber den Fortschritt seiner periodischen Hefte und sonstigen Arbeiten geben die Briefe an Meyer, der jetzt in Zürich verweilte, und an Zelter Auskunft. Am 24. Februar hatte er bereits den Aufsatz über das Abendmahl Leonardo da Vinci's geschrieben und das dritte Heft von Kunst und Alterthum dem Drucke zugefertigt, ferner ein zweites Heft zur Morphologie vorbereitet und den Druck des Divan begonnen; die Darstellung der entoptischen Farben hoffte er noch vor Ostern zu bewältigen. Er verfolgte mit hohem Genusse die Fortschritte der Naturgeschichte, worin gute Köpfe „die summa summarum von verschiedenen Capiteln zogen." „Curt Sprengel's Geschichte der Botanik und Carus Handbuch der Zootomie,"

---

*) Näher erläutert ist das Gedicht in meinem Commentar zu G.'s Gedichten (III, 233—236.)

schrieb er an Meyer, „geben uns die erfreulichsten Uebersichten. Ich für meine Person habe dabei die Zufriedenheit, daß meine alten Ideen sich täglich mehr bestätigen, und der Einfluß meiner Arbeiten auf die Wissenschaften nach und nach mehr anerkannt wird." Im März ließ er seinen Mailänder Freunden zu Gefallen, die er durch des Großherzogs vorigjährige Reise gewonnen hatte, den Aufsatz über das Abendmahl von einem gewandten Emigrirten ins Französische übersetzen. „Das ist ein ganz eigener Spiegel," schrieb er an Zelter, „wenn man sich in einer fremden Sprache wieder erblickt. Ich habe mich um die Uebersetzung meiner Arbeiten nie bekümmert; diese aber greift ins Leben ein, und so gibt sie mir viel Interesse." Durch eben jene mit Mailand angeknüpfte Verbindung ward seine Aufmerksamkeit auf den heftigen Kampf des Romanticismus und Kriticismus, der nun auch jenseits der Alpen entbrannt war, hingelenkt, und er legte seine Betrachtungen darüber in dem Aufsatze „Classiker und Romantiker in Italien" *) nieder. Wir gedenken hier noch zweier Aufsätze, deren Entstehung wohl auch in die erste Jahreshälfte fällt: „Ueber Blumenmalerei" und „Geistes-Epochen" **) Derselbe Sinn, aus welchem früher die Abhandlung über Myron's Kuh hervorgegangen war, ließ ihn jetzt Philostrat's Gemälde ***) wieder aufnehmen; die Vorarbeiten dazu hatten, wie es am Schlusse der Arbeit heißt, viele Jahre

*) G.'s W. Bd. 33, S. 215 ff.

**) Ebendas. Bd. 32, S. 423.

***) Ebendas. Bd. 30, S. 403.

unbenutzt gelegen, ein glücklicher Augenblick vergönnte die Wiederaufnahme. Als Anfang fügte er den Aufsatz „Antik und Modern“ bei.

Die rastlose Thätigkeit, die wir in all diesen Arbeiten erkennen, war aber mit Natur- und Kunstgenüssen reich gewürzt. Die freie Aus- und Umsicht seiner schön gelegenen „Saal-Zinne“ wurde fleißig zur Beobachtung charakteristischer Wolkenformen und sonstiger Phänomene benutzt. Gegen Ende März berichtete er voll Freude an Meyer, es seien in München Abgüsse der Phigalischen Bas-Reliefs angekommen; Luise Seidler habe ihm eins, blau Papier, schwarze Kreide, weiß gehöht, in Größe des Originals, zugeschickt; es sei „ein Abgrund von Herrlichkeit.“

Nach der Rückkehr von Jena brachte Goethe, einen kurzen nochmaligen Ausflug dorthin (um den 10. Juli) abgerechnet, die drei ersten Wochen des Juli mit „Ordnen, Zurechtlegen und Abschließen“ zu, um sich für die Badereise vorzubereiten. Am 21. knüpfte er, nach zweijähriger Unterbrechung, seinen Briefwechsel mit Reinhard wieder an und meldete ihm, er sei eben im Begriffe nach Karlsbad aufzubrechen.

Er kam diesmal zur allerlebhaftesten Zeit im Bade an, und seine Gesundheit hielt sich in den fünf ersten Wochen des dortigen Aufenthaltes so gut, daß er sich einer muntern Geselligkeit hingeben und mehrere Ausflüge in die Umgegend machen durfte. Aus seinem geselligen Verkehr entsprang eine Reihe kleiner zierlicher Gelegenheitsgedichte, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten (III, 238) zusammengestellt habe: „An Gräfin O'Donnel den 8. Aug., An Grafen

Paar den 12. Aug., An Denselben den 16. Aug. Nachts, An Madame Catalani den 14. Aug., Dem Grafen Loeben den 18. Aug., An Gräfin Jaraczewska den 5. Sept., An Fürst Biron von Curland den 8. Sept." Unter den genannten Personen war der Graf Paar einer der eifrigsten Gesellschafter Goethe's in Karlsbad und befreundete sich aus Liebe zum Dichter mit der ihm bisher ganz fremden Geognosie. Er war Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, in dessen Familie Goethe großes Vertrauen genoß. Auch mit dem Kriegshelden, dessen Denkmal ihn längere Zeit beschäftigt hatte, mit Blücher traf er wiederholt zusammen. Der Graf Capo d'Istria wohnte mit Goethe in demselben Hause, und so kam er diesem bedeutenden Manne, wie er an Reinhard schrieb, „auch moralisch näher, als wohl sonst der Fall gewesen wäre." Mit dem Professor der Mineralogie Weiß aus Berlin pflog er belehrende Unterhaltungen über Krystallographie. Ein junger Mineraloge, Namens Reupel, hielt sich einige Zeit in Goethe's Nähe auf und illuminirte für ihn eine Charte von Böhmen. Mit diesem besuchte er die Haidinger'sche Porzellanfabrik in Ellbogen, und den Bergmeister Beschorner in Schlackenwalde, und erfreute sich an dessen instructiver Mineraliensammlung. Dagegen sah er voll Bedauern, wie er in den Annalen berichtet, „in Karlsbad ein wohlgearbeitetes messingenes Rohr mit Gradbogen, wodurch die Polarisation des Lichtes erwiesen werden sollte. Es war in Paris gefertigt; man sah aber hier in der Beschränkung nur theilweise, was wir schon längst ganz und völlig in freier Luft darzustellen verstanden." Desto erfreulicher war ihm ein

Apparat zu gleichem Zwecke, den ihm Professor Schweigger aus Halle zu seinem diesjährigen Geburtstage verehrte.

Er feierte diesen Tag noch froh und munter; allein er hatte, wie es scheint, in den letzten Wochen seinen Kräften zu viel zugemuthet. Zu Anfange Septembers traf ihn, wie er an Knebel berichtete, „ein böser catharrhalischer Sturz." Zwar erholte er sich durch Hülfe des Hofraths Rehbein so schnell, daß er gegen die Mitte Septembers Karlsbad verlassen konnte; jedoch sah er in dem Krankheitsanfall eine Mahnung „zur Aufmerksamkeit," wenn gleich der Arzt versicherte, es sei diesmal zum Heil gewesen.

Er beschloß daher nach der Heimkehr sich eine Zeit lang still zu Hause zu halten und scheint sich in den nächsten zwei Monaten vorzüglich mit den entoptischen Farben beschäftigt zu haben. In diese Zeit fällt auch ein Besuch Zelter's, der von einer Rheinreise zurückkehrte. Um die Mitte Novembers war Goethe wieder in Jena. Gleich darauf begab er sich nach Berka, um zur Feier der Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna, einen Maskenzug vorzubereiten. Der dortige Aufenthalt dauerte drei Wochen, die ganze Vorbereitung zum Feste aber, welches den 18. December stattfand, kostete Goethe mehr als fünf Wochen.

„Wie wunderlich das Leben in Berka geführt wurde," schrieb er am 26. Dec. an Knebel, „wird Dir Dr. Weller, der mich dort besuchte, erzählt haben. Nur durch eine strenge Richtung aller Gedanken auf Einen Punkt war es mir möglich, die vielfachen Gedichte zu Stande zu bringen, die der Aufzug forderte, wie das Programm ausweist. Meine Kinder

besorgten indeß die Kleidung, Meyer und Coudray die Requisiten, Ersterer die Zeichnungen zu den Kleidern. Die schönen Sprecherinnen kamen nach Berka zum Vorunterricht, und so fand ich rückkehrend Alles im Gange. Didaskalien dauerten fort, und so waren wir im Stande, nach sechs Wochen ununterbrochener Arbeit, Freitags den 19. Dec. (d. 18. ist in Goethe's Werken angegeben), ohne mehr als Eine Totalprobe am Morgen desselbigen Tages gehabt zu haben, bei Hof Abends den Aufzug aufzuführen, dem einiger Beifall zu gönnen war, da so großer Aufwand von Zeit, Kräften und Geld doch nur zuletzt wie ein Feuerwerk ein- für allemal in der Luft verpuffte. Indessen haben wir die alte Ehre Weimars gerettet, ich aber, will's Gott! von solchen Eitelkeiten hiedurch für immer Abschied genommen!" Zu freundlicher Abspannung von der anstrengenden poetischen Thätigkeit in Berka ließ er sich dort von dem Organisten und Bade-Inspector Schütz täglich drei bis vier Stunden vorspielen und zwar nach historischer Reihe von Sebastian Bach bis zu Beethoven, wobei er zugleich Marpurg's vollkommenen Capellmeister studirte.

Daß Goethe diesmal durch eine so reiche poetische Spende das Hoffest verherrlichte, könnte bei seiner jetzigen Neigung zu häuslich stiller Thätigkeit als ein Anachronismus erscheinen. Allein eben, weil er sich jetzt so sehr zurückzog, glaubte er wohl, bei Anlaß eines so glänzenden Besuches, sein langes Schweigen einmal durch einen vollern Tribut etwas aufwiegen zu müssen. Nicht umsonst läßt er die Ilme, da wo sie seine Dichtungen einführt, sagen:

Da bin ich wieder, lasse mir nicht nehmen,
Den anzukünd'gen, der nun folgen soll.
Er muß sich jetzt zur Einsamkeit bequemen,
Doch ist sein Herz Euch treu und liebevoll u. s. w.

Dem Gegenstande nach liegt aber unser Maskenzug ganz in dem Kreise von Goethe's damaliger selbstbiographisch rückschauender und zusammenfassender Geistesthätigkeit, und ich möchte nicht glauben, daß es bloß „auf Anordnung Ihro kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach geschehen sei, wenn dabei einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt worden.“ Es mochte zugleich ihn drängen, den ausgezeichneten Männern, die mit und neben ihm gewirkt, und von denen ihn im Leben mitunter Verschiedenheit des Strebens und der Charaktere entfernt gehalten hatte, den schuldigen Tribut seiner Verehrung darzubringen. Er deutet hierauf selbst in den Anmerkungen zum Divan hin. „Wir,“ heißt es dort mit Rücksicht auf die reich und übermäßig lobenden Dichtungen der Orientalen, „wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsere Zuflucht zu nehmen; denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören, und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor Kurzem bei einem herrlichen Feste (eben unserm Maskenzuge) in Allerhöchster Gegenwart das Glück nach seiner Weise gemüthlich

abzutragen.“ Beruhte demnach die Wahl des Stoffes eigentlich auf einem innern Bedürfnisse des Dichters, so war doch auch der Gegenstand zugleich der angemessenste für den Zweck des Festes. Denn wie hätte sich das kleine Weimar den an den Glanz des Kaiserhofes gewöhnten Gästen bedeutungsvoller darstellen können, als in den auf seinem Boden entsprossenen Geisteswerken, die sein Ruhm und sein Stolz waren? Werfen wir, von den aus Wieland's und Herder's Werken herausgehobenen Productionen absehend, einen Blick auf die Goethe'schen, so befremdet es, darunter weder Iphigenie noch Tasso zu finden. Es leuchtet freilich ein, daß der Dichter sich auf eine gewisse Anzahl seiner Werke beschränken mußte; aber wenn es galt, dem Götz, als einem Beispiel freierer dramatischer Behandlung, ein Muster dramatischer Beschränkung entgegenzustellen, so hätte doch, scheint es, Iphigenie mehr Anspruch auf diese Rolle gehabt, als Mahomet, den Goethe kaum als sein Werk betrachten konnte. Auch ist es auffallend, seine epischen und Romandichtungen gar nicht vertreten zu sehen, da uns doch Cid und Oberon vorgeführt werden. Am reichsten ist die Auswahl aus Schiller's Dramen, und hierin spricht sich wieder die Hochachtung und Liebe aus, die er dem fortdauernd schmerzlich vermißten Freunde bewahrte.

Goethe nahm mit diesem Product seines siebzigsten Lebensjahrs auf eine glänzende Weise von der Maskendichtung Abschied; und es fehlte ihm nicht an allseitiger Anerkennung. Die Kaiserin verehrte ihm eine kostbare Portraitdose, und würdigte ihn, wie er an Reinhard berichtete, „mancher bedeutender Mittheilung, ja des ehrenvollsten Vertrauens.“ An

Knebel schrieb er: „Ich bin über die zwiefache Gesundheit des Leibes und der Seele dieser hohen Dame erstaunt. Der Einblick in die Ansichten von so hoher Stelle war eine Fortsetzung dessen, was mir in Karlsbad zu Theil geworden, und dient mir gar vortheilhaft, daß ich manches Zeitereigniß mit mehr Klarheit und Beruhigung ansehen kann."

Nach verklungenen Festen „machte er sich wieder nach Osten", wie er Zeltern schrieb. Während der Druck des Divan langsam fortschritt, hatte er im Laufe des Jahrs sich bemüht, durch Noten und einzelne Aufsätze ein besseres Verständniß desselben vorzubereiten. „Freilich," bemerkt er hierüber in den Annalen, „mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre gemacht, als vorbereitet. Die Zweideutigkeit, ob es Uebersetzungen oder angeregte Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu gute." Diese Zweideutigkeit wurde jedoch durch die dem Divan angehängten „Noten und Abhandlungen rc."*) nicht völlig beseitigt; erst die von Chr. Wurm (1834) herausgegebenen Materialien und Originalien zum Verständnisse des Divans ließen deutlich erkennen, daß man in demselben zwei Arten von Gedichten zu unterscheiden habe: Originalgedichte von morgenländischer Färbung, und Poesien, deren Stoff ganz oder größtentheils aus orientalischen Schriftstellern entnommen ist. Einige der letztern sind völlig als Uebersetzungen anzusehen.

Durch die Langsamkeit der Jenaischen Druckerei verzögerte

*) G.'s W. Bd. 4, S. 155.

sich die Vollendung des Divans bis tief in das folgende Jahr (1819) hinein. Goethe brachte die erste Hälfte dieses Jahres in seinem ihm jetzt immer lieber werdenden Hause zu. Er konnte sich hier der Beendigung des Divans, dem Abschluß der neuen Ausgabe seiner Werke und sonstigen Arbeiten um so ungestörter hingeben, als seine Kinder eine Zeit lang auf einer Reise nach Berlin auswärts verweilten. Am 22. März, demselben Tage, der ihn dreizehn Jahre später der Welt entziehen sollte, traf ihn ein schwerer Verlust durch den Tod des Staatsministers von Voigt. Es entstand dadurch für ihn eine große Lücke, und in dem Kreise seiner amtlichen Thätigkeit fehlte ihm fortan der treuste und erfahrungsreichste Berather und Gehülfe. Voigt fühlte sich in der letzten Zeit, wie es in den Annalen heißt, „sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionären Potenzen," und Goethe pries ihn deßhalb glücklich, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erlebte, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, beunruhigt wurde.

Im Juli finden wir Goethe in Jena, wo Knebel, wie es scheint, an seinen meteorologischen Beobachtungen auf Spazierfahrten Theil nahm. „Wir besuchen noch immer," schrieb ihm dieser am 5. August, „die Pfade, die uns Deine guten Grauschimmel angewiesen, und staunen noch über die Wolkengebäude, die schwarzen Locken des Typhon, wie sie ein Dichter um den Aetna nennt." Auch in der letzten Hälfte des August, unmittelbar vor der Karlsbader Reise, muß Goethe sich in Jena aufgehalten haben, von wo er am 23. August an Rochlitz

schrieb. Die Abreise nach Böhmen verlegte er auf die letzten Tage des August. Wie gewöhnlich, suchte er auch in diesem Jahre der Feier seines Geburtstages auszuweichen, den er diesmal auf der Reise zwischen Hof und Karlsbad zubrachte. Abends in Karlsbad angelangt, ward er auf den 29. August zu einem Festmahl auf dem Posthause eingeladen, entschuldigte sich aber, „nicht ohne Grund", mit Gesundheitsrücksichten. Sehr erfreulich waren ihm die vielfachen Beweise von Theilnahme, die ihm aus der Ferne her in beglückwünschenden Gedichten, in Festgeschenken und Berichten von der Feier seines siebzigsten Geburtstages zukamen. In seiner Vaterstadt hatte bei einem ihm zu Ehren angeordneten Mahle ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz Aller Bewunderung erregt, welcher sodann dem Dichter als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater war sein Tasso zur Feier des Tages gegeben worden. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, vor Kurzem durch den Freiherrn von Stein constituirt, hatte ihm ein Diplom als Ehrenmitglied zugefertigt. Von den Mecklenburgischen Ständen ward ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille verehrt, als Dankzeichen für den Kunstantheil, den er an der Blücherstatue genommen. Ein besonders sinniges Geschenk ward ihm aber durch die Gunst des Großherzogs von Mecklenburg zu Theil. Dieser hatte eine Uhr, welche in Goethe's Kinderzeit im elterlichen Hause gestanden, sich zu verschaffen gewußt und ließ sie heimlich im Hause des Dichters aufstellen. Als Goethe sie zum ersten Mal Morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, die alle Erinnerungen meiner Kindheit

weckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?" Dann stand er auf, und vergoß beim Anblick Thränen der Rührung. Ein poetisches Zeugniß seiner Dankbarkeit für die von allen Seiten empfangenen Zeichen der Zuneigung ist uns erhalten in dem Gedichtchen unter den Erinnerungsblättern: „Erwiederung der Feier meines siebzigsten Geburtstages".*) Es knüpft sich an das Bild des Ritters auf einer ihm verehrten Münze an, der seine vierundzwanzig Söhne dem Kaiser zur Huldigung vorführt.

Der diesmalige Aufenthalt in Karlsbad dauerte vier Wochen. Ein Theil dieser Zeit wurde durch briefliche Danksagungen in Anspruch genommen, die er, wie es in einem Briefe an Zelter heißt, „für größere und kleinere Feste, für geistige und verkörperte Gaben nach und nach schuldig ward, so wie die Kenntniß davon in das verschlossene Böhmen gelangen konnte." Daneben durchdachte und schematisirte er Manches, was er den Winter über auszuarbeiten beabsichtigte, und schrieb mehr als seit vielen Jahren her, weil er sich diesmal ganz allein, ohne „eine adoptive rechte Hand" fand. Vor Allem aber setzte er „sein altes Grillenspiel mit Felsen, Gebirgen, Steinbrüchen und Steinrütschen wieder fort, ging und fuhr beim schönsten denkbaren Wetter in der ganzen Gegend umher, besuchte Ellenbogen zweimal, ferner Schlackenwerth, Engelhaus und Aich, überall Steine klopfend, so daß er zuletzt die Müller'sche Sammlung von hundert Stücken, eben als wenn der gute Alte noch lebte, zusammenlegen konnte."

---

*) G.'s W. Bd. 6, S. 34.

Von „menschlicher Einwirkung" wußte er diesmal sehr wenig an Zelter zu berichten. Der große diplomatische Convent ging drei Tage nach seiner Ankunft auseinander; doch sprach er noch einige der betheiligten Herren, namentlich den Fürsten Metternich und seine diplomatische Umgebung. Den früher schon von ihm geschätzten Grafen Bernstorff lernte er jetzt persönlich kennen. Auch sah er den Grafen Kaunitz und Andere, die mit Kaiser Franz in Rom gewesen waren, und erfuhr zu seiner Freude, daß sie sämmtlich von der deutsch-frommen Kunstausstellung im Palast Caffarelli nicht erbaut worden. Die Unterhaltung des Grafen Karl Harrach über die bewegliche Wiener Lebensweise riß ihn, wie er an Zelter schrieb, „so in den Wiener Strudel mit fort, daß ihm zuweilen Hören und Sehen verging." Zelter hielt sich um diese Zeit in Wien auf und schickte ihm ein ausführliches (über 40 Seiten des Briefwechsels füllendes) und sehr lebendig schilderndes Reisetagebuch zu, welches die Mittheilungen des Grafen Harrach trefflich ergänzte. Die Anwesenheit des Geh. Medicinalraths Berends von Berlin, der Goethe's nächster Nachbar war, gewährte ihm „ärztliche Sicherheit und manche verständige Unterhaltung."

Goethe verließ Karlsbad gegen den 27. September und verweilte auf der Rückreise etwa vier Wochen in Jena wegen Bibliotheks- und anderer Geschäfte. Am 24. October langte er wieder zu Weimar an und führte hier ein neues Heft über Kunst und Alterthum und ein anderes zur Morphologie zu Ende. Schon durch diese Arbeit etwas angegriffen, zog er sich „aus gutmüthiger socialer Nachgiebigkeit,"

eine Erkältung zu, die ihm vierzehn Tage ganz verdarb und ihn erst nach und nach wieder zur Arbeit gelangen ließ. Vor dem Jahresschlusse konnte er schon seine Wiederherstellung an Knebel melden.

Am 1. December hatte er an den Großherzog einen umfänglichen Bericht über das seit zwei Jahren in der Bibliotheks-Angelegenheit Geleistete *) erstattet. Der wohlverdiente Beifall blieb nicht aus. Am 17. December ging ihm ein höchstes Rescript zu, worin es heißt: „Wir mögen Uns nicht versagen, Euch bei dieser Gelegenheit die Bezeigung Unserer Freude und Unseres Beifalls über die Einsicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr, in thätigster Förderung dieses mühevollen und schwierigen Geschäfts, einen von Uns mit besonderer Neigung aufgefaßten und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt nahe gebracht habt. Die Anordnung der weiter nöthigen Arbeiten, wie solche von Euch in Vorschlag gebracht worden, oder wie sie Euch im Verlauf des Geschäfts sonst zweckmäßig und förderlich dünken mögen, können wir mit Zuversicht Eurer Vorsicht und Wahl anheimgeben."

Ehe wir das J. 1819 verlassen, welches nicht zu den ergiebigsten zu zählen ist, erwähnen wir noch ein paar ihm angehörige Gedichte. Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt „die Metamorphose der Thiere" in dieses Jahr, ein Parallelgedicht zu jenem ältern „Metamorphose der Pflanzen". Wie das letztgenannte sich zu der gleich-

*) Abgedruckt in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 90 ff.

namigen Abhandlung, so verhält sich unser Gedicht zu der Abhandlung aus dem J. 1795: „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie rc.“ *) Es knüpft an die frühern naturwissenschaftlichen Forschungen des Dichters an; es unterstellt, daß man seine Betrachtungen über die Metamorphose der Pflanzen, der Insekten u. s. w. mit durchgemacht und verheißt dem „also vorbereiteten“ Hörer durch den Mund der Muse große, umfassende Gesetze auszusprechen. Nachdem diese dargelegt sind, nimmt das Gedicht, gleich jenem ältern Parallelgedicht, im Schlußabschnitt einen höhern Schwung, und lehrt uns, daß überall, selbst in den höchsten Gebieten menschlichen Wirkens, der schöne Begriff „von Macht und Schranken, Willkür und Gesetz, Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung, Vorzug und Mangel“ das Höchste sei, was der Mensch anstreben könne. Der Denker, der thätige Mann, der Dichter, der Künstler, der Herrscher, für sie alle gibt es nichts Höheres, als freie Bewegung innerhalb fester Schranken. — Weiter theilt die Chronologie dem J. 1819 die mit gutem Humor behandelte und auch im Einzelnen sorgfältig durchgeführte Fabel „Fuchs und Kranich“ zu. Eine Schrift von Professor Kestner in Jena. „Agape“ betitelt, worin dieser zu beweisen suchte, daß das Christenthum von einem klar bewußten Bunde aus sich vorsätzlich und künstlich ausgebreitet habe, veranlaßte das Gedichtchen „Kestner's Agape,“ unter der Rubrik „Epigrammatisch“ befindlich.

---

*) Vergl. Thl. III, S. 350 ff. Eine Detail-Erläuterung des Gedichtes bietet mein Commentar zu Goethe's Gedichten III, 262 ff.

Im J. 1820 finden wir Goethe während des ersten Jahresdrittels zu Weimar in völliger Zurückgezogenheit fleißig beschäftigt; dann bringt er den Mai größtentheils in Karlsbad, und die fünf folgenden Monate, mit geringer Unterbrechung in Jena zu, worauf er gegen Ende Octobers wieder sein Weimarisches Winterquartier bezieht.

Die vier ersten Monate des Jahres waren besonders der Fortführung der Hefte zu Kunst und Alterthum, so wie zur Naturwissenschaft und biographischen Vorarbeiten gewidmet. Am 23. schrieb er an Zelter bei Uebersendung eines neuen Heftes Kunst und Alterthum: „Ich gehe in Allem sachte fort, was mich von jeher interessirte, redigire, sondere, erhalte, was nur gehen will, rufe Manches aus den Letheischen Ueberschwemmungen des Lebens wieder herauf und benutze so jede Stunde, die einigermaßen behaglich ist. Sonst lebe ich in der entschiedensten Abgeschiedenheit und erwarte den nächsten Frühlingshauch, um nach Karlsbad zu gehen, dessen spätem Gebrauch ich einen leidlichen Winter verdanke." Am 31. März schickte er abermals ein Heft an Zelter und bemerkte dabei, daß er ein neues, so wie eins zur Naturwissenschaft, deßgleichen ein neues Bändchen aus seinem Leben vorbereite. Wir erinnern in Betreff des letztern an folgende Stelle aus den Annalen unter dem J. 1820, welche die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften nicht berücksichtigt hat: „Ich nahm den zweiten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italienischen Reise einen nothwendigen Fortgang anzuschließen; sodann aber fand ich mich bestimmt, die Campagne von 1792

und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epoche bezügliche Werke und suchte manche Erinnerungen hervor. Ferner schrieb ich eine summarische Chronik der Jahre 1797 und 1798." Mit dem „Abspinnen all dieser Rocken, die er angelegt hatte," konnte es natürlich nur langsam gehen, und würde es noch langsamer gegangen sein, wenn er sich nicht, wie er am 12. April an Reinhard schrieb, „ganz aller geselliger Obliegenheiten entledigt hätte." Indeß hielt ihn, außer seinen periodischen Schriften, eine ausgebreitete Correspondenz und Lectüre und mancher interessante Besuch mit der Welt in Verbindung. So meldete er im letzterwähnten Briefe an Reinhard: „In diesen Tagen ward mir ein sehr werther und theurer Besuch; des Königs von Württemberg Majestät hatte die Gnade, da ich bei Hof nicht aufwarten konnte, mich in meinem Hause durch Ihre Gegenwart zu beglücken; unser liebes erbgroßherzogliches Paar veranlaßte und leitete die Zusammenkunft. In solcher Gegenwart mußte freilich der Zeit und ihrer Erscheinungen bedeutend gedacht werden."

Goethe schickte sich in diesem Jahre früher zur Reise nach Karlsbad an, um sich einen günstigern Sommer, als den vorjährigen, zu bereiten. Er begab sich am 19. April nach Jena, verweilte daselbst bis zum Morgen des 23., fuhr dann über Schleiz, Hof und Alexandersbad nach Eger, machte von dort am 27. einen Ausflug nach Marienbad, wo er die rasch entstehenden neuen Anlagen bewunderte und durch die Rührigkeit aller Arten von Arbeitern sich an Nordamerika erinnert fand, und gelangte am 29. nach Karlsbad. Auf der ganzen Reise

führte er sehr sorgfältig ein meteorologisches Tagebuch,*) das er auch in Karlsbad bis zur Rückreise fortsetzte. Auf dem Wege über Alexandersbad besuchte er seit vielen Jahren (1785), zum ersten Mal wieder die seltsamen Trümmer des dortigen Granitgebirges und fand an Ort und Stelle seinen Abscheu vor gewaltsamen Erklärungen vermehrt, die man auch hier „mit reichlichen Erdbeben, Wasserfluthen und andern Titanischen Ereignissen" hatte geltend machen wollen. Er sprach seine entgegengesetzten Ansichten in den naturwissenschaftlichen Heften in einem Aufsatze aus, den wir mit beigefügter illustrirender Zeichnung in seinen Werken unter dem Titel „Die Luisenburg bei Alexandersbad" **) wiederfinden.

Von Karlsbad aus schickte Goethe an Zelter den 2. Mai die Parabel „Zu der Apfelverkäuferin" mit der Ueberschrift „Profit vom gestrigen Jahrmarkt." Bald nachher meldete er, daß sich wieder neue Gedichte zum Divan sammelten, womit übereinstimmend es in den Annalen unter 1820 heißt: „Die freie Gemüthlichkeit einer Reise erlaubte mir, dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieses, und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten." Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften führt unter diesem Jahre folgende Gedichte aus dem Buch des Paradieses auf: „Der ächte Moslem spricht ɩc." (Vorschmack), „Heute steh' ich meine Wache" (Einlaß) und „Deine Liebe, dein Kuß entzückt mich ɩc." Zum Abschiedsgruß schickte

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 317 ff.

**) Ebendas. S. 277 ff.

er den 24. Mai an Zelter: „St. Nepomuks Vorabend“ (datirt: Karlsbad, den 15. Mai 1820.)

Vorherrschend war aber auch diesmal wieder der Karlsbader Aufenthalt den mineralogischen und geognostischen Studien gewidmet. Die Müller'sche geognostische Folge ward, wie im vorigen Jahre, in belehrenden Mustern zusammengelegt, und eine neue speciellere Folge, auf Porzellan- und Steinguts-fabrication bezüglich, angefügt, an deren Anblick sich der mit seiner Umgebung ihn besuchende Fürst von Thurn und Taxis erfreute. Gleichzeitig schenkte Goethe den pseudovulcanischen Gebirgen erneute Aufmerksamkeit, wozu ihm einige, behufs des Wegebaus, neu aufgeschlossene Bergräume in der Gegend von Dallwitz und Lessau Gelegenheit boten. Auf der Rückreise von Karlsbad verweilte er am 28. April abermals in Eger, wo er schon auf der Hinreise vom Polizeirath Grüner erfahren hatte, daß man auf Veranlassung des Chausseebaus in den Kammerberg mit einem Schacht niedergegangen sei, um die Tiefe zu erforschen. Jetzt legte ihm Grüner die gefundenen Mineralkörper vor und bestieg mit ihm den Berg. Goethe fühlte sich bei der Betrachtuug der regelmäßigen Schichten genöthigt, zur Ansicht des Bergraths Reuß zurückzukehren, der das Phänomen für ein pseudovulcanisches ansprach. Aus dieser veränderten Ansicht ging der Aufsatz „Der Kammerberg bei Eger“ *) hervor.

Auf seinen geognostischen Excursionen in Karlsbad begleitete ihn der Legationsrath Conta (nachmals Präsident der Landes-

---

*) G.'s W. Bd. 4, S. 233 ff.

direction zu Weimar). Literarische Unterhaltungen wurden mit Dr. (Stephan) Schütze aus Weimar gepflogen. Sehr erfreulich war für Goethe die Bekanntschaft mit Professor Hermann aus Leipzig. Auch fehlte es nicht an Berührungen mit vornehmen Gönnern und Freunden. Außer dem Fürsten von Thurn und Taxis sind in den Annalen noch der Prinz Karl von Schwarzburg-Sondershausen, die Herzogin von Curland und die Gräfin von der Recke genannt. Zu einem Einblick in den städtischen Zustand Karlsbads, das er bisher als „ein großes Wirths- und Krankenhaus" anzusehen gewohnt war, gab ihm eine auf dem Schießhause (dem „kleinen Versailles") lustig gefeierte bürgerliche Hochzeit Gelegenheit.

Auf der Rückreise durch Schleiz, wo er etwas früh ankam und Langweile fühlte, zog er ein Buch Schreibpapier und einen Wiener Schwarzkreidestift aus dem Portefeuille und fing an, eine lang herumgetragene Geschichte aufzuschreiben. Vor etwa einem Jahr hatte er sie seiner Schwiegertochter, als er mit ihr allein saß, erzählt, und mußte, da sie dieselbe zu lesen verlangte, gestehen, daß sie nur in seiner Einbildungskraft existire.*) Es war wahrscheinlich die Erzählung „Wo steckt der Verräther?" welche die Chronologie unter dem J. 1820 aufführt. Ueberhaupt hatte sich die letzten sechs Wochen her, wie er am 7. Juni an Zelter schrieb, in einsamen Stunden eine solche Schreib- und Dictirseligkeit bei ihm entwickelt, daß mehr Papier, als sonst jemals, verschrieben wurde.

Zu Anfang Juni in Jena angelangt, siedelte er sich in

---

*) Briefw. mit Zelter III, 108.

den freilich etwas verfallenen Mauern des botanischen Gärtnerhauses an, und fand hier sogleich wieder amtliche Beschäftigung. Es mußte, nach dem Befehl des Großherzogs, ein neues Glashaus zur Ueberwinterung der südlichen Gewächse, die sich bedeutend vermehrt hatten, angelegt werden. Zugleich war er, wie es in einem Briefe an Reinhard heißt, „im dritten Jahre bemüht, eine Bibliothek aus dem Todesschlaf zu wecken, was nur durch völlige Umbildung geschehen konnte." Seit dem J. 1811 hatte er wiederholt höchsten Ortes darauf angetragen, daß die vom Professor Dr. Stark hinterlassene anatomische Sammlung angekauft werden möchte. Während seines jetzigen Aufenthalts in Jena reichte er eine neue Vorstellung ein und gelangte glücklich zum Ziel. *) Diese amtliche Thätigkeit war seinen Studien, namentlich den naturwissenschaftlichen, eher förderlich als hinderlich. „Dergleichen," schrieb er an Reinhard, „erregt meine sinnliche Aufmerksamkeit und wirkt wohlthätig, so daß ich auch ein paar Hefte wieder zusammenbringe." Die entoptischen Farben hatten ihm frische Lust zur Bearbeitung der Chromatik gegeben; er schloß seine Abhandlung darüber im August ab und übergab sie dem Drucke, besprach aber nochmals die Angelegenheit mit dem bald nachher ihn besuchenden Staatsrath Schultz und griff dann verschiedene Paralipomena der Farbenlehre an. Purkinje zur Kenntniß des Sehens ward ausgezogen, und die Widersacher seiner Bemühungen wurden chronologisch aufgestellt. Durch Reinhard schon im Februar auf Leprince's Nouvelle chroagénésie aufmerksam gemacht, die

*) S. Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 107 ff.

als Wirkung und Bestätigung seiner Farbenlehre angesehen werden konnte, beschäftigte er sich eine Zeit lang mit dem Buche, konnte sich aber nicht damit befreunden, weil sich ergab, daß der Verfasser, den Irrthum Newton's erkennend, etwas gleich Unhaltbares an dessen Stelle gesetzt habe. — Das Wolkendiarium der Karlsbader Reise wurde in Jena bis Ende Juli und weiter fortgesetzt, und endlich eine Zusammenstellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternommen. Der Professor Posselt betheiligte sich lebhaft an der Sache; auch wurden von Eisenach Wetterbeobachtungen eingesandt. — Was die geognostischen Bemühungen anlangt, so revidirte Goethe auf den Jenaischen Museen die Karlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und ließ, um zu den Naturbränden Parallelerscheinungen zu gewinnen, in der Flaschenfabrik zu Zwätzen „Feuer- und Gluthversuche" anstellen. Er bedauerte später, die Resultate nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gebirgsarten nach dem heftigsten Brande sich äußerst regelmäßig gestalteten. Gleichzeitig mehrten sich die geognostischen Sammlungen durch reiche Zusendungen aus der Ferne. — Die fortdauernde Aufmerksamkeit auf Botanik wurde ihm schon durch seinen Aufenthalt im botanischen Garten nahe gelegt. Er las in seinen Mußestunden Jäger über Mißbildung der Pflanzen, de Candolle über deren Arzneikräfte, Henschel gegen die Sexualität, Nees von Esenbeck's Handbuch, den er im vorigen Jahre persönlich kennen gelernt, und Robert Brown über die Syngenesisten. Durch die Aufstellung des belvederischen Katalogs ward er veranlaßt, die Geschichte der Weima-

rischen Botanik zu schreiben. — Auch die Astronomie blieb nicht unbeachtet. Am 29. März war eine Mondfinsterniß beobachtet worden; jetzt wurden für die auf den 7. September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß Voranstalten getroffen; Anfang und Mitte wurden, im Beisein des zum Besuch der Enkel herübergekommenen Großherzogs, im Garten der Prinzessinnen, das Ende auf der Jeaner Sternwarte betrachtet.

Alle diese wissenschaftlichen Bemühungen wurden durch den fünfmonatlichen stillen Gartenaufenthalt sehr begünstigt. Es war aber auch dafür gesorgt, daß ihm die Einsamkeit auf die Dauer nicht drückend wurde. Die Herrschaften verlebten einen Theil des Sommers in Dornburg und brachten dadurch eine lebhaftere Geselligkeit in die Gegend; und so finden wir denn auch Goethe einmal in diesem Sommer (den 23. Juli) in Dornburg an der Hoftafel, freilich auch das einzige Mal im ganzen Jahre. An Reinhard schrieb er den 15. September: „An fremden Durchreisenden mangelt's nie. Bald sind es die Ferien, wo sich Lehrende und Lernende in der deutschen Welt herumtreiben, dann die Zeit der Badereisen hin und her, und sonst Anläße in Unzahl. Da vergeht nun kein Tag, daß ich nicht von Fremden mehrfach angegangen würde; und ich verwende darauf gern ein paar Stunden, die mir niemals ohne Vortheil vorübergehen. Mannigfaltige Gestalten, an meine entschiedene Einsamkeit sich heran- und vorbeibewegend, geben mir Begriffe von der Außenwelt, wohlfeiler als ich sie auf irgend einem Wege hätte gewinnen können. Dazu kommt noch, daß unsere fürstlichen Familienglieder, von den Großeltern bis zu den Enkeln, in einem sehr glücklichen Verhältniß leben,

und mich als ein Inventarienstück des Hauses auf das Freundlichste und Zutrauenvollste gelten lassen."

Sehr angenehm, und doppelt willkommen dadurch, daß er in eine Pause seiner Geschäfte fiel, war ihm der Besuch von vier Berliner Freunden: der Staatsrath Schultz führte ihm die drei berühmten Künstler Schinkel, Tieck und Rauch zu. Sie brachten ihm, wie er an Zelter berichtete, durch Gegenwart und Erzählung, durch Thun und Reden, die Turbulenz einer großen Stadt gar lebhaft und erfreulich zur Einsiedelei; es klinge Manches nach, das sich heilsam bei ihm ausbilde. Mit Schultz conferirte er über die Farbenlehre; Schinkel machte ihn mit dem Plan des in Berlin neu zu erbauenden Theaters bekannt und legte ihm landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Tyroler Reise gewonnen; Tieck und Rauch modellirten seine Büste. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wo Goethe sich auch für einige Tage einfand und eine „lebhafte, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung" mit ihnen fortsetzte. In der zweiten Hälfte Septembers erhielt Goethe zu Jena einen Besuch vom Hofrath Förster aus Berlin (Custos der k. Kunstkammer) und dessen Gattin, einer Schülerin Zelter's. „Wie sie weg waren," meldete Goethe darüber an Zelter, „schrieb ich Beikommendes, womit Du Dir und Ihr einen Spaß machen magst. Es ist dies ein freundliches Schnippchen im Sack, das nicht oft vorkommt." Ohne Zweifel war das Uebersandte das Gedichtchen „An Herrn Hofrath Förster in Berlin. Jena den 27. Sept. 1820", das sich unter den Zuschriften und Erinnerungsblättern findet. Auch Geh. Rath Wolf sprach gegen

den 20. October bei ihm zu, und diesmal „zu Beider Behaglichkeit“. „Wenn man selbst Grund gefunden hat und Grund sucht,“ schrieb Goethe nach seiner Abreise an Zelter, „so ist es höchst erfreulich, mit einem auf eignem Grund und Boden gegründeten Manne hin und wieder zu sprechen, zu streiten und sich zu verständigen.“ Außerdem nennt Goethe in den Annalen noch eine ganze Reihe von Personen, die ihn zu seiner Freude in dem alten Gartenhause aufsuchten, den Grafen Paar, Anton Prokesch, den Herrn von der Malsburg, Blumenbach mit Familie u. A. Ueberhaupt scheint er im Laufe dieses Sommers, im Genuß einer befriedigenden Gesundheit, mehr Freude an Geselligkeit gehabt zu haben, wie er denn auch diesmal wider Gewohnheit seinen Geburtstag „aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszusehn“ im Kreise der Freunde zu Jena beging. Sein „Toast zum 28. August 1820 beim akademischen Gastmahl auf der Rose“ ist uns unter den „Festgedichten“ erhalten.

Am 26. October berichtete Goethe an Zelter: „In wenigen Tagen denk' ich von Jena abzugehen. Es ist, verhältnißmäßig zu unsern Kräften und zu den meinigen, dieses halbe Jahr viel geschehen, und ich werde in Allem ganz rein, ehe ich scheide.“ Er hatte sich dort so glücklich gefühlt, daß er am 15. Sept. an Reinhard schreiben konnte, er habe wie Polykrates Ursache, sich selbst ein Uebel zuzufügen, zur Versöhnung der neidisch angenommenen obern Gewalten, wenn nicht seine liebenswürdige Schwiegertochter, die ihm schon einen allerliebsten Enkel gebracht (Walther, geb. im April

1818), jetzt gerade in Gefahr wäre, Leben gebend das Leben zu verlieren. Als Goethe nach Weimar zurückkehrte, fand er sein Haus durch einen zweiten Enkel (Wolfgang Max) glücklich bereichert, für welchen Reinhard zum Taufpathen war erbeten worden. Indeß sollte auch jetzt wieder ein neuer Schatten auf sein Glück fallen. Die Großherzogin hatte in der ersten Hälfte Novembers, eben als Goethe im Begriff stand, ihr seine Aufwartung zu machen, das Unglück, bei unversehenem Ausgleiten sich den Arm zu brechen, wodurch er auf einige Zeit in Bekümmerniß und Sorge versetzt wurde. Weniger berührten ihn die bedrohlichen Vorgänge auf der pyrenäischen Halbinsel und der Ausbruch der Revolution in Portugal; er hatte schon seit Langem einen Bannkreis gegen politische Einflüsse um sich zu schaffen gewußt.

Den Winter hindurch führte er ein wahres Anachoretenleben. Er verließ beinahe weder Haus noch Stube, fühlte sich aber körperlich und geistig wohl, und brauchte, wie er später an Zelter berichtete, „keinen Tag, durch krankhafte Hindernisse genöthigt, zu verpassen.“ Die Abende wurden ihm regelmäßig durch Meyer's Besuche erheitert, der sich im Herbste längere Zeit in Berlin aufgehalten hatte, und unerschöpflich im Erzählen und Beschreiben von den dortigen Kunstschätzen und Kunstbestrebungen war. „Seit dem Besuch meiner Kinder bei Euch,“ schrieb Goethe im nächsten Februar an Zelter, „seit dem thätigen Gegenbesuch der Künstler und Kunstfreunde und der dortigen Anwesenheit des umsichtigen Meyer stehe ich in einem stillen wunderlichen Verhältniß zu Berlin.“ Gern hätten ihn seine dortigen Verehrer und Freunde einmal in

ihrer Mitte gesehen, und Zelter und Schultz drangen schon seit längerer Zeit mit Bitten in ihn; aber Goethe antwortete, wer es ehrlich mit ihm meine, könne ihn nicht nach Berlin wünschen; auf den Badereisen wage und unternehme er zwar Manches, und es sei auch geglückt, aber „genau besehen bloß deßwegen," fügte er hinzu, „weil nicht allein jeder Tag und jede Stunde, sondern auch jeder Augenblick von mir abhing; ich konnte bis an's Ende meiner Kräfte gehen, und zuletzt ohne Rücksicht rechts, links wenden oder auch umkehren. Wie ist dieß in einem so großen complicirten Zustande denkbar?" Goethe übte in seinem Alter die Lebensökonomie mit unvergleichlicher Consequenz, und verdankte es dieser vorzugsweise, daß auch seine späten Jahre noch einen so reichen geistigen Ertrag lieferten.

Der neubelebte Verkehr mit Meyer gab ihm Lust, in seiner Wintermuße an den Heften für Kunst und Alterthum fortzuarbeiten, von denen in diesem Jahre das fünfte und sechste vollendet wurden. Ein Theil der Abhandlung über Mantegna's Triumphzug*) kam ebenfalls zu Stande. Als fernere Productionen dieses Jahrs haben wir noch nachzutragen den Commentar über die Orphischen Stanzen, wofür ihm Zelter am 19. October dankte, und den durch theilnehmende Anfrage veranlaßten Commentar zur Harzreise im Winter, den Goethe selbst in den Annalen diesem Jahre zuweist. Das Büchlein von Voß: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?" entlockte ihm die Invective

---

*) G.'s W. Bd. 31, S. 91 ff.

„Voß contra Stolberg", der Geburtstag von Knebel das Gedichtchen an dessen Sohn Bernhard von Knebel (vom 30. Nov.). Das romantische Gedicht Olfried und Lisena von Aug. Hagen veranlaßte ihn zu dem gleichbetitelten Aufsatze,*) dem ein Brief von Ernst Schubarth und eine spätere Nachschrift von Goethe angehängt sind. Aus den Briefen an Knebel ersehen wir ferner, daß ihn gegen den Jahresschluß ein vor mehr als zwanzig Jahren gefertigtes Schema, worin alle Motive der Ilias Schritt vor Schritt ausgezogen waren, angelegentlich beschäftigte. Es wurde „sorgfältig revidirt und der Lakonismus desselben durch Ausführung der Gleichnisse belebt, bei welcher Gelegenheit er auch Wolf's Prolegomena wieder las und sich auf's Neue daran ergötzte und erbaute. Neben diesem Allem hatte er sich aber im Laufe des Jahres, nach langer Unterbrechung, mit einer weit bedeutendern Arbeit, den Wanderjahren, beschäftigt, worüber Näheres in dem folgenden Capitel.

---

*) G.'s W. Bd. 32, S. 288 ff.

Sechszehntes Capitel.

Das Jahr 1821: Stillleben. Erste Redaction der Wanderjahre. Erste Abtheilung der zahmen Xenien. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Paralipomena. Gedichte zu Tischbein's Idyllen. Abhandlung über Knebel's Lukrez. Naturwissenschaftliches Interesse. Aufenthalt in Marienbad. Aufenthalt in Jena. Abhandlung über Marienbad. Gedichte zu Handzeichnungen. Homer wieder Homer. Restauration des Euripideischen Phaethon. Rückkehr nach Weimar. Besuch von Zelter und Mendelssohn. Campagne in Frankreich begonnen. Paria und andere Gedichte. Sonstige Arbeiten des Jahres 1821. — Das Jahr 1822: Geselliges Leben. Kunstinteresse. Montegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Abschluß des vierten Heftes für Naturwissenschaft und zur Morphologie. Campagne in Frankreich beendigt. Aufsätze über d'Altons Faulthiere und den fossilen Urstier. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Reise nach Marienbad. Bekanntschaft mit Sternberg. Aufenthalt zu Eger. Ausflüge von dort aus. Rückkehr nach Weimar. Gedicht: Aeolsharfen. Besuche im Spätjahr. Sonstige Productionen des Jahres 1822. Verhältniß zu Soret.

Die erste Hälfte des Jahres 1821 hindurch finden wir Goethe wieder auf sein Arbeitszimmer beschränkt, von dem er sich mit jedem Jahre schwerer zu trennen vermochte. Es lag still nach der Gartenseite hinaus und enthielt keine Luxusgegenstände, weil er erfahren, daß diese seinen Geist zerstreuten und ihm die Stimmung zur Arbeit raubten. Besuche wurden hier nicht angenommen; es war ein Heiligthum, das

sich nur den vertrautesten Freunden öffnete. Ein kleiner Eckschrank enthielt Geldrollen, die an Bedürftige auf discrete und wirksame Weise vertheilt wurden. Sein Schlafcabinet und sein Bibliothekzimmer stießen an die Studirstube. Hier fanden ihn die frühen Tagesstunden schon regelmäßig bei seiner höchst vielfachen, aber wohlgeordneten Thätigkeit. Aus seinen täglich in zwei Abschnitten dictirten Tagebüchern erhellt, nach des Kanzlers von Müller Bericht, „wie er noch im höchsten Lebensalter von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lectüre der mannigfaltigsten Art widmete.“ In den nächsten Jahren verlebte er zwar noch einen Theil des Sommers in den böhmischen Bädern; aber dann wurden auch diese Ausflüge eingestellt; schon jetzt kostete es ihm einen förmlichen Entschluß, von Haus und Stube zu scheiden. „Die lange Gewohnheit, zu Hause zu bleiben,“ schrieb er an Knebel, „will erst abgeschüttelt sein; die gute Vorsorge meiner Kinder bereitet und unterhält mir die beste Bequemlichkeit und fesselt mich an.“

In dieser Zurückgezogenheit beschäftigten ihn während der ersten vier Monate des Jahres 1821 vorzüglich seine Wanderjahre; der Druck wurde mit Januar angefangen und um die Hälfte Mai beendigt. Die Idee eines Werks unter dem erwähnten Titel, einer Fortsetzung der Lehrjahre, worin die Hauptfiguren derselben noch einmal auftreten sollten, hatte

Goethe schon vor der Beendigung dieses Romans gefaßt, und aus ein paar in den Lehrjahren angebrachten Verzahnungen läßt sich vermuthen, daß er damals an eine Wanderung Wilhelms nach Italien und eine Colonisation in Amerika gedacht. Allein zum Beginn der Ausführung jenes Planes gelangte er erst im Jahre 1807, wo er, wie uns bereits bekannt, eine Anzahl kleinerer Geschichten, zu denen Anfangs auch die Wahlverwandtschaften gehörten, ersann, anfing, fortsetzte oder ausführte. Sie sollten alle, durch einen romantischen Faden zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganzes bilden. Als Grundidee sollte demselben ohne Zweifel das von ihm längst als so bedeutend erkannte Prinzip der Entsagung oder Selbstbeschränkung untergelegt werden, worüber es schon in einem Briefe an Plessing heißt: „So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschehe, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind." Als ein reizendes Musterbild schöner Selbstbeschränkung stellte der Dichter die Erzählung „St. Joseph der Zweite" gleich an die Spitze des Werkes; in andern Geschichten sollten die sittlichen Verwickelungen des gesellschaftlichen Lebens, die traurigen Folgen leidenschaftlicher Sinnes- und Handlungsweise, wie in den Wahlverwandtschaften an das Licht treten, und Wilhelm sollte entweder durch bloße Kenntnißnahme, oder auch durch entwirrendes und beschwichtigendes Eingreifen sich in jenem Lebensprinzip befestigen und es zur Ausübung bringen. Die

Ausführung des Plans gerieth seit dem Jahre 1810, wo Goethe „das nußbraune Mädchen" schrieb, über den vielfachen andern Arbeiten, die wir kennen gelernt haben, in's Stocken; und als er im Jahre 1820 die Arbeit wieder aufnahm, hatte sich die Grundidee dahin modificirt, daß er mit der Entsagung und Selbstbeschränkung auch die eines Jeden Natur und Anlagen entsprechende Thätigkeit zur Förderung des Gesammtwohls des Staates verbunden wissen wollte.*) Wie sehr Goethe sich auch seit längerer Zeit gegen die Politik des Tages abzuschließen gesucht hatte, so war doch seine Aufmerksamkeit dem Entwickelungsgange Europa's im Großen und Ganzen unausgesetzt zugewandt geblieben; und es hatte sich über dieser Beobachtung seine alte Ueberzeugung befestigt, daß das Glück der Staaten weniger auf besonderen Staatsformen als vielmehr darauf beruhe, daß jeder an seiner besondern Stelle seinen ihm verliehenen Anlagen und Kräften gemäß sich zum Wohl des Ganzen thätig erweise. Er hatte erkannt, daß die in den Lehrjahren von Wilhelm angestrebte allseitige, harmonische Bildung des Individuums auf der gegenwärtigen Entwickelungsstufe der europäischen Menschheit bei den Einzelnen einer einseitigen, aber in dieser Einseitigkeit um so intensivern Bildung Platz machen müsse, und daß die Harmonie, auf die der Einzelne hierbei verzichte, erst von dem Ganzen in gesteigertem Maße wieder zu fordern sei. Demgemäß sollte auch die Erziehung, wie sie in der pädagogischen Provinz dargestellt ist, nicht auf eine Gesammtbildung des Individuums,

---

*) Vergl. Düntzer's Studien zu G.'s W. S. 318 ff.

sondern auf die Entwickelung der in Jedem besonders hervorstechenden Anlagen gerichtet, und, ihrem ganzen Zwecke nach, eine staatsbürgerliche sein.

Als Goethe im Juni Exemplare des Werkes an seine Freunde versandte, schrieb er an Reinhard, das Büchlein enthalte gleich den Lehrjahren „eben so viel Hinweisung als Darstellung," und an Knebel, seine Ausbildung habe ihm viele Jahre gekostet; in dem Begleitbriefe an Zelter (vom 19. October) sprach er die Hoffnung aus, daß das Werk bei näherer Betrachtung gewinnen werde; denn er könne sich rühmen, daß keine Zeile darin stehe, die nicht gefühlt oder gedacht sei; der ächte Leser werde das alles schon wieder herausfühlen und denken. Indeß wollte diese Production, trotz so mancher anmuthigen erzählenden Partien und so vieler eingeflochtenen tiefen Gedanken nicht recht gefallen; das Ganze erschien zu lückenhaft, zu wenig fest verbunden und stellenweise auch zu abstrus, räthselhaft und wunderlich. Mußte doch selbst ein so begeisterter Verehrer Goethe's, wie Reinhard, ihm gestehen: „So von der Wahrheit zur Dichtung, von der Wirklichkeit zum Ideal, vom Roman zum Mährchen, von der Geschichte zur Symbolik fortgerissen, fühlt' ich beim ersten schnellern Lesen mich wie in einen Traum versetzt; mir fing an zu schwindeln." Dazu kam, daß gleichzeitig mit dieser Production der Pfarrer Pustkuchen-Glanzow zu Lime bei Lemgo, unter dem Titel „Wilhelm Meister's Wanderjahre" anonym ein Gegenstück zu Goethe's Werke herausgab, worin er nicht ohne ein an Goethe selbst gebildetes Talent gegen dessen Lehrjahre und seine gesammte Dichterthätigkeit von moralischem und religiö=

sem Standpunkte aus polemisirte. Goethe beschränkte sich, zu humoristischer Abfertigung des Gegners, auf eine Invective „Goethe und Pustkuchen" *) und einige zahme Xenien, **) führte aber auch für jetzt sein Werk nicht weiter fort, und entschloß sich später, im J. 1826, als er die Arbeit wieder aufnahm, zu einer ganz neuen Redaction des jetzt gedruckten ersten Bandes.

Von den eben erwähnten zahmen Xenien redigirte er im J. 1821 die erste Abtheilung. Er bemerkt darüber selbst in den Annalen unter diesem Jahre: „Ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die läßlichsten und stellte sie in Pappen zusammen." Mit Recht bezeichnet Gervinus diese Epigramme als ein „unschätzbares Vermächtniß" und rühmt von ihnen, daß sie „von dem klaren Sinne zeugen, den der lebensweise Dichter bis ins höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Object vor sich hatte."

Auch eine größere poetische Arbeit gelang ihm noch im Frühjahre 1821 zu Stande zu bringen. Der seit Jahren mit ihm befreundete General-Intendant der Königlichen Schauspiele zu Berlin, Graf von Brühl, wünschte von ihm einen Prolog zur Eröffnung des neuen Berliner Theaters, die auf den 26. Mai anberaumt war. „Wegen dringender Zeit," so be-

*) G.'s W. Bd. 6, S. 168.

**) Ebendas. Bd. 3, S. 110 ff.

richtet Goethe in den Annalen, mußte er gleichsam aus dem Stegreif erfunden und ausgefunden werden." Mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet; der Prolog, von Madame Stich gesprochen, ward mit Begeisterung aufgenommen. „Ob ich Dir schon für Deinen Prolog gedankt habe," schrieb Zelter den 8. Juli, „weiß ich nicht; hier ist es tausendmal geschehen, und was diesmal das Besondere ist: es ist darüber ohne alle Ausnahme nur Eine Stimme. Der gute Humor, den dieser Prolog gleich am ersten Tage vom Allerhöchsten bis auf meines Gleichen herab verbreitet hat, war in seiner tiefsten Stille so merklich, und erhob sich vom innig Andächtigen zum lautesten Jubel, worin erst ganz zuletzt die Trompeten und Pauken wie gezwungen einstimmen mußten." Für Goethe war die gute Wirkung seiner fast improvisirten Arbeit höchst erfreulich; denn er hatte, wie es in den Annalen heißt, „die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen der Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben." Zeltern antwortete er: „Gar sehr dient es zu meiner Beruhigung, daß ich, in der stillsten Klause, so weit vom lebendigsten Leben entfernt, das zu produciren wußte, was dort in einem höchst bedeutenden Momente schicklich und erfreulich war. Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheitsgedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden, es gebe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nirgeln und nisseln." In der That ist dieser, in seiner Anlage durchaus zweckgemäße und in der Ausführung frisch und kräftig gehaltene Prolog, besonders in Betracht seiner raschen Entstehung, ein merkwürdiger Beweis von

der dichterischen Produktionskraft, worüber Goethe noch in seinem zwei und siebenzigsten Jahre verfügte. *)

In den Annalen berichtet Goethe, daß er darauf die „Paralipomena“ wieder angegriffen habe. „Unter dieser Rubrik,“ heißt es dort, „verwahre ich mir verschiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vorhanden sein mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu commentiren pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann.“

Wahrscheinlich schon gegen Anfang des J. 1821 entstand das Gedicht „Howard's Ehrengedächtniß,“ welches die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften in das J. 1817 setzt, Goethe selbst aber in den Annalen erst unter dem J. 1821 aufführt, mit dem Bemerken, er habe erst vier Strophen, die Hauptworte der Howardschen Terminologie enthaltend, gedichtet, auf Ansuchen von Howard's Freunden jedoch **) noch einen Eingang von drei Strophen „zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes“ geschrieben. Die Sache verhält sich vielleicht so, daß er 1817 die Strophen Stratus, Cumulus, Cirrus und Nimbus gedichtet und jetzt die Einleitung und den Schluß „Wohl zu merken“ hinzugefügt hat. Das Gedicht, worin die Wolke als sinnvolles Bild des

---

*) Vergl. den Brief an Hüttner vom 4. April 1821 in Vogel's Schrift „Goethe in amtlichen Verhältnissen“ S. 380 Anm.

**) Eine Erläuterung desselben s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten III, 282 ff.

Lebens und des zum Ewigen emporstrebenden Geistes dargestellt ist,*) erregte in England große Aufmerksamkeit. Es wurde übersetzt und durch den Druck verbreitet. In der Ueberzeugung, „daß Alles, was durch Menschen geschieht, in ethischem Sinne betrachtet werden müsse, der sittliche Mensch jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurtheilen sei," ersuchte Goethe einen Freund in London, Herrn Hüttner, ihm über Howard's Lebenswege einige Notizen zu verschaffen. Sein Wunsch wurde über Erwarten erfüllt, indem er von Howard einen eigenhändigen Brief erhielt, welchen eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Gesinnungsgeschichte begleitete.**) Unterdessen wurden in Goethe's Kreise die meteorologischen Bemühungen eifrig fortgesetzt; Professor Posselt, der Inspektor Schrön an der Sternwarte zu Jena und der Hofmechanikus Körner griffen fördernd ein, vor Allem aber der Großherzog selbst, der auch Goethe zuerst auf Howard's Wolkenlehre aufmerksam gemacht hatte. Es ward eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum aufgesetzt,***) neue Tabellen wurden gezeichnet und gestochen und der Jenaische Thürmer angewiesen auf gewisse Meteore aufmerksam zu sein. Was unserm Dichter diesen Zweig der Naturforschung besonders werth machte, war, daß die Beobachtungen im Freien an-

---

*) Erläutert ebendas. III, 291 ff.

**) Beide sind mitgetheilt in G.'s W. Bd. 40, S. 342 ff.

***) Vergl. „Goethe in amtl. Verhältn." von Vogel, S. 26 und S. 381 f. Instruction vom 19. April 1821.

gestellt wurden und fortwährend seinen Blick auf große und erhabene Erscheinungen hinlenkten.

Gleichfalls dem Jahresanfange müssen die Strophen „Zu Wilhelm Tischbein's Idyllen" angehören, da Goethe ihrer schon in einem Briefe an Knebel vom 18. Februar 1821 gedenkt: „Tischbein ist sehr vergnügt über die Darstellung seiner Idyllen und sendet immer eins nach dem andern. Bei der lebhaften Hinneigung zur Poesie, welche Tischbein, wie früher bemerkt, zeitlebens in seiner künstlerischen Thätigkeit zeigte, war es natürlich, daß er seine Blätter gern durch einige Verse von Goethe's Hand ausgestattet sah; und umgekehrt fand sich dieser, wie aus seiner leidenschaftlichen Liebe zum Zeichen und zur Malerei begreiflich, zur Erfüllung jenes Wunsches leicht geneigt. Die vorliegenden Strophen beziehen sich auf einen Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe von sehr mannigfachem Gegenstande. Die erstere als „Titelschrift" vorangeschickte Strophe skizzirt in allgemeinen Zügen Tischbein's künstlerische Laufbahn. Dann widmet der Dichter jedem der folgenden sechszehn Blätter eine besondere Strophe mit Ausnahme des fünfzehnten Blattes. Dieses stellt einen über das Meer herüberhangenden, von Rosen und wildem Wein bekränzten Felsgipfel dar, im welchen drei frische leichte Sylphiden schweben, die unterste flach wie eine Streifwolke einherziehend, die zweite sich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter= und aufwärts sich in den Aether verlierend, als ob der Künstler die Howard'sche Terminologie anthropomorphisch auszudrücken den Vorsatz gehabt hätte. Goethe fügte dem Blatte kein Gedicht bei, „weil solches nur als Wiederholung des nächstvor=

hergehenden Gedichtes Howard's Ehrengedächtniß hätte erscheinen müssen." Er erläuterte später (in Marienbad) sämmtliche Strophen noch durch einen ausführlichen Commentar,*) woran Riemer in einem Briefe vom 17. October „das Treffende der Schilderung, die neue Art des Ausdrucks und der Wendungen, so wie die geistreiche Zusammenstellung zu einer idyllischen Lebensfolge" rühmt.

Wie für Tischbein's künstlerische Leistungen, so war Goethe ungefähr gleichzeitig für die literarische Arbeit eines andern Freundes, für Knebel's Uebersetzung des Lukrez, eifrig bemüht. Die Correspondenz mit Knebel vom 14. Februar bis zu der Reise nach Böhmen und späterhin zeigt, wie angelegentlich er das Werk seines Urfreundes vom Publicum wohl aufgenommen zu sehen wünschte. Er gab ihm mancherlei Ideen zu einem Vorworte an und trug sich selbst mit dem Plan einer empfehlenden Anzeige. Diese trat erst im Anfange des nächsten Jahres in den Heften für Kunst und Alterthum ans Licht**) und spricht gegen den Schluß die Absicht aus, nunmehr auch, mit Hülfe der Knebel'schen Arbeit, einen alten Vorsatz auszuführen, „Lukrez als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter darzustellen." Warum die Arbeit nicht zu Stande gekommen, deutet folgende Stelle eines Briefes an Knebel vom 27. Febr. 1830 an: „Ich hatte einmal früher unternommen, Lukrezen als Römer in seinen Tagen, sechszig Jahre vor Christo, in Betracht zu ziehen, ihn

---

*) G.'s W. Bd. 31, S. 152 ff.

**) Ebendas. Bd. 32, S. 277 ff.

gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen, und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich, dem Geist und den Umständen nach, in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten mußte. Mit aller Bemühung aber hätte man doch nur wenige Data zusammengebracht, das Meiste hätte man dazu pragmatisiren, oder, wenn Du willst, dichten müssen, und so ließ ich die Vorarbeit liegen." Wir brauchen wohl kaum darauf hinzudeuten, daß für Goethe der Kern des Interesses an Lukrez gerade in dem Gegensatze der friedlichen Thätigkeit des Naturphilosophen und Dichters zu der wildbewegten Zeit liegen mußte.

Goethe's Interesse an der Naturbetrachtung fand auch sonst noch in der Zeit, womit wir uns beschäftigen, vielfache Nahrung. Besonders ward er durch Purkinje's „Beiträge zur Kenntniß des Sehens in subjectiver Hinsicht" lebhaft aufgeregt. „Dieser vorzügliche Mann," schrieb er am 29. März an Reinhard, der ihm Einiges über selbsterfahrne innere Gesichtserscheinungen mitgetheilt hatte, „ergeht sich in den physiologen Erscheinungen und führt sie durchs Psychische zum Geistreichen, so daß zuletzt das Sinnliche ins Uebersinnliche ausläuft, wohin die Phänomene, deren Sie erwähnen, wohl zu zählen sein möchten. Ich bringe in meinem nächsten Stück Naturwissenschaften einen Auszug aus Purkinje bei, mit eingeschalteten eigenen Bemerkungen, mannigfaltig betrachtend und hinreißend." Zu großer Freude gereichte ihm ferner ein Brief von Hegel vom 20. Febr. 1821, worin dieser sich ausführlich und mit höchster Anerkennung über seine Weise der Naturforschung aussprach. „Dieser wundersam scharf und fein

denkende Mann," heißt es in einem Briefe Goethe's an Reinhard vom 5. März, dem ein Auszug des Hegel'schen Briefes beiliegt, „ist seit geraumer Zeit Freund meiner physischen Ansichten überhaupt, besonders auch der chromatischen. Bei Gelegenheit des entoptischen Aufsatzes hat er sich so durchdringend geäußert, daß mir meine Arbeit wirklich durchsichtiger als vorher vorkommt. Da Sie nun auch so treulichen und ununterbrochenen Antheil daran genommen, so wird Ihnen gewiß ein Auszug der hauptrelevanten Stellen angenehm sein. Die entschiedene Theilnahme kam mir um so erwünschter, als ich bei der Bearbeitung des entoptischen Capitels auf die übrigen Rücksicht nehmen, und mir sie mehr, als in der Zwischenzeit, vergegenwärtigen mußte. Da bin ich denn bei Durchblätterung alter Altenstücke wieder in die alte Leidenschaft gefallen, mit der auch Sie so freundliche Nachsicht hegen." Ohne Zweifel wurden diese Lieblingsgegegenstände mit Staatsrath Schultz eifrig besprochen, der ihn zu Anfange Juli wieder besuchte.

Der „Unsommer" des Jahres 1821 verzögerte den Antritt der Badereise bis gegen Ende Juli. Goethe ging diesmal nach Marienbad. In der ersten Woche dictirte er hier die erläuternden Bemerkungen über die Gedichte zu Tischbein's Idyllen, las dann aufs Neue Zacharias Theobaldus Hussitenkrieg, wie er sich denn jedesmal bei seinem Aufenthalt in Böhmen einigermaßen um Geschichte und Sprache bemühte, machte sich ferner mit Stransky respublica Bohemiae und der Geschichte ihres Verfassers bekannt, wandte aber seine Aufmerksamkeit vorzüglich den böhmischen Gebirgsarten zu, und suchte sich im Geologischen zu Marienbad ebenso genau zu

orientiren, wie früher zu Karlsbad. Durch die Gunst des Prälaten Reitenberg wurden ihm aus dem für das Stift Tepl neuerrichteten Mineralien-Cabinet mehrere Seltenheiten zu Theil; Graf Sternberg verehrte ihm bedeutende Exemplare der in den Kohlenwerken gefundenen Pflanzenabdrücke nebst den beiden Heften seiner vorweltlichen Flora, der Kreishauptmann Breinl zu Pilsen, Graf Klebelsberg, Baron Bresecke, Gradl und Heidler spendeten interessante mineralogische Beiträge, sowie ihm auch Bergleute und Steinhauer manches Wünschenswerthe zutrugen. Nachdem er so die Zeit bis in den Anfang Septembers „glücklich und curhaft", wie er Zeltern schrieb, zugebracht hatte, gedachte er noch zu einer Nachcur nach Karlsbad zu gehen, sah aber am 9., von den Höhen über Franzensbrunnen, einen furchtbar zerstörenden Wolkenbruch in die ihm so werth gewordene Tepelgegend hinabstürzen, und beschloß nun, durch die zur Fahrt dorthin bereits bestellten Pferde sich nach Hause bringen zu lassen; denn er war, wie es in dem Briefe an Zelter heißt, „mit jenem Orte zu sehr verwachsen, als daß er ihn sich zerstört denken durfte."

„Nun bin ich seit Sonnabend, dem 15., wieder in Jena," schrieb Goethe den 24. September an Schultz, „in derselben morschen Schindelhütte, wo wir doch wiederholt (1817 und 1820) so schöne Tage genossen, bringe meine Geschäfte, die Sie kennen, vor Winters in Ordnung, und leide nach wie vor an dem cimmerischen Nebelregenwetter, welches mir die Berge gegen meinen Fenstern über verhüllt und verdüstert." Hier wurden nun die Marienbader geognostischen Sammlungen geordnet und später versuchsweise dem Publicum mitgetheilt

in der Abhandlung: „Marienbad überhaupt und besonders in Rücksicht auf Geologie.“ *) Er bediente sich zu dieser Darstellung der ersten Charte von Keferstein's geologischem Atlas, für dessen Herausgabe er sich, namentlich was die Colorirung betraf, hülfreich und beiräthig erwies. Den botanischen Garten fand er unter dem vorgesetzten Hofrath Voigt und dem dabei angestellten Kunstgärtner Baumann in gedeihlicher Entwicklung, während gleichzeitig in den Belvederischen Gärten die Pflanzencultur schöne Fortschritte machte und namentlich ein zugleich dem Kenner genügendes und den Geschmack befriedigendes Palmenhaus zu Stande kam.

In der Muße dieses Gartenlebens entstand denn auch ein interessantes Seitenstück der Gedichte zu Tischbein's Idyllen. Der Hofkupferstecher Schwerdgeburth gab „Radirte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe“ heraus. Unser Dichter freute sich, „hier ältere, längst verklungene Bilder aus dem Letheischem Strom herausgehoben zu sehen,“ glaubte aber ihnen kleine Gedichte hinzufügen zu müssen, damit, wie er sich selbst bescheiden ausdrückt, „der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er das mit Augen sähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.“ In diesem Sinne schrieb er die „Gedichte zu Handzeichnungen“. **) Knebel dankte ihm für die Mittheilung derselben am 29. Sep-

---

*) G.'s W. Bd. 40, S. 238 ff.

**) G.'s W. Bd. 23, S. 166.

tember mit den Worten: „Du hast der schönen Zeichnung noch den Geist in Worten zugefügt, und sie daher doppelt schätzbar gemacht. Glücklich, wer wie Du keinen Wechsel der Jahreszeiten im Leben kennt und immer Blüthen und Früchte in gleichem Glanze der Schönheit hervorbringt!"

Ein Gedichtchen „Homer wieder Homer" *) wurde durch eine gegen Wolf's Prolegomena gerichtete Schrift von Karl Ernst Schubarth hervorgerufen. Beim Wiederdurchlesen der Prolegomena im J. 1820 hatte er gefunden, daß fortwährend eine Systole und Diastole in ihm vorging. „Ich war gewohnt," sagt er, „die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinandergezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl Alles auf einen Punkt zusammen. In dieser Stimmung mußte ihm nun die Bekanntschaft Schubarth's sehr willkommen sein. „Es kommt ein Büchlein von ihm heraus," schrieb er den 19. October an Zelter, ‚Ideen über Homer und sein Zeitalter'; begegnet es Dir, so greife darnach. Es ist vermittelnd, einend, versöhnend und heilt die Wunden, die uns von dem Raubgethier (Wolf) geschlagen worden." Ungefähr gleichzeitig ward ihm ein englischer Aufsatz bekannt, welcher ebenfalls die Einheit und Untheilbarkeit der Homerischen Gedichte vertheidigte, und so befestigte sich Goethe in der Ansicht, „daß, wie es bis auf den heutigen Tag mit sol-

---

*) G.'s W. Bd. 2, S. 270.

chen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe, ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern." Die Reaction gegen die Wolfische Ansicht, den Rückgang vom Unglauben zum Glauben, vom Sondern zum Vereinen, von der Kritik zum Genuß leitete er, wie im obigen Gedicht („denn Jugend weiß uns zu entzünden"), so auch in den Annalen von den veränderten Gesinnungen der jüngeren Generationen her.*)

Auch für einen andern Dichter des Alterthums, für Euripides, wurde in dieser Zeit sein Interesse neu belebt und zugleich seine Produktivität dadurch angeregt. „Ein Hermannisches Programm," schrieb er den 7. October an Riemer, „Fragmente eines Euripidelschen Phaethon enthaltend, hat mir große Freude gemacht; es ist der Anfang und das Ende, und man muß gestehen, daß sich die Mitte errathen läßt; im Ganzen hat es mich an Hyppolyt erinnert." Er studirte eiligst manches Stück des Euripides, um sich, wie es in den Annalen heißt, „den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen." Professor Göttling in Jena und Riemer waren durch Uebersetzung der Fragmente und Aufsuchen noch etwaiger sonstiger Bruchstücke des Werkes behülflich, und Goethe versuchte daraus eine Wiederherstellung des Ganzen zu skizziren,**) wozu er später noch ein Paar Nachträge hinzufügte.

Gegen den Schluß des Aufenthaltes zu Jena besuchte ihn

---

*) Vergl. den Aufsatz „Homer noch einmal", Bd. 33, S. 49 ff.
**) G.'s W. Bd. 33, S. 22—43.

ein Schüler Hegel's, der Dr. von Henning, welcher gleichfalls für seine Farbenlehre begeistert war und öffentlich für sie zu wirken gedachte. Auch machte er diesmal bei Knebel Platen's persönliche Bekanntschaft, der ihm seine in diesem Jahre erschienenen Ghaselen verehrt hatte.

Im letzten Drittel des Octobers bezog Goethe wieder sein Weimar'sches Winterquartier. Hier besuchte ihn zu Anfange Novembers Zelter mit seinem höchst talentvollen Schüler Felix Mendelssohn, wodurch denn sein häuslicher Kreis sich auch musikalisch belebte. Ueberhaupt war ihm dieses Jahr reicher, als die nächstvorigen an musikalischem Genuß gewesen. Schon ganz zu Anfange desselben hatten Alexander Boucher und Frau mit Violin und Harfe einen Kreis bei ihm versammelter Freunde in Erstaunen gesetzt, und über ihre spätern glänzenden Erfolge in Berlin hatte Zelter im Laufe des Jahres fortwährend Bericht erstattet. Deßgleichen erfreuten ihn Director Eberwein und Gattin von Zeit zu Zeit durch ihre schönen Talente. Noch vor der Abreise nach Böhmen hatte er durch Vermittelung seines Freundes Rochlitz einen trefflichen Streicher'schen Flügel aus Leipzig erhalten, auf dem jetzt zu seinem Ergötzen Mendelssohn und Zelter, und auch später wiederholt der Capellmeister Hummel ihre Meisterschaft entfalteten.

Um die Mitte Novembers begann Goethe die Redaction der „Campagne in Frankreich". „Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden," heißt es darüber in den Annalen, „erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen." Die Arbeit wurde vor dem nächsten März be-

endigt. Am zweiten legte er einem Briefe an Weller die Aushängebogen der Schrift bei, und später schrieb ihm Knebel: „Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon. Die genaue Aufmerksamkeit, der genialische Ueberblick, der männliche Humor, unterstützt vom innern Genius, Alles hat mich, so schlimm auch die Gegenstände sein mögen, ergötzt und erquickt.“ Bei der Uebersendung eines Exemplars an Reinhard im Juni 1822 schrieb Goethe: „Es war mir manchmal wirklich schwindelnd, indem ich das Einzelne jener Tage und Stunden in der Einbildungskraft wieder hervorrief, und dabei die Gespenster, die sich dreißig Jahre dazwischen bewegt, nicht wegbannen konnte; sie liefen ein- und das anderemal wie ein böser Einschlag über jenen garstigen Zettel.“ Man gewahrt in der Darstellung weit weniger die schlimme Einwirkung dieser „Gespenster“, als den jenes euphemistischen Strebens, das, wenn auch nicht besonders der Wahrheit, doch der Frische und Natürlichkeit des Ausdrucks geschadet zu haben scheint. Nichts desto weniger gehört die Arbeit, in Beziehung auf Darstellungskunst, zu den gelungensten aus Goethe's spätern Jahren, wobei indeß vielleicht Manches auf Rechnung der vorliegenden Materialien, die aus seinen kräftigsten Jahren herdatirten, gesetzt werden muß.

Neben dieser Hauptarbeit des „in absoluter Einsamkeit“ fleißig zugebrachten Spätjahrs scheint noch Manches in diese Zeit zu fallen, was Goethe außer dem bereits Erwähnten in den Annalen unter dem Jahr 1821 aufgeführt hat. Es gehören dahin einige poetische Productionen, wie die indische Legende „Paria“, ein Gedicht „der Großfürstin Alexan-

dra" und Byron's Invective gegen die Edimburger. Die letztere begann er zu übersetzen, gerieth aber bald wegen Unkenntniß vieler Particularien ins Stocken. Die Großfürstin Alexandra wurde ihm mit ihrem Gemahl Nicolaus, durch den Großherzog während seines Anachoretenlebens „in Zelle und Garten" zugeführt und vergönnte ihm, wie es in den Annalen heißt, „einige poetische Zeilen in das zierlich-prächtige Album einzuzeichnen". Der Gegenstand der lyrisch-epischen Trilogie „Paria" gehörte, nach seinem Bekenntniß,*) zu denen, „die er vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern erhielt", ehe sie eine feste Form gewannen. Goethe versuchte sich an ihm wiederholt, so z. B. gegen das Ende des Jahrs 1816; vermochte aber erst jetzt ihn befriedigend zu bewältigen. Er secretirte indeß noch das Gedicht bis gegen Ende 1823, wo er es an Eckermann mittheilte. Diesem wurde bei der ersten Lektüre die Belebung des Gegenstandes sehr schwer; je tiefer er aber bei wiederholtem Lesen eindrang, von desto bedeutenderem Charakter und auf einer desto höheren Stufe der Kunst erschien ihm das Gedicht. „Freilich", bemerkte Goethe hierüber, „die Behandlung ist sehr knapp, und man muß gut eindringen, wenn man es recht besitzen will. Es kommt mir selber vor, wie eine aus Stahldrähten geschmiedete Damascenerklinge." Das Grundmotiv, worüber er sich selbst in dem Aufsatz „Die drei Paria"**) ausgesprochen, hat, bei aller Seltsamkeit und sonstigen Verschiedenheit, doch eine gewisse

*) G.'s W. Bd. 40, S. 445.

**) Ebendas. Bd. 32, S. 358 ff.

Aehnlichkeit mit der christlichen Idee von der Erlösung. Wie hier der unendliche, durch den Sündenfall herbeigeführte Riß zwischen der Menschheit und ihrem Schöpfer durch ein Wesen, worin sich Gott und Mensch in Eins verbindet, ausgefüllt werden konnte, so wird dort die Kluft, welche die Parias von den edlern Casten trennt, durch eine Mittlerin, die Bramana und Paria zugleich ist, ausgeglichen. Wahrscheinlich war es gerade diese Verwandtschaft, wodurch der Dichter von dem übrigens sonderbaren und selbst abstoßenden Gegenstande sich angezogen fühlte. Er hat diese Trilogie mit jener früher von ihm bearbeiteten indischen Legende „Der Gott und die Bajadere" durch das einleitende Gebet des Paria in Verbindung zu bringen gesucht und so gewissermaßen eine Tetralogie geschaffen. Vergleicht man aber die ältere und die jüngere Produktion in Beziehung auf sprachliche Darstellung, so erkennt man sogleich, daß „der Gott und die Bajadere" seiner kräftigsten Periode angehört, während die Trilogie das mühsamere Schaffen des Alters nicht verläugnet.

Ferner bemerkt Goethe in den Annalen unter diesem Jahre, er sei vorübergehend von dem Trieb ergriffen worden, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten, und habe ein Drittel davon geschrieben; namentlich habe er ein angenehmes Abenteuer von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, Anderes bemerkt und ausgezeichnet, die Arbeit sei jedoch über anderweitiger Beschäftigung ins Stocken gekommen. Auch wurden einige Novellen projectirt. „Die gefährliche Nachläßigkeit", „verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit", und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente wur=

den aus herkömmlicher Gleichgültigkeit heraus-, und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben. Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt den Beginn der Novelle „Nicht zu weit" in dieses Jahr. Eine Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rector des Gymnasiums zu Prenzlau, „Ueber Goethe's Harzreise im Winter", rief eine erläuternde Abhandlung des Dichters über diese Ode hervor,*) Zauper's „Grundzüge zu einer deutschen Poetik, aus Goethe's Werken entwickelt" veranlaßten ihn zu einigen Bemerkungen. Dr. Gries sandte ihm seine Uebersetzung von Calderon's „Tochter der Luft" zu und gab dadurch den Anstoß zu dem gleichnamigen Aufsatz.**) „Versäume nicht," schrieb er den 13. Juni an Knebel, „wenn Du Dr. Gries begegnest, für die Tochter der Luft ihm doppelt und dreifach zu danken. Mir ist es das herrlichste von Calderon's Stücken, und ich halte es für eines seiner spätern. Ich bin dem Uebersetzer sehr verpflichtet, der Alles so treu und rein wiedergegeben; ich werde nicht ermangeln, es bei Calderon zu rühmen, wenn ich ihm drüben begegne." Dann erwähnt Goethe noch in den Annalen bei diesem Jahre „kleinere Biographien zur Trauerloge und die Vorrede zum deutschen Gil-Blas,***) welche letztere die Chronologie dem Jahre 1822 zutheilt. Die Hefte für Kunst und Alterthum wurden bis zum neunten einschließlich fortgeführt.

---

*) G.'s W. Bd. 2, S. 349 ff.
**) Ebendas. Bd. 35, S. 431 ff.
***) Ebendas. Bd. 34, S. 305 ff.

Um aber über Goethe's umfassende und vielseitige Geistesthätigkeit im Jahre 1821 eine vollständige Uebersicht zu geben, müßten wir noch, was uns der Raum verwehrt, seine lebendige Theilnahme an der englischen Literatur, namentlich an Byron und Walter Scott, an der indischen, deren Kenntnißnahme ihm durch das Englische vermittelt ward, an der spanischen und italienischen, so wie an der bildenden Kunst und der Baukunst darstellen. Wir verweisen darüber den Leser an seinen eigenen, sehr umfänglichen Bericht in den Annalen.

Die ersten fünf Monate des Jahres 1822 und den halben Juni brachte er in stiller, aber reger Thätigkeit in Weimar zu. „Ich dictire fleißig," schrieb er am 5. Februar an Zelter, „so daß meine ganze Existenz wie auf dem Papiere steht; zu Ostern sollst Du Allerlei zu lesen haben. Hören und reden mag ich nicht mehr, sondern vertraue, wie des Königs Midas Barbier, meine Geheimnisse den verrätherischen Blättern." Indeß war sein Leben doch nicht so ungesellig, wie es hiernach scheinen könnte. „Von unsrer Großherzogin," berichtete er im März an Zelter, „kann ich nur sagen, daß Bewunderung und Verehrung gegen sie immer wachsen muß.... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal,*) da ich mich denn jederzeit vorbereite, irgend etwas Interessantes vorzulegen, wo denn ihre ruhige, gründliche Theilnahme an Gegenständen

---

*) In den Annalen heißt es: „Zwei Tage der Woche waren bestimmt, unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die nöthigen Aufklärungen zu geben.

aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.“ Außerdem fand sich jeden Abend ein engerer Kreis bei ihm zusammen, gut unterrichtete Herren und Damen. „Damit aber auch,“ heißt es in den Annalen, „der Antheil sich erweitere, setzte man den Dienstag fest, wo man sicher war, eine gute Gesellschaft an dem Theetische zusammen zu sehen; auch vorzügliche, Geist und Herz erquickende Musik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an diesen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, so blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung, vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerstreut hätte.“ Sein engster Familienkreis belebte sich immer mehr durch das Heranwachsen seiner beiden blühenden Enkel; sein Sohn, seine liebenswürdige Schwiegertochter und Fräulein Ulrike von Pogwisch wetteiferten mit einander, ihm das häusliche Leben zu verschönern. Die Letztgenannte war jetzt eben von einem längern Besuche bei Zelter zurückgekehrt und gab lebendige Schilderungen von den Berliner Zuständen. „Den schönsten Dank,“ schrieb Goethe den 13. März an Zelter, „für die liebreiche Bewirthung des werthen Kindes; sie ist glücklich angekommen und erzählt recht viel. In ihrer guten und natürlichen Art sieht sie die Dinge recht klar und deutlich, und so bleiben sie auch vor ihr stehen, immer als gegenwärtig; man kann nicht sagen, daß sie urtheilt, aber sie vergleicht gar einsichtig.“

War er in unproduktiven Stunden ganz auf sich beschränkt, so gewährten ihm die von allen Seiten zugesendeten

Kunstsachen die schönste Unterhaltung. Nach mehrern Probedrücken erschien jetzt das erste Heft des Boisserée'schen Domwerks, deßgleichen das erste Heft von Moller's deutschen Baudenkmalen. Tischbein überraschte ihn durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, der Ausführung nach roh, aber in Gedanke und Composition vortrefflich. Major von Staff verehrte ihm einen sechszölligen Bacchus von Bronze. „Es mag ihm," schrieb Goethe den 13. März an Zelter, „ein uraltes Vorbild der besten Zeit zum Grunde liegen; aber auch diese flüchtige Nachbildung darf man nicht später, als in die Zeit der Antonine setzen. Und so kommt denn Manches zusammen, und es ist freilich sehr hübsch, da mir diese Dinge noch immerfort den größten und reinsten Antheil abgewinnen." Bald nach dem Eintreffen jenes Geschenks sandte ihm Freund Zelter drei räthselhafte Polidor'sche Kupferstiche, deren erster von Goethe und Meyer als eine Darstellung des Mannaregens, der zweite als ein Sabinerraub erklärt wurde; den dritten wußten sie nicht zu dechiffriren. Dann folgte ein problematisches Tizian'sches Blatt, das Goethe in einem ausführlichen Schreiben an Zelter vom 31. März als einen St. Georg mit dem Drachen und der ausgesetzten Schönen deutete. Van Bree aus Antwerpen schickte seine Hefte zur Lehre der Zeichenkünste. Steindrücke liefen von allen Seiten ein und brachten manches gute Bild zu Goethe's Kenntniß. Lebhaften Antheil nahm er an den Kunstfortschritten der liebenswürdigen Gräfin Julie Egloffstein,*) noch lebhaftern an Meyer's

*) Vergl. die ihr gewidmeten Gedichtchen (nebst Anmerk.) in G.'s W. Bd. 6, S. 103—106.

Kunstgeschichte, die jetzt schließlich mundirt und zum Druck vollends vorbereitet ward. Goethe's eigene bedeutendste Leistung dieser Zeit auf dem Felde der Kunstbetrachtung war „Mantegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt." *)

Im Frühjahre 1822 scheint er neben und nach der „Campagne in Frankreich" sich vorzugsweise mit dem Abschluß des vierten Heftes für Naturwissenschaft und zur Morphologie beschäftigt zu haben. Gerade über diesen Bemühungen wurde er mit Heinroth's Anthropologie bekannt, und fand sich durch ein einziges geistreiches Wort in derselben über seine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen auf einmal völlig aufgeklärt und bedeutend gefördert. **) Dieser hatte nämlich Goethe's Denkvermögen als ein gegenständlich thätiges bezeichnet, womit er aussprechen wollte, daß sein Denken sich von den Gegenständen nicht sonderte, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingingen und von ihm auf's Innigste durchdrungen wurden, daß sein Anschauen selbst ein Denken, sein Denken ein Anschauen war. Goethe bekennt durch dieses Wort zugleich Aufschluß über sein poetisches Verfahren erhalten zu haben, und bezeichnet es als ein gegenständliches Dichten. Uebrigens urtheilte er über Heinroth's Anthropologie, ***) daß der Verfasser die vielen Vorzüge des

---

*) G.'s W. Bd. 31, S. 104 ff.

**) S. in G.'s W. Bd. 40, S. 444 ff. den Aufsatz „bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort."

***) S. G.'s W. Bd. 32, S. 446.

Werks muthwillig selbst zerstöre, indem er über die ihm von Gott und Natur vorgeschriebenen Gränzen hinausgehe. Der Anthropolog dürfe sein „Menschenkind" allerdings bis in die Vorhöfe der Religion führen, aber auch nur so weit; über das Weitere dürfe sich nur noch der Dichter andächtig vernehmen lassen. Dagegen freute es ihn sehr, durch Carus' Urwirbel, so wie durch eine Tabelle, worin die Filiation sämmtlicher Wirbelverwandlungen verzeichnet war, deßgleichen durch d'Alton's Arbeiten über die Pferde, die Pachyderme und Raubthiere die Wissenschaft in seinem Geiste sich fortentwickeln zu sehen. „Hier," sagt er in den Annalen, „empfing ich nun erst den Lohn für meine frühern allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnte Ausführung bis in's Einzelne vor Augen sah." Ueber d'Alton's Werk „Die Faulthiere und die Dickhäutigen" schrieb er eine Abhandlung, die wir jetzt unter der Rubrik „Osteologie" in Goethe's Werken (Bd. 36) finden. Der ihr dort zunächst folgende Aufsatz „Fossiler Stier" wurde durch ein in diesem Frühjahr hinter dem Ettersberg im Torfbruch gefundenes Skelett eines Urstiers veranlaßt.

Die in der Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften unter dem Jahre 1822 zu Anfang aufgeführte Uebersetzung von Manzoni's Ode auf Napoleon gehört wohl dem Ende des vorigen Jahres an. Knebel hatte sie schon zu Anfange Februars gedruckt (in Kunst u. A. IV, H. 1) gelesen und bemerkte darüber: „Die Ode von Manzoni ist etwas ampullirt, und historisch wohl nicht ganz richtig. Es hätten noch vortheilhaftere Partien aus Napoleon's Leben

können gezogen werden, und er hat bis an sein Ende nie fremde Hülfe gesucht."

Goethe trat diesmal, durch anhaltend schönes Wetter hinausgelockt, bald nach der Mitte Juni seine Reise nach Marienbad an. Ueber seinen dortigen Aufenthalt erstattete er in einem Briefe aus Eger vom 8. August an Zelter folgenden summarischen Bericht: „Am 19. Juni gelangte ich nach Marienbad, bei sehr schönem Wetter. Herrlich Quartier, freundliche Wirthe, gute Gesellschaft, hübsche Mädchen, musikalische Liebhaber, angenehme Abendunterhaltung, köstliches Essen, neue bedeutende Bekanntschaften, alte wiedergefundene, leichte Atmosphäre zweitausend Pariser Fuße über der Meeresfläche, Stiftsgelage u. s. w., Alles trug bei, das drei Wochen dauernde schöne Wetter vollkommen zu benutzen und zu genießen, und das folgende unfreundlich-wechselnde zu übertragen. Nach der ausdauernden Trockniß des Mai und Juni gönnte man dem Landmann erquicklichen Regen. Erfahren habe ich Manches und notirt, anderes Mitgebrachte redigirt und gereinigt, so daß bei meiner Rückkunft der Druck wieder angehen kann, wodurch ich denn abermals den leidigen Winter zu betrügen denke. Der größte Gewinn aber, den ich in diesen Tagen zog, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Grafen Caspar Sternberg, mit dem ich schon früher in brieflicher Verbindung stand." Die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wurde neu aufgenommen und vervollständigt, „in Bezug auf die Akten," wie es in den Annalen heißt, „und auf das in Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche, wohlgeordnet, bei der Ab-

reise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher." Von dem Tepler Museum wurde ihm schöner Kalkschiefer aus der Herrschaft Walsch, mit Fischen und Pflanzen, verehrt. Im Vorbeigehen wird in den Annalen das „angenehme und lehrreiche Einsprechen des Herrn von Buch" erwähnt.

Goethe's diesjähriger Aufenthalt in Marienbad scheint etwa einen Monat gewährt zu haben. Er begab sich von da nach Eger, wo er noch bis gegen Ende August verweilte. Ueber sein dortiges Leben gibt ein Brief an Knebel vom 23. August nähere Auskunft. Nachdem er auch hier „die längst gewünschte und immer verspätete persönliche Bekanntschaft des Grafen von Sternberg" als das Vorzüglichste, was ihm diesmal in Böhmen zu Theil geworden, hervorgehoben, fährt er fort: „Wir lebten zwei Wochen zusammen in Marienbad, wo Tausendfältiges zur Sprache kam; dann ging ich nach Eger voraus, theils um mich zu sammeln, theils im naturhistorischen Fache ihm Manches vorzubereiten. Am 30. Juli kam Graf Sternberg nach Eger, auf seiner Durchreise nach München mit Dr. Pohl, dem brasilianischen Reisenden, und mit Berzelius, dem tüchtigsten und heitersten Chemiker." Mit ihnen besuchte Goethe noch an demselben Tage den Kammerberg *) und schied von ihnen, nach fröhlichem Beisammensein, „nicht ohne wechselseitigen bedeutenden Nutzen." Hierauf unternahm er mehrere Excursionen, unter Anderm nach Falkenau zu einem tüchtigen Bergmeister Namens Lößl. Dort

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 272 f.

machte er die Bekanntschaft des Naturdichters Anton Fürnstein, *) „auf dessen durch Gicht contractestem Körper,“ wie es im Briefe an Knebel heißt, „sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, das dem schlanksten Ehre machen würde.“ Ferner besuchte er den Grafen Auersberg auf Hardenberg, „die sehr würdige Lage eines reichen, von Geschäften zurückgezogenen, erfahrnen Mannes zum zweiten Mal anzuschauen,“ und fand unerwartet in seinem Wald- und Bergbereich eine Schule Brüsseler Spitzenarbeiten, deren Vorsteherin ihn mit dem ganzen Verfahren bekannt machte. Bei diesen Ausflügen begleitete ihn gewöhnlich der Polizeirath Grüner, welcher für Naturkunde viel Sinn und Aufmerksamkeit, und, in Eger geboren, durch seine Stelle, wie durch seinen Charakter, in der ganzen Gegend Einfluß besaß. Mit ihm wurde denn auch eine Excursion nach Redwitz gemacht, einem Städtchen, das früher als ein Intermundium zwischen Kulmbach und Böhmen lag, damals aber an Baiern abgetreten war. Goethe wohnte in dem gewerbreichen Orte bei einem Fabrikherrn, der eine chemische Fabrik und eine Glashütte besaß. Der Sohn desselben fertigte ihm sogleich zu Dutzenden die Glasscheiben, die bei veränderter weißer und schwarzer Unterlage Gelb oder Blau darstellen, so daß er „das einfache Credo seiner Chromatik jedem Naturfreunde in die Hände geben konnte.“ In der Glashütte, wo die Arbeiter mit dem glühend-schmelzend-biegsamen Metall, wie die englischen Bereiter mit ihren Gliedern, umgingen, erregte ihm „das Gefährliche,

---

*) G.'s W. Bd. 32, S. 293 ff.

mit Sicherheit ausgeübt, eine bängliche Verwunderung.“ Auch entoptische Glaskörper erhielt er durch schnelle Verkühlungen und hoffte durch die Thätigkeit des jungen Mannes, dem er die Anlage zu einem Apparat wohlgeordnet zurückließ, für das entoptische Capitel viel zu gewinnen. „Eigentlich muß man reisen,“ schrieb er an Knebel, „um sein Erworbenes anzubringen und neu zu erwerben. Was ich hier in Einem Tage fand, daran laborire ich in Jena zwei Jahre, ohne zum Zweck zu gelangen.“ Ein problematischer fossiler Backzahn, wahrscheinlich von einem Mammut, der seit Langem bei einer Familie zu Eger aufbewahrt wurde und sich aus einem diesem Hause gehörigen Kalksteinbruch beim Dorfe Dölitz herschrieb, veranlaßte ihn mit Grüner zu einem Ausfluge dorthin. Er besorgte von dem fürs Prager Museum bestimmten Zahn Gypsabgüsse und sandte einen derselben an d'Alton in Bonn zur nähern Untersuchung. *) „Ueberhaupt habe ich,“ so schloß er seinen Brief an Knebel vom 23. Aug., „diese zehn Wochen benutzt, um fast außer Athem zu kommen; Alles habe ich, um ja nichts zu verlieren, in Tagebüchern und Aktenfascikeln sorgfältig aufbewahrt, daß es den Freunden hoffentlich auch zu Gute kommen soll.“

Goethe kehrte diesmal aus Böhmen, ohne in Jena anzuhalten, sogleich nach Weimar zurück. Er brachte eine sehr warme Neigung für eine junge liebenswürdige Dame mit; deren Bekanntschaft er, wie es scheint in Marienbad, gemacht

---

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 268, wo auch d'Alton's Antwort zu finden.

hatte. Der Schmerz über die Entfernung von ihr entlockte ihm, wahrscheinlich bald nach der Heimkehr, das schöne, von jugendlicher Wärme durchflossene Gedicht „Aeolsharfen“ oder Iris,“ wie es in dem Briefwechsel mit Zelter auch wohl genannt wird. Er kündigte es demselben am 5. November in der Nachschrift an: „Das poetische Manna regnete diesen Sommer sparsam, doch sende ich nächstens einige Körnlein,“ und legte das Gedicht seinem nächsten Briefe vom 14. December bei. Höchst wahrscheinlich war es dieselbe junge Dame, von der wir beim folgenden Jahre mehr zu erzählen haben werden. Die Anfangsverse der Marienbader Elegie vom J. 1823 deuten darauf hin, daß die Bekanntschaft damals nicht erst geschlossen, sondern erneuert worden; und damit übereinstimmend heißt es in Zelter's biographischen Papieren: „Zum Verständniß gewisser Gedichte Goethe's aus den Jahren 1822 und 1823 ist zu wissen, wie eine leidenschaftliche Zuneigung des Dichters zu einem jungen weiblichen Wesen in Karlsbad (?), leidenschaftlich erwiedert, so wenig verheimlicht worden, daß man laut genug von einer ehelichen Verbindung des fünfundsiebenzigjährigen Greises sprach.“

Der rege Fleiß, womit er das letzte Drittel des J. 1821 zubrachte, wurde bisweilen durch Besuche geschätzter und bedeutender Männer freundlich unterbrochen. Der Maler Kolbe aus Düsseldorf stellte einige Arbeiten aus und vollendete verschiedene Portraits. Goethe freute sich „den wackern Mann, den er schon seit den Weimarischen Kunstausstellungen her schätzte, nunmehr persönlich kennen zu lernen. *)

*) Vergl. Gespräche mit Eckermann III, 5, wornach Soret ihn

Um die Hälfte Septembers besuchte ihn abermals Herr von Henning, sein chromatischer Anhänger. Er hatte in Berlin Vorlesungen über Goethe's Farbenlehre gehalten, erzählte, wie er dabei verfahren, und theilte ihm die Einleitung mit, wovon Goethe am 20. Sept. eine Abschrift an Rochlitz übersandte mit der Bemerkung, daß sie „wohl für jeden gebildeten Geist verständlich und nicht ohne Interesse sein möchte.“ Henning brachte auch sehr glücklich gerathene entoptische Gläser mit, so wie schwarze Glasspiegel, wodurch sich die wünschenswerthen Phänomene leicht vor Augen stellen ließen. „Die Unterhaltung,“ erzählt Goethe in den Annalen, „war leicht; er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage, die ihm übrig blieb, konnte ich ihm gar bald beantworten. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen ältern Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm, und er dagegen regte mich an, die chromatischen Acten und Papiere vollkommener und sachgemäßer zu ordnen.“

Während des Novembers sprach, zum zweiten Mal in diesem Jahre, der brasilianische Bergdirektor von Eschwege in Weimar ein. Er war schon im Februar hier gewesen und hatte mancherlei mineralische Schätze und Merkwürdigkeiten vorgezeigt und Einiges davon dem Großherzog verehrt. Unter Anderm besaß er eine schöne Sammlung krystallisirter farbiger Diamanten, die der Großherzog gern acquirirt hätte, aber der

---

noch im Anfange November in einer Abendgesellschaft bei Goethe traf.

Besitzer damals nicht ablassen wollte. Bei seiner jetzigen Anwesenheit erhandelte sie Goethe von ihm für den Großherzog zu 130 Friedrichsd'or. Sie wurde mit einer andern, aus der Brückmann'schen Erbschaft erkauften und von einem frühern umsichtigen Liebhaber angelegten Edelsteinsammlung vereinigt und so eine sehr merkwürdige Folge von 50 rohen Demantkrystallen zusammengebracht. Dr. Soret, im Hauy'schen System wohl bewandert, ordnete und beschrieb das Ganze, und so gewann Goethe eine ganz neue Ansicht eines sehr merkwürdigen Naturerzeugnisses.*)

Bald nachher, in der ersten Hälfte Decembers, kam Purkinje aus Prag zum Besuch, dessen Schrift „über das subjektive Sehen" ihn so lebhaft interessirt hatte; er war eben als Professor der Physiologie nach Breslau berufen worden. „Merkwürdig war er mir," schrieb Goethe den 14. December an Knebel, „wie er sich aus dem Abgrunde des Pfaffthums durch eigene Kräfte herausgehoben, sich autodidaktisch entwickelt und gebildet, dabei aber die Richtung in den Abgrund des eigenen Daseins genommen; deßhalb er denn ein freiwilliges Märtyrerthum untergangen, und sich an sich selbst im Einzelnen und im Ganzen zu begreifen gesucht. Ich sah ihn mit Riemer und Rehbein (Goethe's Hausarzt); gar wunderlich nimmt sich ein solches Wesen unter Protestanten aus, die sich doch immer zwischen der Außen- und Innenwelt im Gleichgewicht zu halten suchen. Ich hätte wohl gewünscht, ihn einige Tage festzuhalten; die große Treue gegen sich selbst, seines in-

---

*) S. „Goethe in amtlichen Verhältnissen" von Vogel, S. 205—213.

nern Wesens und consequenten Wirkens in aller Eigenthümlichkeit zu schauen, war Vieles werth gewesen."

Gegen Ende des Jahres kam Professor Oersted, und kurz nachher Dr. Döbereiner nach Weimar. Letzterer stand seit einiger Zeit mit Goethe in lebhafter Communication, indem er ihm die neuesten Erfahrungen und Entdeckungen über Glasmacherkunst mittheilte, womit sich dieser näher bekannt zu machen wünschte. Bei seiner jetzigen Anwesenheit in Weimar stellte Döbereiner vor dem Großherzog und einer gebildeten Gesellschaft Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung dar und knüpfte daran erklärende Bemerkungen.

Neben den vielseitigen naturwissenschaftlichen Bestrebungen, die für Goethe die letzterwähnten Besuche so interessant machten, war das Jahr hindurch auch die Meteorologie nicht unberücksichtigt geblieben. Howard's Klima von London war eingetroffen; im Inlande gingen die Beobachtungen nach allen Rubriken fort und wurden regelmäßig in Tabellen eingetragen. Auf den Vorschlag des Inspectors Bischof von Dürrenberg wurden vergleichende Barometer-Beobachtungen angestellt, und durch symbolisch graphische Darstellung des einförmigen Ganges so vieler Barometer befestigte sich in Goethe der seiner Witterungslehre zu Grunde liegende Gedanke, daß das Steigen und Fallen des Quecksilbers, wie überhaupt die atmosphärischen Erscheinungen in gewissen Gränzen einer veränderlichen pulsirenden Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben seien.*)

Aber auch für die Literatur war Goethe nicht ganz un-

*) Vergl. Thl. III, S. 2.

produktiv geblieben. Zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad las er „unter dem blauesten Himmel, in reinster, leichtester Luft, daher auch mit voller Empfänglichkeit" den Roman Gabriele von Johanna Schopenhauer und schrieb auf einsamen Spaziergängen in seine Schreibtafel eine Reihe Bemerkungen, die er später in ihrer aphoristischen Gestalt veröffentlichte. *) Durch die Nachricht veranlaßt, daß im nächsten Jahre ein Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte aus Justus Möser's Nachlaß herausgegeben werden sollte, theilte er ein Fragment dieses von ihm hochverehrten Mannes mit „Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren", und schloß daran einige Bemerkungen. **) Durch das Novemberheft des „Gesellschafters" wurden ihm die „Spanischen Romanzen von Beauregard Pandin" bekannt, welche den gleichnamigen Aufsatz hervorriefen. ***) Endlich fällt nach der Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften noch die Uebersetzung der „Neugriechisch-epirotischen Heldenlieder" in dieses Jahr. Am 3. December las er in einer Abendgesellschaft das Gedicht „Charon". Soret berichtet darüber: „Die klare, deutliche und energische Art mußte ich bewundern, womit Goethe das Gedicht vortrug. Nie habe ich eine so schöne Declamation gehört. Welches Feuer! Welche Blicke! Und welche Stimme; abwechselnd donnernd, und dann wieder sanft und milde. Vielleicht entwickelte er in einigen

*) G.'s W. Bd. 32, S. 283.

**) Ebendas. S. 343.

***) Ebendas. Bd. 33, S. 342 ff.

Stellen zu viel Kraft für den kleinen Raum, in dem wir uns befanden; aber doch war in seinem Vortrage nichts, was man hätte hinwegwünschen mögen."

Der ein paarmal erwähnte Dr. Soret gehörte seit einiger Zeit dem engern Kreise an, der sich bisweilen um Goethe zu versammeln pflegte. Er war unlängst zur Leitung der Erziehung des Erbgroßherzogs von Genf nach Weimar berufen worden und trat bald zu Goethe in ein näheres Verhältniß, das bis zu dessen Tode fortdauerte. Oft ein Tischgenosse Goethe's, oft auch ein gern gesehenes Mitglied seiner Abendgesellschaften, stand er außerdem durch seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse mit ihm in vielfacher Berührung. Als gründlicher Mineraloge ordnete er Goethe's Krystalle, so wie seine botanischen Kenntnisse ihn befähigten, der Schrift „Metamorphose der Pflanze" durch Uebertragung ins Französische eine weitere Verbreitung zu geben. Seine Stellung am Hofe führte ihn gleichfalls oft in Goethe's Nähe, indem er bald den Prinzen zu ihm begleitete, bald Aufträge des Großherzogs oder der Großherzogin auszurichten hatte. Seine Notices sur Goethe gehören zum Besten, was in französischer Sprache über unsern Dichter geschrieben worden.

Siebenzehntes Capitel.

Das Jahr 1823: Annalen. Schwere Krankheit. Brief von Auguste Stolberg. Verbindung mit Eckermann. Aufenthalt in Marienbad. Leidenschaftliche Liebe. Marienbader Gedichte. Elegie von Marienbad. Besuch der Mad. Szymanowska. Gedicht „Aussöhnung". Besuch von Zelter. Interesse an einheimischen Dichtertalenten. Productionen des Jahres 1823. — Das Jahr 1824: Fortsetzung der Annalen und der periodischen Hefte. Der Aufsatz: Die drei Paria. Ueber Byron's Cain. Lebensverhältniß zu Byron und andere kleinere Aufsätze. Gedicht zu Thaer's Jubelfest. Gedicht „An Werther". Trilogie der Leidenschaft. Redaction der Correspondenz mit Schiller. Besuche von Wolf, dem Grafen Sternberg u. A.

Mit dem Beginn des Jahrs 1823 versiegt für den Biographen Goethe's eine Haupthülfsquelle; es sind die Annalen oder Tag- und Jahreshefte, die nur bis Ende 1822 fortgeführt sind. Eine kurze Besprechung dieser Arbeit dürfte hier um so mehr an der Stelle sein, als Goethe sie gerade im Jahr 1823 zuerst ernsthaft angegriffen. Die Anfänge derselben reichen bis 1819 zurück. Schon damals, wo er eine neue Ausgabe seiner Werke (Stuttgart und Tübingen 1816—1819) abschloß und am Ende derselben die Folge seiner sämmtlichen Schriften summarisch darlegen wollte, fand er sich zu einer tiefer eingehenden Betrachtung gedrungen, und bearbeitete einen „zwar lakonischen, doch immer hinreichenden Entwurf seiner Lebensereignisse und der daraus hervorgegangenen schriftstellerischen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr, sonderte sodann, was sich auf Autorschaft bezog, und so entstand das nackte chrono-

logische Verzeichniß am Ende des 20. Bandes jener Ausgabe." *) Seit der Zeit fuhr er fort, in ruhigen Stunden sinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen, und die nächste Zeit auf gleiche Weise zu schematisiren, wozu ihm ausführlichere Tagebücher behülflich waren. Im Sommer 1823 ließ er dann durch den Bibliothek-Secretair Kräuter eine Sonderung aller seiner Papiere nach den verschiedenen Fächern, die ihn nach- und nebeneinander beschäftigt hatten, vornehmen. Nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Gesammeltes und Zerstreutes ward vollkommen geordnet zusammen gestellt, sondern uach die Tagebücher und eingegangene wie abgesandte Briefe wurden in einem Archiv beschlossen, und darüber ein Verzeichniß nach allgemeinen und besondern Rubriken, Buchstaben und Nummern angefertigt. Durch diese erleichternden Vorarbeiten gereizt, unternahm er jetzt die Darstellung seiner ganzen Lebensgeschichte, wobei er sich nach mancherlei Versuchen endlich entschloß, von der neuesten Zeit anzufangen, indem er so bei frischer Erinnerung sich nicht lange um Stoff zu bemühen brauchte. Auf solche Weise rückwärts arbeitend, fand er zu seiner Freude, daß Bekanntes und Gegenwärtiges das Vergangene und Verblichene wieder auffrischte. **) Diese Arbeit zog sich noch durch die nächsten Jahre fort, und, wie wir aus Eckermann's Gesprächen mit Goethe ***) sehen, war ihm dabei Riemer mit Nachbesserung des Ausdrucks behülflich.

---

*) G.'s W. Bd. 27, S. 513. „Entstehung der Biograph-Annalen".

**) Brief an Zelter, Nr. 411.

***) I, 192 f.

Gegen Eckermann äußerte Goethe, er dürfe der in den Annalen behandelten Zeit nicht die Ausführlichkeit des Details geben, wie der Jugendepoche von Wahrheit und Dichtung; es könne darin weniger sein Leben als seine Thätigkeit zur Erscheinung kommen. Ueberhaupt sei die bedeutendste Epoche eines Individuums die seiner Entwickelung, welche sich in seinem Falle mit den ausführlichen Bänden von Wahrheit und Dichtung abschließe. Später beginne der Conflict mit der Welt, und dieser habe nur insofern Interesse, als etwas dabei herauskomme.*) Wir können die Wahrheit dieser Bemerkung im Allgemeinen anerkennen, bestreiten aber, daß Goethe's Entwickelung sich mit dem Jahre 1775 abgeschlossen, und müssen besonders die durchaus flüchtige und summarische Behandlung der Periode von 1775 bis 1786 beklagen, von deren ausführlicher Darstellung ihn Rücksichten abhalten, die aus den nunmehr (für unsere Arbeit leider zu spät) erschienenen Briefen an Frau von Stein klar genug hervortreten. Hätten aber auch jene Rücksichten nicht obgewaltet, so wäre doch jetzt ein lebensfrisches Gemälde jener Periode für Goethe eine Unmöglichkeit gewesen. Er erkannte dies selbst und gab Cellini Recht, welcher behauptete, ein Mann, der etwas geleistet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben glaube, müsse im vierzigsten Jahre die vergangene Lebenszeit beschreiben. „Es ist keine Frage," fügte Goethe hinzu, „daß uns die Fülle der Erinnerung nach und nach erlischt, daß die anmuthige Sinnlichkeit verschwindet, und ein gebildeter Verstand durch seine

---

*) Gespräche mit Eckermann I, 105.

Deutlichkeit jene Anmuth nicht ersetzen kann. Hierbei ist noch ein Umstand wohl zu beachten: wir müssen eigentlich noch nahe genug an unsern Irrthümern und Fehlern stehen, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben mögen. Rücken wir weiter in's Leben hinein, so gewinnt das alles ein anderes Ansehen, und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterstücks, auszurufen: Was soll denn das alles beweisen?"

Eine solche cursorische Lebenschronik aber, wie Goethe jetzt in den Annalen unternahm, war für ihn mit den Jahren ein immer größeres Bedürfniß geworden. Er hatte manches löbliche Unternehmen im Stocken gelassen, die Ausführung mancher bedeutenden Vorsätze nicht einmal angegriffen, weil er bei gesteigerter Bildung Besseres zu leisten hoffte; vieles Gesammelte war unbenutzt geblieben, weil er es vollständiger wünschte; aus dem Vorliegenden war kein Resultat gezogen, weil er übereilten Ausspruch fürchtete. Uebersah er nun öfters die große Masse Gedrucktes und Ungedrucktes, theils geordnet, theils ungeordnet, theils geschlossen, theils Abschluß erwartend, betrachtete er, wie es unmöglich sei, in spätern Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die er früher hatte fallen lassen, oder gar solche wieder anzuknüpfen, deren Ende verschwunden war: so fühlte er sich, nach seinem eigenen Geständniß, in wehmüthige Verworrenheit versetzt, aus welcher er sich, ohne damit einzelne Fort- und Ausführungsversuche abzuschwören, auf eine durchgreifende Weise durch eine übersichtliche Gesammtdarstellung seines Lebens zu retten suchte.

Mit dieser Aufgabe vermuthlich, mit Krystallographie unter Soret's Beihülfe, einem neuen Heft Kunst und Alterthum*) und vielleicht noch Anderem war Goethe im Jahresanfange beschäftigt, — denn am 18. Januar schrieb er an Zelter: „Ich hämmere gar Manches durch in meiner einsamsten Schmiede; aus dem Hause komme ich nicht, kaum aus der Stube," — da wurde er plötzlich von einer Krankheit überrascht, die den Lebensfaden, den er eben rückwärts zu verfolgen im Begriff stand, auf immer abzureißen drohte. Am 17. Februar befiel ihn eine Entzündung des Herzbeutels, und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens, wozu sich noch eine Entzündung der Pleura gesellte, die ihn im Verlauf der nächsten Woche an den Rand des Grabes brachte. Der 24. Februar war der Tag der Entscheidung. In einem Anfalle von Schwäche sagte er zu seiner Schwiegertochter: „Ich fühle, daß der Moment gekommen, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt." Am Abend hatte er indeß sein volles Bewußtsein wieder, und scherzte schon in übermüthiger Laune mit seinem Arzte, dem Hofrath Rehbein. „Ihr seid zu furchtsam mit Euren Mitteln," sagte er; „Ihr schont mich zu sehr. Mit einem Kranken, wie ich bin, muß man ein wenig Napoleonisch zu Werke gehn." Indem er darauf eine Tasse Arnica-Extract trank, die gestern von Huschke angewendet sehr glücklich gewirkt hatte, machte er eine gracieuse Beschreibung dieser Pflanze und erhob ihre energischen Wirkungen in den Himmel. Man sagte ihm, daß die Aerzte nicht

---

*) S. Briefe an Knebel, Nr. 599.

hätten zugeben wollen, daß der Großherzog ihn sehe. „Wäre ich der Großherzog," rief Goethe, „so würde ich viel gefragt, und mich viel um Euch bekümmert haben!"

Am 26. Februar konnte August von Goethe an Zelter und andere nahe Freunde seines Vaters berichten, daß die Gefahr vorüber zu sein scheine. „Wir hoffen," fügte er hinzu, „die starke und gute Natur des Vaters, welche ihn in seinem hohen Alter diese bedeutende Krankheit überstehen ließ, werde auch die etwaigen Folgen (Wassersucht, wovon sich bedenkliche Vorboten zeigten) überwinden helfen." Am 16. März schrieb August: „Mit wahrer Freude nehme ich die Feder abermals in die Hand, um Ihnen zu melden, daß das Wohlbefinden des Vaters sich befestigt und die Genesung mit starken Schritten vorschreitet. An Kunst und Alterthum und der Morphologie wird wieder gearbeitet, und so kommen wir nach und nach in unsere alten Zustände, wozu das Wiederzusammenessen gehört." Goethe fügte dem Briefe eigenhändig mit einem Bleistift auf einem Extrablatte die Worte bei: „Erstes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe." Kurz vor Ostern erhielt Zelter von ihm selbst wieder einen Brief, „die ersten Zeilen seiner Wiedergeburt", unmittelbar vor der Liedertafel, wobei sie als ein erquickliches Schaugericht von Hand zu Hand gingen; und wie bei der Geburt eines Reichserben entluden sich, nach Zelter's Bericht, hundert Schlünde dreihundertmal zu Goethe's Preise; die Champagnerpfropfen flogen wie Schlagröhren gegen die Decke. So kamen ihm von allen Seiten, aus der Nähe und Ferne, die wärmsten Bezeugungen der Freude über seine

Genesung entgegen. In Weimar wurde zur Feier derselben Tasso gegeben mit einem Prolog von Riemer, den Frau von Heigendorf sprach. Seine Büste ward unter lautem Beifallsjubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heigendorf, noch im Costüm der Leonore, nach seinem Hause, und überreichte ihm den Kranz des Tasso, den er nahm und der Büste der Großfürstin Alexandra aufsetzte.

Aus den Tagen der Reconvalescenz ist uns ein höchst merkwürdiger Brief Goethe's erhalten, um so merkwürdiger, als er zum Theil unmittelbar, nachdem er dem Tode ins Auge geschaut hatte, geschrieben worden ist. Der Leser wolle eine Zeit aus Goethe's Leben, die nun schon über vierzig Jahre hinter uns liegt, und mit ihr das Andenken an die geliebte Jugendfreundin unsers Dichters, Auguste Stolberg, zurückrufen. Sie, die nunmehrige verwittwete Gräfin Bernstorf, gehörte zu den treuen Gemüthern, in denen ein warmes Jugendgefühl nie ganz erlischt, wenn sie sich auch mit der spätern Entwickelung eines Freundes nicht versöhnen können. Als einer wahrhaften Christin mußte ihr Vieles, was Goethe geschrieben hatte, ganz unverantwortlich erscheinen, und so war die edle Frau nach und nach in eine aufrichtige Angst um sein Seelenheil gerathen. Jahre lang hatte sie zwischen der Furcht, verkannt oder gar verspottet zu werden, und der Hoffnung geschwankt, vielleicht eine günstige Sinnesänderung bei ihm zu bewirken, da griff sie am 15. Oct. 1822 zur Feder und schrieb ihm einen liebevoll rührenden Brief. „Ich las in diesen Tagen," heißt es darin, „wieder einmal alle Ihre

Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen, muß für die Ewigkeit bestehen; diese unsre Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend, muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich beim letzten Ihrer Briefe, und so nahm ich die Feder. Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu retten; nun maße ich mir wahrlich nichts an, aber so ganz einfältigen Sinnes bitte ich Sie: retten Sie sich selbst! Nicht wahr, Ihre Bitte gibt mir dazu einiges Recht? — und ich bitte Sie immer, hören Sie in meinen Worten die Stimme meines Bruders, den Sie so herzlich liebten. Ich habe dann einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen; den ich so oft wollte laut werden lassen: O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat — Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, in Ihren Schriften zu finden, wodurch Sie so leicht Andern Schaden zufügen — o, machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist."

Goethe's Antwort vom 17. April 1823 lautete: „Von der frühsten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen nie gesehenen theuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zauderte ich unentschlossen, was zu erwiedern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig nichts be-

kannt ist. — Lange leben heißt gar Vieles überleben: geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. Wir überleben uns selbst, und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Anderen gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun, und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. — Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein; vielleicht gelingt dann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.

„Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben; allein ich wagte nicht es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihren edeln, wackern Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit ins Leben zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das

schöne Licht der Sonne zu schauen. Möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte. Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zusammen finden!"

Der Wiedergenesene ergab sich sogleich auf's Neue seiner geistigen Thätigkeit. „Ich arbeitete zuerst," so lautet sein Bericht an Reinhard vom 10. April, „das nächste aufgeschwollene Gleichgültigere weg; die abschließliche Redaction der Hefte, deren Druck während meiner Krankheit fortgegangen, deutete mir nach allen Seiten; in verschiedenen Fächern unterstützten die Freunde mich thätig, und so habe ich mich mit jedem Tage freier und heiterer befunden, ja, viel glücklicher und entschiedener, als vor dem Eintritt der Krankheit, von der ich denn doch einige Vorahnung hatte, ohne zu wissen, wie ich ihr entgehen oder ihr vorbeugen sollte." Eine große Störung brachte in dieses stillgeschäftige Leben gegen Ende April eine höchst lebensgefährliche Krankheit der Großherzogin, und als die verehrte Fürstin die Gefahr überstanden hatte, fanden sich um die Mitte Mai der König von Baiern nebst Familie und eine Menge anderer Gäste in Weimar ein, denen sich Goethe, obgleich eigensinnig zu Hause bleibend, doch nicht ganz entziehen konnte. Dann setzte ihn eine bedenkliche Krankheit, die seinen Freund Meyer auf der Reise nach Wiesbaden befiel, abermals für einige Zeit in Besorgniß. Allein, so wie er sich der äußern oder innern Störungen kaum erwehrt hatte, kehrte er auch sofort wieder zu seinen Arbeiten zurück, die

ihm bald durch die Hülfe eines talentvollen und strebsamen jüngern Literaten erleichtert werden sollten.

Am 10. Juni trat ein eben in den Dreißigern stehender Mann mit ahnungsvoll klopfendem Herzen in Goethe's einfach edele Wohnung ein. An der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen wehten ihn mit dem Geist der bildenden Kunst des Alterthums an. Von dem gesprächigen Bedienten des Hauses, Stadelmann, die Treppe hinauf zur ersten Etage geleitet, ward er in ein Zimmer geführt, vor dessen Schwelle er die Zeichen SALVE als gute Vorbedeutung eines freundlichen Willkommenseins überschritt. Durch dieses Zimmer hindurch gingen sie in ein zweites, wo der Fremde zu weilen eingeladen wurde, während der Bediente ihn seinem Herrn zu melden ging. Hier wehte die kühlste erquickliche Luft; auf dem Boden lag ein Teppich ausgebreitet; auch war das Zimmer durch ein rothes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter meublirt; gleich zur Seite stand ein Flügel, an den Wänden sah man Handzeichnungen und Gemälde verschiedener Art und Größe. Bald erschien Goethe in blauem Oberrock und Schuhen. Der Eindruck der erhabenen Gestalt war überraschend für den Fremden. Aber freundliche Worte verscheuchten sogleich jede Unbefangenheit. Der junge Mann hatte sich Goethe'n durch ein vorausgesandtes Manuscript vortheilhaft angekündigt. Es war Joh. Pet. Eckermann, als Knabe und Jüngling in den kümmerlichsten Verhältnissen herangewachsen, und bloß durch eigene Thätigkeit und Strebsamkeit zu einer bedeutenden Ausbildung gelangt. Als Fünfundzwanzigjähriger hatte er aus feurigem Lerneifer auf den

Bänken eines Gymnasiums unter Sekundanern Platz genommen, mit mühsam erschwungenen Mitteln einige Zeit auf der Universität Göttingen zugebracht und gedachte jetzt eine schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen. Goethe gewahrte sogleich, daß er an ihm den rechten Mann gefunden, der ihn bei seinen fernern Arbeiten unterstützen könnte, und machte ihm bald darauf bezügliche Anträge. Zugleich war er aber aufs liebevollste bemüht, die äußern Verhältnisse des rasch gewonnenen jungen Freundes zu verbessern und seine weitere Ausbildung zu fördern. So knüpfte sich eine Verbindung an, aus welcher für Goethe in den folgenden Jahren manches Erfreuliche hervorging.

Als erste Arbeit übergab er an Eckermann die Frankfurter Recensionen und die eilf ersten Hefte von Kunst und Alterthum mit dem Auftrage dieselben gut durchzustudiren und nicht allein ein allgemeines Inhaltsverzeichniß darüber zu machen, sondern auch zu notiren, welche Gegenstände unabgeschlossen geblieben, damit es ihm vor Augen trete, welche Fäden er wieder aufzunehmen und weiter fortzuspinnen habe. Bald darauf gegen Ende Juni's begab sich Goethe zu einer Kur nach Marienbad. Nach einem harten Winter, einer gewaltsamen Krankheit und einigen einsam thätig zugebrachten Monaten reis'te er „beinahe lebensunfähig," wie er an Zelter berichtete, von Weimar ab. Aber die Reise, neue Gegenstände, Veränderung aller Art, sogar auch Unbequemlichkeit, neue An- und Eingewöhnung riefen ihn wieder ins Leben. In Marienbad fand er die alten Berggenossen zu leidenschaftlichem Eifer entzündet wieder; der Funke, den sie von ihm

aufgefangen, war zu einer Flamme aufgelodert, die ihn jetzt selbst erleuchtete. Dann thaten ihm auch, wie er Zelter'n schrieb, „manche frühere Menschenverhältnisse gar wohl, als Zeugen, daß man nach einer Jahresnacht Wohlwollen und Neigung nicht verschlafen habe.“ Die Nachbarschaft seiner Wohnung fand er zu seiner Freude „von schönen Frauen und verständigen Männern eingenommen.“ Als Hauptarbeit bezeichnet er in dem Brief an Zelter die Redaction seiner Lebenschronik. Außerdem begann er, wie ihn früher die „Erdkunde vielleicht mehr als billig beschäftigt“, so jetzt auch der Betrachtung der atmosphärischen Reiche sich immer eifriger hinzugeben.*)

Aber mit diesem wissenschaftlichen Interesse sollte sich bald

---

*) Sein Bericht an Knebel vom 11. Julius lautet: „Die Gesellschaft ist gut, man kann sagen glänzend; gestern ist noch der Herzog von Leuchtenberg angekommen. Schöne Frauen machen sich bemerken, zu Wagen, Pferde und Fuß; wöchentlich werden Bälle gegeben, und zu ernsterer Unterhaltung fehlt es nicht an gereisten Diplomaten und sonst erfahrenen Weltmenschen. Durch ein besonders Glück wohnen in meinem Hause nur Frauenzimmer die still und verträglich sind; eine sogar ist passionirt für die Mineralogie, und da hat sie, indem Stadelmann schon Centner von Handstufen zusammengeklopft, die erfreulichste Auswahl. Hierzu das Allerbeste und Nothwendigste, trockenes Wetter, manchmal bedeckten Himmel, manchmal klaren oft auch heitern Sonnenschein, die schönsten Abende, wenn auch kühl. Und so sind mir seit meiner Abreise vierzehn Tage vergangen, die ich nicht anders als loben muß.“

eine mächtige Leidenschaft um sein Gemüth streiten. Das gänzlich Unerwartete, Wunderbare geschah, daß unser Dichter als beinahe vierundsiebenzigjähriger Greis, wie zum goldenen Jubiläum der Werther-Epoche, noch einmal die volle Gewalt der Liebe erfuhr. Er sah in Marienbad auch jene liebenswürdige Dame wieder, die im vorigen Jahre ihm das Gedicht „Aeolsharfen" entlockt hatte. Wie es scheint, war sie „das allerliebste Kind," worauf der Schluß von Goethe's Brief an Zelter vom 24. Juli hindeutet: „Das alles war geschrieben im Vorgefühl, daß mir von dir was besonders Gutes kommen werde, und so kommt ein allerliebstes Kind mir Gruß und Reim bringend, wodurch ich mich beinahe überrascht und verwirrt fühlte." Ist diese Annahme richtig, so gibt uns der Briefwechsel mit Zelter auch Aufschluß über den Namen der Geliebten, die unsern Dichter noch in solchem Alter zu feuriger Jünglingsleidenschaft entzündete. „Beschäftigung mancher Art hält mich hier fest," erwiederte Zelter am 7. Aug.; „unterdessen laufen mir die Mädchen davon und stehlen deine Küsse! Wer mag denn diese Lili sein, wenn es nicht die appetitliche Parthey *) ist?" Daß er richtig ver-

---

*) Eines Dr. Parthey aus Berlin geschieht zweimal im Briefwechsel mit Zelter Erwähnung (IV, 362, 370). Er kam 1827 nach Weimar und wurde von Goethe sehr freundlich aufgenommen. Obiges, vor vielen Jahren geschrieben, dürfte vielleicht auch jetzt noch der Mittheilung nicht ganz unwerth sein, wenn gleich inzwischen mehrseits berichtet worden, die damalige Geliebte Goethe's sei ein Fräulein von Lewezow gewesen, die sich während des

muthet hatte, bestätigt Goethe's Antwort vom 24. August: „Ferner sei gemeldet, daß mir nach jenem Kuß, dessen Spenderin Du wohl errathen hast, noch eine herrliche Gunst und Gabe von Berlin gekommen, Mad. Milder nämlich zu hören u. s. w."

Der Spätsommer dieser Liebe rief denn auch wieder einige poetische Blumen hervor, unter denen eine fast den Jugendgedichten an Duft und feurigem Farbenglanz gleichkommt. Sechs kleinere Productionen finden wir in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" unter der Ueberschrift „Marienbad 1823" zusammengestellt. Eine Anmerkung bezeichnet sie als „Aufblicke von Galanterie, Anhänglichkeit, Neigung und Leidenschaft im Canflict mit Weltleben und täglicher Beschäftigung." Die erste heißt:

> Du hattest längst mir's angethan,
> Doch jetzt gewahr ich neues Leben;
> Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an,
> Wenn er uns einen Kuß gegeben.

In der dritten Nummer: „Du Schüler Howard's" zeigt sich der Liebende als Wetterbeobachter, der Morgens und am Tage die Nebel und Wolkengestalten beobachtet;

Sommers 1823 mit ihrer Mutter und Schwester in Marienbad aufgehalten. In der (Leipzig 1849 erschienenen) Schrift: „Aus Goethe's Leben, Wahrheit und keine Dichtung, von einem Jugendgenossen" wird Fräulein von Borg oder von Bork genannt, die mit ihrer Mutter in demselben Hause mit dem Großherzoge von Weimar wohnte.

Doch wenn bei stillem Dämmerlicht
Ein allerliebstes Treugesicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du ob's heitert, ob es regnet?

Ohne Zweifel eine Folge dieser Leidenschaft war die ungeheure Wirkung, welche die Musik in jenen Tagen auf ihn übte. Er war selbst über dieses Phanömen erstaunt und sagte sich (in einem Briefe an Zelter) zur Erklärung: „Du hast seit zwei Jahren und länger keine Musik gehört (außer Hummel zweimal), und so hat sich dieses Organ, sofern es in Dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über Dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über Dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesammtheit eingeschlummerter Erinnerungen." Er sei überzeugt, schrieb er an Zelter, daß er im ersten Tacte seiner Singakademie den Saal verlassen müsse. Die „großen Talente", worauf er hier hindeutet, waren Mad. Milder und Mad. Szymanowska. Von jener, der berühmten Theatersängerin, hörte er „vier kleine Lieder, die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran ihm noch Thränen auspreßte." Er schenkte ihr zum Dank ein Exemplar der Iphigenie mit den Versen:

Dies unschuldvolle fromme Spiel,
Das Edler Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höh'res Ziel,
Von Gluck betont, von Dir gesungen.

„In völlig anderm Sinne," schrieb er weiter an Zelter, „und doch für mich von gleicher Wirkung hört' ich Mad. Szymanowska, eine unglaubliche Pianospielerin; sie darf wohl neben unsern Hummel gesetzt werden, nur daß sie eine schöne, liebenswürdige Polnische Frau ist. Wenn Hummel aufhört, so steht gleichsam ein Gnome da, der mit Hülfe bedeutender Dämonen solche Wunder verrichtete, für die man ihm kaum zu danken sich getraut; hört sie aber auf und kommt und sieht einen an, so weiß man nicht, ob man sich nicht glücklich nennen soll, daß sie aufgehört hat." Mit ihr befand sich ihre Schwester Casimira Wolowska*) in Marienbad. Schön und anmuthig, aber von einigen vielleicht eingebildeten Leiden geplagt war sie mitunter traurig gestimmt und sprach vom Tode. Goethe widmete ihr das Gedicht „An Fräulein Casimira Wolowska",**) wozu er die Anmerkung hinzufügte: „Ein geistreicher Freund schrieb in ihr Stammbuch ein Testament, worin sie ihre höchst liebenswürdigen Eigenschaften und Vorzüge einzeln und an verschiedene Personen vermacht. Der Scherz konnte für sehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils gesteigerte Vorzüge andeutete, und ich schrieb dieses Gedicht unmittelbar in jener Voraussetzung."

Während Goethe so in „dem böhmischen Zauberkreise",

---

*) „Wotowska, wie es in Goethe's Werken heißt, ist ein Druckfehler; es muß Wolowska heißen, mit dem polnischen gestrichenen L." Varnhagen v. Ense (briefl. Mittheilung.)

**) G.'s W. Bd. 6, S. 97 (Ausg. in 40 B.)

wie er an Zelter schrieb, festgehalten wurde, veranstalteten seine Freunde zu Weimar eine Feier seines diesjährigen Geburtstages. Auf die Nachricht davon übersandte er die beiden schönen Stanzen „Einer Gesellschaft versammelter Freunde zum 28. Aug. 1823" *) und richtete es so ein, daß das Gedicht gerade am Schluß des Festes zu dankbarer Erwiderung konnte vorgetragen werden. Die erste Stanze schildert jenen Zauberkreis:

> In Hygiea's Form beliebt's Armiden
> Im Waldgebirg sich Schlösser aufzubauen.

Durch einen Kreis von auserlesenen Frauen weiß Armida den Dichter auf alle Art zu bannen, durch Spiel und Tanz und Neigung ihn zu verwirren. Dennoch bleibt sein Blick, wie es in der zweiten Strophe heißt, der Heimath zugewandt, wo sich ihm längst ein Freundekreis verpflichtet. In Gedanken fliegt er dem ehrenden Feste zu und segnet liebevoll alle Theilnahme.

Unterdessen wuchs des Dichtergreises Liebe fortwährend und begann ihn so zu beherrschen, daß er darüber jede Vorsicht vergaß. Wenn er, — so erzählte man sich zu Weimar, — in der Brunnen-Allee ihre Stimme gehört, habe er immer seinen Hut ergriffen und sei zu ihr hinuntergeeilt. Er habe keine Stunde versäumt, bei ihr zu sein; er habe glückliche Tage verlebt; denn seine Neigung sei keineswegs unerwiedert geblieben. Die Kunde davon flog bald in alle Gegenden

*) G.'s W. Bd. 6, S. 97.

Deutschlands aus, und Zelter fand auf einer Reise, die er im Spätjahre nach den Rheingegenden machte, das Gerücht von einer bevorstehenden abermaligen Vermählung Goethe's verbreitet. Das stärkste Zeugniß aber von der Gewalt seiner Leidenschaft giebt die schöne Elegie von Marienbad, die er später als mittleres Stück in die Trilogie der Leidenschaft aufgenommen. Er schrieb das Gedicht unmittelbar nach der Trennung von der Geliebten, am ersten Tage seiner Heimreise, etwa den 12. Sept.; Morgens acht Uhr auf der ersten Station brachte er die erste Strophe zu Papier, dichtete dann im Wagen fort und schrieb so von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß das Gedicht Abends fertig auf dem Papiere stand. Eckermann erfuhr bald, daß Goethe in seinem leidenschaftlichen Zustande ein überaus schönes Gedicht gemacht, welches er jedoch wie ein Heiligthum geheim halte. Als Goethe es ihm endlich vorlegte, sah er schon durch das Aeußere bestätigt, wie Goethe dieses Manuscript vor allen seinen übrigen besonders werth hielt. Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Maroquin befestigt. Bei der Lectüre fand Eckermann in jeder Zeile die Bestätigung des Gerüchtes von Goethe's Liebe. Doch deuteten gleich die ersten Verse auf eine Erneuerung, nicht auf eine erste Anknüpfung des Verhältnisses. Jugendliche Liebesglut, gemildert durch die sittliche Höhe des Geistes, erschien ihm als des Gedichtes durchgreifender Charakter. Es wälzte sich stets um seine Axe und schien, nach ächt elegischer Art, immer dahin zurückzukehren, wovon es

ausgegangen war. Der Schluß, wunderbar abgerissen, wirkte durchaus ungewohnt und tief ergreifend. Uebrigens kam es ihm vor, als seien überhaupt die ausgesprochenen Gefühle stärker, als man sie sonst in seinen Gedichten antreffe, und er schloß daraus auf einen Einfluß von Byron, was Goethe auch nicht ablehnte. „Sie sehen das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes," fügte er hinzu; „als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis wieder hineingerathen." Das Letztere ist um so begreiflicher, als sich in dem Gedichte neben dem Glücke der tiefste Schmerz ausspricht; klingt doch sogar mit der alten Werther-Leidenschaft auch der Gedanke an das alte Mittel an, ihrer Pein zu entfliehen:

> Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen,
> Allein dem Geist fehlt's an Entschluß und Willen.

Um so wohlthuender ist der Eindruck, den die schöne Vergleichung seiner Liebe mit dem religiösen Gefühle macht in der Strophe:

> In unsers Busens Reine wogt ein Streben u. s. w.

Auf der Rückreise aus Böhmen verweilte Goethe vier Tage in Jena. Den 16. September reis'te er nach Weimar, wo er Besuche von Reinhard und Staatsrath Schultz zu erwarten hatte. Reinhard kam am 30. September mit Sohn und Tochter und einer andern Dame in Weimar an und blieb etwa eine Woche. Wie liebenswürdig und mittheilend er den

Dichter gefunden haben muß, spricht sich in seinem von warmen Dank durchhauchten Schreiben vom 30. October aus. Mit Schultz wurde das chromatische Capitel wieder eifrig besprochen. Außerdem ward Goethe in jenen Tagen, wie er an Knebel berichtete, „durch eine Fluth von Fremden, worunter sich englische Wellen besonders auszeichneten, jeden Augenblick wach erhalten.“ In dem morphologischen Hefte, das er dem Briefe an Knebel beilegte, fielen diesem zunächst „die goldenen Verse,“ das Gedicht „Eins und Alles,“ wie ein strahlendes Licht in die Seele. „Sie sind auch mein Glaubensbekenntniß,“ bemerkte er; „aber wer hat es je so bündig und schön gedacht und gesagt! Das ist wohl, was die Alten naturae convenienter vivere nannten, der reifeste Entschluß im Leben.“

Goethe erschien den Freunden äußerlich gesund und wie neuverjüngt; aber sein Herz krankte an dem Verlust der Geliebten fort. Da erschien zu rechter Stunde gegen Ende Octobers Mad. Szymanovska in Weimar; und dieselben Klänge, welche in Marienbad seiner Leidenschaft Nahrung gegeben, sollten ihm nun auch Beruhigung und Linderung gewähren. Beides, den unglücklichen Zustand, worin sie ihn traf, und den Einfluß, den ihr wundervolles Spiel ausübte, schildert das schöne Gedicht Aussöhnung, welches das dritte Stück der Trilogie der Leidenschaft bildet und zur Elegie von Marienbad den versöhnenden Abschluß hinzufügt, den Eckermann an ihn vermißt hatte. Es kommt noch einmal in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern“ mit der Ueberschrift An Mad. Marie Szymanovska vor, wo der Dichter

die Anmerkung beigefügt hat: „Dieses Gedicht, die Leiden einer beengenden Liebe ausdrückend, durfte hier nicht fehlen, weil es ursprünglich durch die hohe Kunst der Mad. Szymanovska zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr übergeben wurde."

Bald nach der Abreise der Mad. Szymanovska erkrankte Goethe; Eckermann fand ihn am 10. Nov. von einem quälenden Husten, der ihm das Reden erschwerte, und Schmerzen in der Herzgegend behaftet. In diesem Zustande gereichte ihm eine paartägige Anwesenheit seines alten Freundes Wilh. von Humboldt zur Aufheiterung. Nach der Hälfte des Monats verschlimmerte sich sein Befinden; man befürchtete die Brustwassersucht. So fand ihn am 24. Nov. Zelter, der an diesem Tage auf der Rückkehr von einer Reise nach Holland und den Rheingegenden in Weimar eintraf. Nach der Schilderung, die er selbst in einem Briefe an Goethe vor seiner Ankunft gibt, muß man glauben, daß bei dieser Krankheit jene Marienbader Liebe mit im Spiele war. *) „Ich komme nach Weimar," schreibt er, „fahre vor; ich bleibe eine Minute im Wagen, Niemand kommt mir entgegen. Ich trete in die Thüre, ein weibliches Gesicht guckt zur Küche heraus, sieht nach, zieht sich wieder zurück. Stadelmann kommt uud hängt das Haupt und zuckt die Schultern. Ich frage — keine Antwort. Ich stehe noch an der Hausthüre: Soll man wieder gehen? Wohnt hier der Tod? Wo ist der Herr? — Trübe Augen. — Wo ist Ottilie? — nach Dessau. — Wo ist Ul-

*) Vergl. Gespräche mit Eckermann III, 22 f.

rike (Frl. v. Pogwisch)? — im Bette. — Der Kammerrath (August v. Goethe) kommt: Vater ist — nicht wohl, krank, recht krank. — Er ist todt! — Nein, nicht todt, aber sehr krank. — Ich trete näher und ‚Marmorbilder stehn und sehn mich an‘. So steig ich hinauf. Die bequemen Stufen scheinen sich zurückzuziehen. Was werd' ich finden? Was find ich? Einen, der aussieht, als hätte er Liebe, die ganze Liebe mit aller Qual der Jugend im Leibe. Nun, wenn das ist, so soll er davon kommen! Nein, er soll sie behalten, er soll glühen wie Austernkalk; aber Schmerzen soll er haben, wie mein Hercules auf dem Oeta. Kein Mittel soll helfen; die Pein allein soll Stärkung und Mittel sein. Und so geschah's, es war geschehen! Von einem Götterkinde, frisch und schön, war das liebende Herz entbunden.“ *) Zelter hatte schon zweimal den Freund in gleich gefährlichem Zustande angetroffen und ihn unter seinen Augen wieder aufleben sehen. Diesmal, wie er selbst sagt, „seine Genesung so zu sagen, befehligend,“ sah er ihn von Stund an, zur Bewunderung der Aerzte, die ihn verloren gaben, so schnell sich erheben, daß er ihn am 14. December in völliger Munterkeit verlassen durfte.

So ging ihm das bedeutende Jahr 1823 zu Ende, das ein zweimaliges schweres Krankenlager, aber auch einem hellen Nachglanz feuriger Jugendgefühle gebracht hatte. Als den Hauptgewinn desselben betrachtete er selbst die Marienbader Elegie. Außer ihr und den andern Gedichten, die aus jenem Verhältniß entsprangen, fällt noch die Redaction einer Abthei=

---

*) Die Elegie von Marienbad ist gemeint.

lung zahmer Xenien in dieses Jahr, wobei Eckermann Hülfe leistete. Ferner war im Frühling ein Gedicht An Lord Byron entstanden. Es findet sich in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern"*) mit folgender Anmerkung: „Dieser merkwürdige Mann hatte manches Freundliche schriftlich und mündlich durch Reisende begrüßend nach Weimar gelangen lassen, welches ich durch jene Strophen zu erwiedern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweise in Livorno, eben als er für Griechenland sich einzuschiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn zu einer schriftlichen Erwiederung vom 24. Juli 1823, die mir unschätzbar bleibt." Goethe wünscht ihm, „der sich selbst im Innersten bestreitet," daß er sich selbst empfinden möge:

> Er wage selbst sich hoch beglückt zu nennen,
> Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
> Und wie ich Ihn erkannt, mög' Er sich kennen!

Aber auch an einheimischen Dichtertalenten, namentlich an solchen, die noch in der Entwickelung begriffen waren, nahm der Dichtergreis fortwährend regen Antheil. Er empfahl sie seinem Freunde Eckermann zu besonderem Augenmerk und wünschte durch ihn von Allem, was in der deutschen Literatur Bedeutendes hervortrete, in Kenntniß gesetzt zu werden,

---

*) VI, 90 (Ausg. in 40 B.) Ausführlicheres über die Veranlassung dieses Gedichtes findet sich in Goethe's Werken (Bd. 33, S. 162—165) unter der Ueberschrift „Lebensverhältniß zu Byron".

damit er in den Heften von Kunst und Alterthum das Gute und Tüchtige mit Anerkennung erwähnen könne. Denn mit dem besten Willen komme er bei seinem hohen Alter und tausendfachen Obliegenheiten ohne anderweitige Hülfe nicht dazu. Diesen Auftrag gab er ihm auf Veranlassung der Ghaselen von Platen, welche er der großen Formvollendung und der Gehaltfülle wegen sehr hoch stellte. Eben so bedeutend schienen ihm die östlichen Rosen von Rückert, und er hegte auch von diesem Dichter große Hoffnungen. Immermann's Talent lobte er gleichfalls; nur müsse man abwarten, ob er sich bequemen werde, seinen Geschmack zu reinigen und in der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Ueber Uhland äußerte er sich in folgender Weise gegen Eckermann: „Wo ich große Wirkungen sehe, pflege ich auch große Ursachen vorauszusetzen, und bei der so sehr verbreiteten Popularität, die Uhland genießt, muß also wohl etwas Vorzügliches an ihm sein. Uebrigens habe ich über seine Gedichte kaum ein Urtheil. Ich nahm den Band mit der besten Absicht zu Händen; allein ich stieß von vorne herein gleich auf so viele schwache und trübselige Gedichte, daß mir das Weiterlesen verleidet wurde. Ich griff dann nach seinen Balladen, wo ich denn freilich ein sehr vorzügliches Talent gewahr wurde und recht gut sah, daß sein Ruhm einigen Grund hat.“

Neben den Annalen, deren wir schon gedachten, waren die Arbeiten über Naturwissenschaft und Morphologie, wie die über Kunst und Alterthum im Laufe des J. 1823 weiter fortgeführt worden. Von jenen hatte Goethe das fünfte, von diesen das eilfte und zwölfte Heft abgeschlossen.

In das erstere Gebiet fallen die Aufsätze „die Lepaden" *) durch die Untersuchungen von Dr. Carus hervorgerufen, und „Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren", **) worin über die Ergebnisse einer am 23. Aug. 1823 nach Pograd, Boden und Altalbenreuth unternommenen mineralogischen Excursion Bericht erstattet wird; in das zweite gehören ein Nachtrag zum Phaethon des Euripides***) und die Abhandlung über die tragischen Tetralogien der Griechen. Der letztere bezieht sich auf ein gleichbetiteltes Programm von Ritter Hermann (1819), worin die Behauptung aufgestellt ist: eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, wie früher angenommen worden, sondern eine Steigerung der Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck geeigneten Gehalt. Goethe erläutert zustimmend diese Behauptung durch Beispiele aus der modernen Theaterwelt. Ein biographisches Interesse hat der Aufsatz Von deutscher Baukunst 1823. Von einer Stelle in François Blondel's Cours d'Architecture ausgehend, berichtet er über Goethe's Verhältniß zur gothischen oder deutschen Baukunst, besonders seit dem J. 1810, wo durch die Gebrüder Boisserée sein Interesse für dieselbe wieder aufgeweckt wurde. Der Aufsatz endlich „bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort wurde durch eine Stelle in Dr. Heinroth's

---

*) S. G.'s W. Bd. 40, S. 372 ff.

**) Ebendas. S. 288 ff.

***) S. oben S. 574.

Anthropologie hervorgerufen, worüber schon im vorigen Capitel die Rede gewesen.

Hat uns das Jahr 1823 zu mehr verweilender Betrachtung aufgefordert, so können wir über das folgende Jahr schneller hinwegeilen. Goethe verbrachte es ganz daheim in ruhig und besonnen fortschreitendem Fleiße. Er hätte jetzt wohl endlich einer wohlverdienten Ruhe genießen und sich an dem Anblick der tausendfachen, theils aufgehenden, theils gereiften Saaten erfreuen können, die er ausgestreut hatte. Aber nicht arbeiten war ihm nicht leben. Freilich durfte er jetzt weder seinem Geiste noch Gemüthe so viel, als in frühern Jahren, zumuthen; er mußte sich, wie er an Zelter schrieb, „bescheiden und sorgsam hinhalten"; allein „Stein auf Stein, mit gutem Vorbedacht gefügt," meinte er, „gebe zuletzt doch auch ein Gebäude." Im Januar finden wir ihn mit der Fortsetzung der Annalen beschäftigt.*) Es kam ihm bei dieser Rückschau auf sein Leben selbst recht zur Klarheit, wie müh- und arbeitvoll sein Dasein gewesen. „Ich kann wohl sagen," äußerte er damals gegen Eckermann, „daß ich in meinen fünfundsiebenzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von Neuem gehoben sein wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was damit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Thätigkeit, sowohl von außen als von innen, waren zu viele."

---

*) S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 416 und Gespräche mit Eckermann I, 105.

Er hatte auch jetzt noch ein Paar solcher Sisyphus-Steine zu wälzen an den fortlaufenden Heften von Kunst und Alterthum, und an denen zur Naturwissenschaft und Morphologie. Die erstern nahmen im Februar seine Thätigkeit in Anspruch. Am 24. Februar legte er Eckermann Manuscripte vor, die er für das erste Heft des fünften Bandes von Kunst und Alterthum dictirt hatte. Zu einer von Eckermann verfaßten Beurtheilung des Trauerspiels Paria von Michael Beer hatte er einen Anhang gemacht, sowohl in Bezug auf ein gleichnamiges französisches Trauerspiel von Delavigne, als auf seine eigene lyrische Trilogie, wodurch denn dieser Gegenstand gewissermaßen in sich geschlossen war. Das Ganze findet sich jetzt unter der Ueberschrift „Die drei Paria" in Goethe's Werken.*) An demselben Tage zeigte er dem jungen Freunde eine kurze Kritik über Byron's Cain.**) Hervorgerufen wurde sie durch eine Stelle im Moniteur vom 23. Oct. 1823, wo dieser sich des Dichters und des Stückes gegen seinen französischen Uebersetzer Fabre d'Olivet annimmt. Goethe theilt in seiner Recension die betreffende Stelle verdeutscht mit, und knüpft daran einige Betrachtungen, worin sich wiederholt seine außerordentliche Hochschätzung Byron's kund gibt. Umfassender geschieht dieß noch in dem gleichfalls diesem Jahre angehörigen Aufsatz „Lebensverhältniß zu Byron", den er auf die Nachricht von dem

---

*) S. Bd. 32, S. 358 ff. der Ausg. in 40 B. Eckermann's Recension ist mit der Chiffre E. unterzeichnet.

**) G.'s W. Bd. 33, S. 157 ff.

frühen Tode des Dichters schrieb. Goethe berichtet, wie er seine Fortschritte mit unablässiger Aufmerksamkeit begleitet und selbst durch die leidenschaftliche Lebensweise und das innere Mißbehagen des genialen Mannes sich in seiner Theilnahme nicht habe irren lassen. Sodann gedenkt er, wie Byron durch manchen freundlichen Gruß, durch Uebersendung des Originalblatts einer Dedication des Sardanapalus, und die Zueignung des Trauerspiels Werner für des deutschen Dichters Antheil sich dankbar erwiesen, theilt das unter dem vorigen Jahre erwähnte Gedicht an Byron mit, und beklagt, daß ihm die Freude versagt worden, ihn als den Sieger nach vollbrachtem großen Bemühen persönlich zu begrüßen.*)

Wir sehen Goethe in diesen kleinen Arbeiten bemüht, die Epoche der Welt-Literatur zu beschleunigen, wovon er im Gespräch mit Eckermann behauptete, daß sie jetzt an der Zeit sei. Durch sie werde der Deutsche sich am sichersten von seinem pedantischen Dünkel befreien, und, was der Hauptvortheil sei, bei einem engen Geistesverkehr würden die gebildeten Nationen sich einander gegenseitig fördern und corrigiren können. Wie Carlyle zum Beispiel sich in der Beurtheilung Schiller's den Deutschen überlegen gezeigt habe, so seien wir über Shakespeare und Byron mehr im Klaren und könnten zu richtiger Schätzung Beider den Engländern selbst den Weg andeuten. Nun, meinte er, dürfe man bei aller Werthhaltung des Ausländischen doch nicht bei etwas Besonderm haf-

---

*) Goethe's Ansichten über Byron sind am umfassendsten in den Gesprächen mit Eckermann (besonders I, 199—207) niedergelegt.

ten bleiben und dieses für musterhaft erklären. Vorbilder könnten uns nur die alten Griechen sein, in deren Werken stets der schöne Mensch dargestellt sei. Alles Uebrige müsse man nur historisch betrachten und sich das Gute, so weit es gehen wolle, daraus aneignen.

In solchem Sinne nun beschäftigte ihn im Laufe dieses Jahres noch Don Alonzo ou l'Espagne von Salvandy, die Frithiof's Saga und Serbische Lieder. Was ihm Salvandy's Werk besonders anziehend machte, war die Pietät, die er freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, sondern vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Geist und Gemüth des Verfassers fand. Stellen wie folgende: „La jeunesse a besoin de respecter quelque chose ... Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu" waren ihm ganz aus der Seele geschrieben. Dann sah er mit Bewunderung das, was er selbst als das höchste Resultat der Lebensweisheit betrachtete, von dem jugendlichen Schriftsteller klar und bestimmt ausgesprochen: Die Pflicht der Selbstbeschränkung und Entsagung, le devoir de mesurer la carrière que le hasard vous a fixée, et d'y borner nos voeux fand er als die erste Pflicht bezeichnet. Die Frithiof's Saga und besonders die Serbischen Lieder gehören der Volkspoesie an. Seine durch Herder angeregte Vorliebe für diese Poesie hatte später nicht abgenommen, war vielmehr durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her noch gesteigert worden. Die ihm zugesandten Lieder reichten vom Olympus bis zum baltischen Meer, und von dieser Linie weit landein=

wärts gegen Nordosten. Von einer Herausgabe derselben hielten ihn theils andere Interessen ab, die ihn augenblicklich stärker in Anspruch nahmen, theils der Umstand, daß alle wahren Volkslieder einen kleinen Kreis durchlaufen und daher in Massen monoton werden. Dennoch blieben ihm Zusendungen dieser Art fortwährend höchst willkommen, weil er nicht müde ward, das Charakteristische der verschiedenen Völker zu studiren, das sich trotz der eben angedeuteten Einförmigkeit in ihren Liedern ausprägt. — In dieselbe Zeit mit den genannten kleinen Arbeiten fällt der oberwähnte Aufsatz „Lebensverhältniß zu Byron“. Nachdem er über seine Beziehungen zu dem britischen Dichter Bericht erstattet hat, schließt er mit einer kurzen, aber warmen Apologie des Hingeschiedenen. Uebrigens sprach Goethe gegen Eckermann die Ansicht aus, die Literatur habe durch Byron's frühen Tod nicht so gar viel verloren. „Byron,“ sagte er, „konnte gewissermaßen nicht weiter gehen; er hatte den Gipfel seiner schöpferischen Kraft erreicht, und was er auch in der Folge noch gemacht haben würde, so hätte er doch die seinem Talent gezogenen Grenzen nicht erweitern können. In dem unbegreiflichen Gedicht seines jüngsten Gerichts hat er das Aeußerste gethan, was er zu thun fähig war.“

Ueber den fremden modernen Dichtern verlor Goethe aber weder die Alten, noch die vaterländischen Schriftsteller aus dem Auge. So entstand in diesem Jahre die Abhandlung: „Ueber die Parodie der Alten“, die dem August und September anzugehören scheint. Am 25. Aug. sandte er an

Zelter die beiden Schlußabschnitte;*) das Vorhergehende, der Haupttheil der Arbeit, wurde ohne Zweifel nachher erst geschrieben. Goethe zeigt hier, daß wir uns unter den komischen Nachspielen der griechischen Tragödien keine Possen- und Fratzenstücke, am wenigsten Travestien und Parodien in unserm Sinne zu denken haben, sondern daß vielmehr das Rohe und Niedrige von den Alten durch die Gewalt der Kunst in die Sphäre des Erhabenen hinaufgerückt worden. Es wird dieses sodann durch ein Beispiel aus der bildenden Kunst und durch die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida erläutert.

Von deutschen Schriften führte er den jungen Feldjäger in diesem Jahre mit einem empfehlenden Vorwort in die Welt ein, und widmete den Biographischen Denkmalen von Varnhagen von Ense eine wohlverdiente freundliche Anzeige. Der feinsinnige und kenntnißreiche Varnhagen hatte schon längere Zeit her Goethe's Lebensgang aufmerksam verfolgt, und, wie dieser selbst sagt, „sein Bestreben durch bejahendes Entgegenkommen gefördert". Im Jahre 1821 hatte er Briefe, die er mit Freunden (Chamisso, Neumann, Rahel, Hitzig u. A.) über Goethe's Wanderjahre gewechselt, im Gesellschafter erscheinen lassen, und dadurch bei unserm Dichter eine hohe Meinung von sich erregt. Dieser durchschaute auch bald den Beruf des trefflichen Mannes; er zählte ihn „zu denjenigen, die zunächst unsre Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den

*) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 431.

Willen haben"; und Varnhagen hat dieses Wort auf's schönste bewährt, so daß wir jetzt mit Laube sagen können, er verhalte sich wie der gewissenhafte und überlegene Präsident einer europäischen Culturversammlung. Goethe schrieb später auch noch eine kurze Kritik des vierten Theils der Biographischen Denkmale, der Flemming, Canitz und Besser behandelt. Zu der umfassenden Beurtheilung der Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen*) nahm er Varnhagen's Beihülfe in Anspruch. Von diesem sind die Abschnitte: Nekrologen, Historische Nachlese, Rückblick auf die Bewohner, Böhmisches Museum, Zeitschriften, Nahrungs- und Brennstoffe, Poesie, Theater, Schluß; zu den meisten hatte Goethe die Ueberschriften gesetzt, aber die Blätter weiß gelassen und Varnhagen die Ausführung anheimgestellt.**) Betrachtet man diese Abschnitte näher, so erstaunt man über die Geistesgeschmeidigkeit, womit Varnhagen sich in Goethe's Denkweise und damaligen Styl zu versetzen gewußt hat.

Zu poetischer Production gab das Jahr 1824 unserem Dichter wenig Anregung. Der Staatsrath Thaer, der, ursprünglich ein geschätzter Arzt, der Gärtnerei und sodann dem Landbau seine Aufmerksamkeit zugewandt, die englische Landwirthschaft studirt und in seinem Vaterlande zur Einführung der Wechselwirthschaft ermuntert hatte, erreichte am 14. Mai

*) G.'s W. Bd. 32, S. 380 ff. (Ausg. in 40 B.)

**) Nach gefälligen brieflichen Mittheilungen von Varnhagen von Ense selbst.

sein 73. Jahr. Seine weitverbreiteten Schüler gedachten ihm an diesem Tage zu Mögelin eine stattliche Feier zu veranstalten und wandten sich an Goethe um ein Festlied. Dieser schickte am 11. März das Gedicht „Zu Thaer's Jubelfest" an Zelter zur Composition. Zelter wohnte der Feier bei und stattete Goethe'n darüber am 18. Mai einen heitern Bericht ab. — Von Werther's Leiden sollte eine neue Ausgabe bei Weygand in Leipzig erscheinen; Goethe verfaßte dazu ein einleitendes Gedicht „An Werther", das noch immer von einer bedeutenden dichterischen Productionskraft zeugt, nur daß ihm stellenweise die Klarheit früherer Erzeugnisse fehlt. Er legte es schon den 30. April einem Briefe an Rochlitz bei. Am 30. Oct. schrieb er an Zelter, er habe es sich unlängst in stiller Betrachtung vorgelesen, und gleich darauf die Marienbader Elegie, die sich ganz löblich anschließe; und so finden wir es denn auch jetzt mit der Elegie und den an Maria Szymanowska gerichteten Strophen, „Aussöhnung" überschrieben, zur Trilogie der Leidenschaft zusammengestellt.

Das sechste Heft zur Morphologie und Naturwissenschaft, dessen Erscheinen in dieses Jahr fällt, wurde, wie es in einem Briefe an Zelter heißt, „unschicklicher Weise retardirt;" er schloß es gegen Anfang Novembers ab. Ein Aufsatz handelt über Gebirgsgestaltung im Ganzen und im Einzelnen.*) Die Botanik ist vertreten durch eine beifällige Kritik und Inhaltsangabe von Martius Genera et Species

*) G.'s W. Bd. 40, S. 174 ff.

Palmarum, *) die Osteologie durch eine Recension von D'Alton's Werk „Die Skelette der Nagethiere". Außerdem beschäftigte ihn im letzten Jahresviertel die Redaction der Correspondenz mit Schiller. „Es wird eine große Gabe sein," schrieb er darüber an Zelter, „die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Mir ist es dabei wunderlich zu Muthe; denn ich erfahre was ich einmal war."

Schließlich sei noch einiger Besuche bedeutender Männer gedacht. Friedr. Aug. Wolf traf etwa gegen den 18. April ein und blieb bis zum 28. Es war sein letzter Besuch; denn einige Zeit nachher starb er auf der Reise. Sein Zustand hatte Goethe'n schon die innigste Besorgniß eingeflößt, obwohl Eckermann ihn bei einem Diner am 19. April noch voll heiterer, geistreicher Einfälle fand, wobei Goethe in der anmuthigsten Laune immer den Gegner spielte. „Ich kann mit Wolf nicht anders auskommen," äußerte er nachher gegen Eckermann, „als daß ich immer den Mephistopheles gegen ihn agire. Auch geht er sonst mit seinen innern Schätzen nicht hervor." Goethe stand seit beinahe zwanzig Jahren mit ihm in freundlicher Beziehung. Ein näheres Verhältniß hatte sich im Jahr 1805 bei einem Aufenthalte Wolf's in Weimar, bald nach Schiller's Tode, angeknüpft, aber auch nur unter fortwährendem Streiten und Disputiren. Denn Wolf wollte nicht zugeben, daß sich auch durch geschichtliche Betrachtung der bildenden Kunst gar manches Merkmal gewinnen lasse,

---

*) G.'s W. Bd. 36, S. 158 ff.

woran sich Zeit und Ort, Meister und Schüler, Ursprüngliches und Nachgeahmtes unterscheiden ließe; er nahm für die Philologen allein das Privilegium in Anspruch, ein sicheres Urtheil und einen feinen Geschmack für die Werke des Alterthums zu begründen. Wie Goethe zu seinen Prolegomena stand, ist schon früher erörtert worden. Einen nähern Einblick in das Verhältniß beider Männer zu einander gewährt der Goethe-Zelter'sche Briefwechsel. Man sieht daraus, daß Wolf's mit den Jahren wachsender Widerspruchsgeist Goethe zuletzt doch fast ungeduldig machte. „Man wird am Ende," schrieb er am 28. Aug. 1816 an Zelter, „von gleicher Tollheit angesteckt, daß man ein Vergnügen findet, das Umgekehrte zu sagen von dem was man denkt." Und so wird denn auch Wolf von den beiden Correspondenten nicht selten mit den Namen Isegrimm, Wunderling, Griesgram beehrt. Mit Philologen und Mathematikern, meinte Goethe in einem Briefe, sei kein heiteres Verhältniß zu gewinnen. Das Handwerk des Erstern sei zu emendiren, das der Andern zu bestimmen. Da nun am Leben so mancher Mangel (menda) sich finde, und jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen habe, so komme in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mittheilung den Tod bringe. Um den 20. Mai war Matthisson in Weimar. Anderer Besuche erwähnt Goethe in einem Briefe an Reinhard vom 26. December: „Von Herrn Grafen Sternberg's Anwesenheit habe ich wohl schon gemeldet; sodann gedenke ich sehr gern der kurzen Gegenwart des Herrn Ritter von Martius aus München. Der hohe Werth seines innern Vermögens

hat sich durch eigenthümliche Aufnahme der Außenwelt auf einen solchen Grad gesteigert, daß man sich zusammennehmen muß, um würdig zu schätzen, was man mit Bewunderung anerkennt. Von Künstlern erwähne ich gern die Herren Rauch und Schinkel, deren höchst bedeutende Talente durch die augenblicklichen Bau- und Bildbedürfnisse in Berlin dergestalt in Thätigkeit gesetzt sind, daß sie einen Schwindel erregen möchte."

Achtzehntes Capitel.

Das Jahr 1825: Theaterbrand. Besuche. Preiszeichnung über das Gedicht „Charon". Regierungsjubiläum des Großherzogs. Goethe's Dienstjubiläum. Herausgabe sämmtlicher Werke. Faust fortgesetzt. Neue Bearbeitung der Wanderjahre begonnen. Neuer Schluß zu Jery und Bätely. Gedichte. Versuch einer Witterungslehre. Artistische Sendungen. — Das Jahr 1826: Besuche. Literarische und artistische Sendungen. Die Herausgabe sämmtlicher Werke. Umarbeitung der Wanderjahre. Die Novelle „Das Kind mit dem Löwen". Correspondenz mit Zelter revidirt. Heft über Kunst und Alterthum. Interesse für Bildung einer Weltliteratur Sonstige Productionen des Jahres 1826. — Das Jahr 1827: Zahlreiche Besuche bedeutender Männer. Sendungen. Productionen dieses Jahres.

Gedenken wir zunächst der wichtigern Lebensvorfälle des J. 1825, so begegnet uns nach den in ruhiger Thätigkeit zugebrachten, vorzüglich der Förderung der Annalen gewid-

meten Wintermonaten als ein bemerkenswerthes Ereigniß der Brand des Weimarischen Theaters. In der Nacht vom 21. auf den 22. März ertönte plötzlich Feuerlärm in den Straßen von Weimar, und bald sah man das Theatergebäude in hellen Flammen stehen, wo wenige Stunden vorher La Roche in den Juden von Cumberland das Publikum entzückt hatte. Alles wetteiferte in Anstrengung, die Gewalt des furchtbaren Elementes zu bändigen. Nur Ein Mann stand ein wenig seitwärts in Mantel und Militairmütze, ruhig eine Cigarre rauchend, auf den ersten Anblick als müßiger Zuschauer; allein Personen eilten von ihm, denen er mit kurzen Worten Befehle ertheilte, die gleich vollzogen wurden. Es war der Großherzog Karl August. Er hatte bald gesehen, daß das Gebäude nicht zu retten war, und gebot alle Spritzen gegen die bedrohten Nachbarhäuser zu richten. Er schien in fürstlicher Resignation zu denken:

Das brenne nieder!
Schöner baut sich's wieder auf.

Goethe sah aus dem vordern Fenster seines Hauses die Flamme unaufhörlich gegen Himmel schlagen, nicht ohne große innere Bewegung, obwohl er das Theater nicht mehr zu besuchen pflegte. Es ging ihm mancher Gedanke durch die Seele an die alten Zeiten, an das vieljährige Wirken mit Schiller, an das Herankommen und Wachsen so manches lieben Zöglings. Als Eckermann ihn am andern Morgen besuchte, fand er ihn im Bette liegend, doch, wie es schien, nicht im Geringsten schwach und angegriffen, vielmehr behaglich und hei-

terer Seele. Eckermann sah in dem Betthüten eine alte Kriegslist, die er auch sonst wohl bei einem außerordentlichen Ereigniß, um dem Zudrang von Besuchen zu entgehen, in Anwendung brachte. Noch am 27. März schrieb Goethe an Zelter: „Ich halte mich ganz einsam, weil alle Menschen, ohne es zu wissen, überreizt sind, das Uebel fort und fort wiederkäuen, und, indem sie selbstthätig zur Wiederherstellung beitragen möchten, was zu loben wäre, jetzt auf ganz unerträgliche Weise mit Rath, Vorschlag und Plan herbeistürmen."

Glücklicherweise dauerte die Pein des Rathschlagens nicht zu lange. Zwei Architekten, mit längst fertig liegenden Planen ausgerüstet, standen gegeneinander: der eine wollte ein Quasi-Volkstheater, der andere ein vollkommenes Hoftheater aufführen, und so erschienen auch hier die beiden Parteien des Tages im Gegensatz und balancirten einander. Die Entschlossenheit des Großherzogs machte dem Schwanken ein Ende; sechszehn Tage nach dem Brande war entschieden was geschehen sollte: da Weimar einmal einen Hof hatte, so sollte auch ein Hoftheater eingerichtet werden.

Der Plan, welcher den Sieg davon getragen hatte, war von Goethe in Verbindung mit dem Ober-Baudirector Coudray entworfen worden. Wunderlich genug hatten beide im vergangenen Winter, als ahnten sie das bevorstehende Unglück, sich eifrig in den langen Abendstunden mit dem Riß eines neuen Theaters für Weimar beschäftigt und dabei die Grund- und Durchschnittsrisse einiger der vorzüglichsten deutschen Theater zu Rath gezogen. Nach erhaltener Genehmigung des Großherzogs wurde ungesäumt mit Legung des Grundes be-

gonnen; die Grundmauern stiegen schon empor, als plötzlich gegen Ende Aprils die Arbeit eingestellt ward. Die Gegenpartei war mittlerweile nicht unthätig gewesen; sie hatte den Großherzog von Seiten des Kostenpunktes beizukommen gesucht; und es war ihr gelungen. Eckermann erwartete Goethe durch die auffallende Maßregel tief verletzt zu finden. Aber er zeigte sich über jede kleinliche Empfindlichkeit erhaben, in milder, selbst heiterer Stimmung, und suchte des Großherzogs Verfahren zu rechtfertigen. Die fünfzigjährige Freundschaft mit dem edeln Fürsten ließ keinen Groll gegen ihn in seiner Seele aufkommen.

Was ihn um so leichter sich trösten ließ, war die größere Muße, die er nun zur Fortsetzung seiner Arbeiten gewann. Zuweilen jedoch wurde seine geregelte Thätigkeit durch den Zuspruch irgend eines bedeutenden Fremden angenehm unterbrochen. Am 7. April erfreute ihn Reinhard durch einen abermaligen Besuch; bald nachher kam Professor D'Alton aus Bonn, mit dem er, wie uns schon bekannt, durch seine osteologischen Bestrebungen in ein nahes Verhältniß getreten war. D'Alton war ganz ein Mensch nach Goethe's Sinne, liebenswürdig, lebendig und von einer außerordentlichen Fülle hervorquellender Gedanken und stets zu Gebot stehender Kenntnisse. Er gehörte der jüngern Generation von Naturforschern an, die von dem ungeheuren Gebiet der Morphologie, worin sich Goethe mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen bewegt hatte, durch treue Detailstudien eine Region nach der andern aufklärten. Hatten sie von ihm die wegdeutenden Winke, die allgemeinsten Gesetze empfangen, so gaben

sie ihm dafür jetzt ein unendliches Detail zurück, das er, wie alt er war, fortdauernd mit der jugendlichsten Lernbegierde aufnahm. Im Mai fand sich Felix Mendelsohn auf der Rückreise von Paris bei ihm ein und producirte sein neuestes Quartett zu Aller Erstaunen. Das Interesse, welches Goethe an dem genialen Jüngling nahm, wurde noch dadurch erhöht, daß er Zelter's schwärmerisch geliebter Zögling war. Dem durchreisenden Generalmusikdirektor Ritter Spontini, auf den er eben so wenig als sein Freund Zelter große Stücke gab, schenkte er ein kurzes Viertelstündchen.

Eine besondere Freude, wie er sie lange nicht mehr gekostet hatte, wurde im Monat August ihm gewährt. Vor mehr als einem Jahre hatte er im Stuttgarter Kunstblatt das neugriechische Gedicht Charon als Gegenstand eines Bildwerks, mit Preiszusicherung, aufgegeben. Sechs Zeichnungen liefen ein, und die Weimarischen Kunstfreunde sahen sich um zwanzig Jahre verjüngt, denn 1805 war die letzte Ausstellung gewesen. An fünf Blättern war Ernst und guter Wille nicht zu verkennen; doch fehlte ihnen viel um zu befriedigen. Das sechste hingegen setzte gleich beim ersten Blick in Erstaunen, und die Theilnahme wuchs bei fortdauernder Betrachtung. Der Künstler hieß Leupolt und lebte in Stuttgart.*)

---

*) S. Briefw. mit Zelter, Nr. 466. Es heißt aber auch schon in einem Briefe an Knebel vom 22. Mai 1824: „Eine treffliche Skizze nach dem neugriechischen Charon habe ich erhalten, ein wahrhaft heidnisches Memento mori, ein ganz anderes, als die absurden Todestänze."

Eine größere Unterbrechung seiner Arbeiten brachten zwei bedeutende Feste. Das erste, das auf den 3. Sept. fiel, war das Regierungsjubiläum des Großherzogs. Um seinem fürstlichen Freunde an diesem Tage den ersten Gruß zu bringen, begab er sich schon vor sechs Uhr Morgens zu ihm, und überreichte ihm eine nach seiner Angabe von Meyer gezeichnete und vom Medailleur Brand in Berlin geprägte Denkmünze; sie zeigte des Großherzogs Bildniß, mit einem Lorbeerkranze geschmückt, auf der Rückseite in zwölf Feldern den Thierkreis, oben die Wage, in deren Zeichen der Fürst geboren war, mit der Inschrift: Der fünfzigsten Wiederkehr 1825. Des Dichters Wohnung am Frauenthor, sinnreich ausgeschmückt mit symbolischen Gemälden und Emblemen, die aus allerlei seltenen Gewächsen und einem Geflecht von Fichtenzweigen anmuthig hervorschauten, war an dem Abend festlich erleuchtet und stand Jedem offen, den die freie Neigung zu dem Freund des Gefeierten führte. Eine glänzende Bewirthung erwartete die Gäste in einer Reihe von Zimmern, aus deren letztem das lebensgroße Bildniß des Jubelfürsten, mit frischen Rosen umkränzt, hervorschaute. Fürsten, Minister und fremde Gesandte bewegten sich in dem frohen Gedränge. Der Hausherr selbst erschien in einfacher schwarzer Kleidung, nur mit dem Ordenskreuz seines Fürsten geschmückt, in seiner gewohnten würdevollen Haltung, und verweilte in dem Kreise der Anwesenden bis nach Mitternacht. „In den Tagen des Festes," schrieb er am 20. Sept. an Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht läugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber that, war nothwendig und gut, und so wird

sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen."

Stärker noch wurde dieses Gleichgewicht durch sein eigenes Jubiläum am 7. November auf die Probe gesetzt. Die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem Goethe in den Weimarischen Kreis getreten war, gab zu einer schönen und würdigen Feier nicht bloß in Weimar, sondern in mehreren Städten Deutschlands Anlaß. Der edle Fürst, dem er ein halbes Jahrhundert lang als Staatsmann, als Dichter, als Freund im höchsten und weitesten Sinne des Wortes, in guten und bösen Tagen, die Treue seiner Gesinnung bewährt hatte, wollte, daß dieser Tag als das Dienstjubiläum Goethe's festlich begangen werde. In der Morgenfrühe ward der Dichtergreis aus nächtlichem Schlummer durch einen Gesang aus dem an seiner Wohnung stoßenden Garten aufgeweckt. Um zehn Uhr erschien der fürstliche Freund, um persönlich ihm seinen Glückwunsch darzubringen. Aus seiner Hand empfing er eine goldene Denkmünze mit den Brustbildern des fürstlichen Paares auf der einen Seite, und dem lorbeerbekränzten Bildniß des Dichters und der einfachen Umschrift „Karl August und Louise Goethe'n zum 7. November 1825" auf der Rückseite, während zugleich andere werth- und geschmackvolle Stickereien, Zeichnungen, Gemälde, Vasen und sonstige Kunstschätze ihn überraschten. Das Geschenk des Großherzogs war von folgendem Handschreiben begleitet, worin freilich das trauliche Du, das ihm sonst der Jugendfreund mündlich und brieflich zu geben pflegte, dem officiellen Sie weichen mußte, aber die alte Herzlichkeit sich doch unverkennbar aussprach:

Sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und
Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treusten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tags erkenne Ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke, und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte Ich der Unveränderlichkeit derselben sich überzeugt zu halten.

Weimar den 7. November 1825.

Karl August.

Nachschrift.

Auch ein minder vergängliches Zeichen soll, sehr werthgeschätzter Herr Geheimer Rath und Staatsminister, das seltene und mir besonders erfreuliche Jubelfest der Mit- und Nachwelt verkündigen; in solcher Absicht ist, mit Einverständ-

niß meiner Gemahlin, die vorliegende Denkmünze geprägt worden. Empfangen Sie durch deren Widmung ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnungen und gleichzeitig die wiederholten aufrichtigsten Wünsche für die Fortdauer Ihres Wohlbefindens.

Karl August.

Mit dem fürstlichen Paare und der gesammten großherzoglichen Familie, die über eine Stunde bei ihm verweilte, wetteiferten Stadt und Land in Bezeugungen enthusiastischer Liebe und Verehrung. Es erschienen zur Beglückwünschung Deputationen der Landescollegien, der Freimaurerloge u. s. w., die Landesuniversität begrüßte ihn durch ein lateinisches Gedicht des Hofraths Eichstädt; die philosophische und die medicinische Facultät übersandten ihm Doctordiplome, die theologische eine Votivtafel in Form eines Diploms, begleitet von einem Schreiben, worin es hieß: „Ew. Excellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben, und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert." Die Residenzstadt Weimar verlieh seinem Sohne und seinen beiden Enkeln Walther und Wolfgang, sammt allen männlichen Nachkommen durch eine Urkunde das Bürgerrecht für ewige Zeiten, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge." In den letzten Vormittagstunden vereinigte eine sinnvoll angeordnete Feier die Freunde des Dichters im großen Saal der großherzoglichen Bibliothek, wo

Gesang mit Reden des Kanzlers Müller und Riemer's wechselten. Das Festmahl wurde in dem geschmückten Saale des Stadthauses gehalten. Goethe ließ sich bei demselben durch seinen Sohn vertreten, der auf den Wunsch des Vaters dem alten Freunde Knebel als demjenigen, welchem Goethe den Eintritt in den Weimarischen Kreis verdankte, einen Toast ausbrachte. Abends ward die Iphigenie aufgeführt, von der man einen Festabdruck in Quart veranstaltet hatte. Er, wie der Großherzog, wurden beim Erscheinen vom lebhaftesten Jubel des dichtgedrängten Publicums empfangen. Ein vom Kanzler Müller gedichteter, von Madame Seidel gesprochener Prolog begrüßte den Dichter, der sich jedoch, nach dem dritten Acte, auf dringendes Zureden des Arztes zurückzog. Eine glänzende Beleuchtung der Stadt und ein Ständchen, von der großherzoglichen Hofkapelle dargebracht, beschlossen die öffentliche Feier, worauf der Dichter noch die letzten Stunden des festlichen Tages im Kreise seiner nächsten Freunde zubrachte.

Ueberraschende Gaben, die ihm frühe Jugendjahre lebhaft vergegenwärtigten, waren das Original eines Briefes seiner Eltern vom 24. Juli 1776 *) an den dänischen Consul Schönborn, und ein bisher ungedrucktes Gedicht von Goethe auf die Vermählung des Passavant-Schübler'schen Brautpaares vom 25. Juli 1774. **) — Es währte eine gute Zeit, ehe er die gemüthlichen Anstrengungen dieses Festes verwand. „Wie der Eindruck des Unglücks,“ schrieb er den 26. Nov.

---

*) S. einen Theil des Briefes im I. Thl. dieser Schrift, S. 9 f.
**) Vergl. Thl. II, S. 190.

an Zelter, „durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohlthätigen Einflusses. Erst nach und nach erhol' ich mich vom 7. November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hintendrein, daß eine solche Anstrengung nothwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat."

Wenden wir uns nun zur Betrachtung seiner literarischen Thätigkeit im J. 1825, so haben wir zuvörderst der Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in 40 Bänden zu gedenken, zu welcher er sich in diesem Jahre anschickte. Die deutschen Regierungen vereinigten sich, diese Ausgabe gegen Nachdruck zu schirmen, was freilich den Seinigen außerordentliche Vortheile in Aussicht stellte, aber auch zu manchen zeitraubenden Verhandlungen Anlaß gab. So wie die Privilegien von den einzelnen Höfen einliefen, war jedesmal, je nachdem die Verhältnisse anders waren, eine eigene danksagende Erwiderung nöthig. Dann kamen die Verlagsanträge unzähliger Buchhändler, die auch bedacht und beantwortet sein wollten. Eben dieser neuen Ausgabe wegen mußte er sich auch mit der Ausarbeitung der Annalen, die ihr einverleibt werden sollten, beeilen. Indem hierbei ihm recht zum Bewußtsein kam, wie sehr sich das Verhältniß zu Zelter seit 1800 durch Alles hindurchschlang, faßte er den Entschluß, „auch dieses zu ewigem Zeugniß erscheinen zu lassen, und zwar in reiner Steigerung, deren Wahrheit nur durch das vollkommenste Detail anschaulich werde." Er erbat sich daher seine Briefe an Zelter zum Behuf von Auszügen zurück, änderte aber, als er die ganze Correspondenz übersah, sein Vorhaben, und beschloß,

anstatt eine detaillirte Darstellung dieses Verhältnisses in die Annalen zu verweben, später den Briefwechsel selbst oder durch Ueberlebende, als ein eigenes Ganzes, gleich der Correspondenz mit Schiller, ans Licht treten zu lassen.

Um in die neue Ausgabe etwas bedeutendes Neues aufnehmen zu können, ging er an den zweiten Theil des Faust, und vollendete Einiges am fünften Act. Weil er aber zweifeln mochte, ob er vor dem Abschluß der Ausgabe mit dem ganzen zweiten Theile fertig würde, so nahm er den Anfang der Helena wieder vor, die sich als ein kleineres für sich bestehendes Ganzes leichter bis dahin zu Stande bringen ließ. Es gelang ihm auch, sie schon im nächsten Jahre zu vollenden, und im 1. Heft des 6. Bandes von Kunst und Alterthum ließ er sich über das Zwischenspiel also vernehmen: „Faust's Charakter, auf der Höhe, wohin die neue Ausbildung aus dem alten rohen Volksmärchen denselben hervorgehoben, stellt einen Mann dar, welcher in den allgemeinen Erdschranken sich ungeduldig und unbehaglich fühlend, den Besitz des höchsten Wissens, den Genuß der schönsten Güter für unzulänglich achtet, seine Sehnsucht auch nur im Mindesten zu befriedigen; einen Geist, welcher deshalb nach allen Seiten sich wendend immer unglücklicher zurückkehrt. Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen so analog, daß mehrere gute Köpfe die Lösung einer solchen Aufgabe zu übernehmen sich gedrungen fühlten. Wundern aber mußt' ich mich, daß diejenigen, die eine Fortsetzung und Ergänzung meines Fragments unternahmen, nicht auf den so nahe liegenden Gedanken gekommen sind, es müsse die Bearbeitung des zweiten Theils sich aus

der bisherigen kümmerlichen Sphäre ganz erheben, und einen solchen Mann in höhern Regionen, durch würdigere Verhältnisse durchführen. Wie ich nun von meiner Seite dieses aufgegriffen, lag im Stillen vor mir, von Zeit zu Zeit mich zu einiger Fortarbeit aufregend; wobei ich mein Geheimniß vor Allen und Jedem sorgfältig verwahrte, immer in Hoffnung, das Werk einem gewünschten Abschluß entgegen zu führen. Noch ist die große Kluft zwischen dem bekannten jammervollen Schluß des ersten Theils und dem Eintritt einer griechischen Heldenfrau nicht überbrückt. Nun aber sagt die alte Legende, und das Puppenspiel verfehlt nicht die Scene anzuführen, daß Faust in seinem heroischen Uebermuth durch Mephistopheles den Besitz der schönen Helena von Griechenland verlangt, und dieser ihm nach einigem Widerstreben willfahrt habe. Ein solches bedeutendes Motiv in meiner Ausführung nicht zu versäumen, war mir Pflicht; und wie ich mich derselben zu entledigen gesucht, wird aus dem Zwischenspiel hervorgehen."

Aber nicht bloß Neues sollte die neue Ausgabe, sondern auch Aelteres in neuer, verbesserter Gestalt bringen. So wurde denn in diesem Jahr eine abermalige Bearbeitung der Wanderjahre begonnen und zu dem Ende die Geschichte des nußbraunen Mädchens fortgesetzt; ferner der Schluß von Jery und Bätely *) umgedichtet. Dieses Singspiel endete früher mit den von Allen gesungenen Versen:

*) Vergl. Thl. II, S. 457 ff.

O fröhlicher Tag!
Himmel der Liebe!
Selige Triebe!
Ewig verbunden!
Fröhliche Stunden!
Bleibendes Glück!

Statt dieser Verse dichtete Goethe den Chor der Sennen („Hört das Schreien“) und alles Folgende, womit freilich das Stück belebter, heiterer und reicher abschließt.

Von Goethe's kleinern Gedichten fallen die Neugriechischen Liebe-Skolien *) und das Gedicht Zur Logenfeier des 3. Sept. 1825 **) in dieses Jahr. Eine Zuschrift der Cölner Fastnachtsgesellschaft wurde durch das Gedicht Der Cölner Mummenschanz erwiedert, woraus die Verse

Löblich wird ein tolles Streben,
Wenn es kurz ist und mit Sinn ...

im Munde der rheinischen Carnevalsgesellschaften fortleben. Eine Schrift von Prof. Griepenkerl, worin Goethe die gewöhnliche Eintheilung der Poesie in lyrische, didaktische, epische und dramatische fand, gab ihm Anlaß zu einem Aufsatz über das Lehrgedicht, den er einem Briefe an Zelter vom 26. Nov. beilegte. Er sucht darin den Beweis zu führen, daß es nur drei wahre Dichtarten gebe: die lyrische, epische und dramati-

---

*) G.'s W. II, 338 ff.

**) Ebendas. VI, 7 ff.

sche; die didaktische oder schulmeisterliche Poesie sei und bleibe ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik. Der Aufsatz findet sich jetzt weiter fortgeführt in Goethe's Werken unter der Rubrik Ferneres über deutsche Literatur. *) Von den Heften über Kunst und Alterthum wurde in diesem Jahre das vierzehnte abgeschlossen; die Hefte zur Morphologie und zur Naturwissenschaft ließ Goethe nicht weiter erscheinen, obwohl er noch im folgenden Jahre gegen Eckermann äußerte: „Mit meinen naturwissenschaftlichen Heften gehe ich langsam fort: nicht weil ich glaube, die Wissenschaft noch bedeutend fördern zu können, sondern der vielen angenehmen Verbindungen wegen, die ich dadurch unterhalte. Die Beschäftigung mit der Natur ist die unschuldigste.“ Von allen Zweigen der Naturwissenschaft aber beschäftigte ihn jetzt am meisten die Witterungslehre. „Träfen wir jetzt,“ schrieb er den 26. December 1825 an Reinhard, „wie vor so vielen Jahren in Karlsbad zusammen, so würden Sie, wie damals mit der Chromatik, so jetzt mit der Meteorik geplagt sein. Mich unterhält sie statt eines Schachspiels; ich ziehe mit meinen Steinen vorwärts gegen die Natur, und suche sie aus dem geheimnißvollen Hinterhalt in die Klarheit des Kampfplatzes zu locken. Mit- und Uebereindenkende erwarte ich nicht so leicht, unvergessen eines alten großen Wortes: Et mundum tradidit disputationi eorum.“ Zugleich berichtete er, daß er seine Vorstellungen in einen Aufsatz zusammenzufassen suche, „als ein Zeugniß, wie diese Angelegenheit sich in seinem Kopfe gebil-

*) G.'s W. XXXII, 206 ff.

det habe," und deutete damit auf den „Versuch einer Witterungslehre", den wir jetzt im letzten Bande seiner Werke (S. 353 ff.) finden.

Der erwähnte Brief an Reinhard macht auch einige Kunstwerke namhaft, wodurch sich in diesem Jahre Goethe's Sammlungen bereichert hatten. Einen Abguß der Medusa Rondanini dankte er „einem Versprechen des Kronprinzen von Baiern, welches nun königlich zur Erfüllung gekommen." Es wurde ihm damit ein vierzig Jahre lang entbehrter Kunstgenuß wiedergewährt; das Original von weißem Marmor, eine überlebensgroße Medusen-Maske, hatte einst der Graf Rondanini besessen, dem Goethe zu Rom im Corso gegenüber gewohnt. Eine andere köstliche Acquisition war eine große sorgfältige Zeichnung von Julius Romano, gestochen von Diana von Mantua, mit vielen Figuren, ein Christus, der warnend die beschämte Ehebrecherin beruhigt, während er zugleich die pharisäischen Susannnenbrüder durch ein treffendes Wort in die Flucht schlägt. Hierzu kamen noch einige sehr geistreich gemalte Majolika-Teller.

„Von diesen Nachbildungen des Lebens zum Lebendigen selbst übergehend," berichtete er ferner, daß die Seinigen, wenn auch nicht von der robustesten Art, doch im Ganzen wohl seien. „Mein Sohn," schrieb er, „widmet sich nach wie vor den Geschäften, versieht meinen Haushalt und lebt übrigens ein geselliges Hof- und Stadtleben; der Frauenzimmer eigentliches Geschäft ist die englische Sprache, begünstigt durch angenehme unterrichtete Personen dieser Nation. Und was sonst Hof und Geselligkeit übrig lassen, verzehrt die Sorge für

Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke, denen alle Arten Stickereien gewidmet sind. Der älteste Enkel, durch Leben und Lernen aus dem Kreise großväterlicher Liebe hinausgeführt, läßt mir den kleinen zurück, den zierlichen Pathen (Reinhard's), der mir immer liebenswürdiger erscheint, je mehr er sich in meiner Nähe gefällt."

Mit diesem Einblick in seine häusliche Existenz gehen wir zum J. 1826 über, das Goethe, gleich den beiden vorhergehenden, ohne eine größere Excursion daheim verlebte, in dem beliebten „Zodiakus seiner häuslichen Arbeiten" sich bewegend. Die Verbindung mit der großen Welt wurde dabei durch Briefwechsel, Zuspruch von Reisenden, Unterhaltungen mit jüngern wohlunterrichteten Hausfreunden, wie Eckermann, Riemer, Soret, und durch zahlreiche artistische und literarische Zusendungen forterhalten. Einen hellen Blick in sein damaliges Leben gewähren uns auch die Erinnerungen Eckermann's, welche dieser im Vorwort zum dritten Theil seiner Gespräche mitgetheilt. Bald sah er ihn Abends im schwarzen Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer im geselligen Kreise scherzen und lachen und heiteres Gespräch führen. Dann andern Tages bei schönem Wetter saß der Dichtergreis im Wagen neben ihm, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Knie gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun, gesund, wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ein ander Mal saß er Abends bei dem stillen Kerzenlicht seines Studierzimmers im weißen flanellenen Schlafrock dem jüngern Freunde gegenüber, milde,

wie die Stimmung eines gut verlebten Tages; in trautem Gespräch kehrte er das Edelste, was in seiner Natur lag, hervor, und Eckermann's Geist entzündete sich an dem seinigen.

Von auswärtigen namhaften Männern, die sich in diesem Jahre bei ihm einfanden, nennen wir den Improvisator Wolff, Rauch, Zelter und Alexander von Humboldt. Wolff erschien gegen Ende Januars. Goethe war über seine Leistungen erstaunt, und erkannte ihm ein entschiedenes Talent zu, fand aber, daß er an der allgemeinen Krankheit der Zeit, der Subjectivität, leide, und gab ihm den Rath, statt immer nur sein Inneres auszusprechen, sich die weite und reiche Welt anzueignen und darzustellen. Rauch aus Berlin stattete im Juni einen flüchtigen Besuch ab auf einer Rückreise von Paris und München. Länger verweilte Zelter im folgenden Monat und beglückte den alten Herzensfreund durch seine heitere Gegenwart und liebevolle Theilnahme. Alexander Humboldt besuchte ihn am 11. December. Was ist das für ein Mann!" sagte Goethe nach einigen Stunden Gesprächs mit ihm zu Eckermann. „Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause, und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt."

Erfreulicher Zusendungen mannichfacher Art liefen in diesem Jahre besonders viele ein. Zu Anfange desselben erhielt Goethe zu der schönen Zeichnung von Julius Romanus noch eine von Guercino, an deren Vergleichung er sich Stunden lang ergötzte. Ungefähr gleichzeitig schickte der Director Struve aus Königsberg ihm seine kleine Schrift: „Zwei Balladen von Goethe (der Zauberlehrling und die Braut von Korinth) verglichen mit den Griechischen Quellen." Der Dichter freute sich, was er vor so vielen Jahren gewollt, doch endlich anerkannt zu sehen. Ueberhaupt befreundete er sich immer mehr mit der Kritik, von der er sich in seinen frühern und mittlern Jahren oft verletzt gefühlt hatte, und meinte jetzt „sehr viel schönen, reinen und hohen Ansichten zu begegnen." Von Eckermann erhielt er sein ältestes Gedicht, die Höllenfahrt Jesu Christi, deren er sich nicht mehr entsinnen konnte. *) Der französische Uebersetzer seiner dramatischen Werke, Stapfer, sandte ihm aus Paris den vierten und letzten Theil zur Complettirung des Ganzen. Von Cuvier kam eine sehr interessante Sendung: die besondern Abdrücke seiner neuerlichst in der Akademie gehaltenen Vorträge, theils wissenschaftliche Uebersichten, theils sogenannte Elogen jüngstverstorbener Männer der Wissenschaft. Auf Anlaß des 28. Aug. und des 3. Sept. lief, wie er an Zelter berichtete, in mancherlei Zungen und Sprachen so Vieles bei ihm ein, daß es ihm nicht möglich war, sogleich Alles zu sortiren und einzeln zu beachten. In Berlin hatte die literarische Mittwochsgesellschaft einen Preis

---

*) Vergl. Thl. I, S. 148 ff.

auf das beste sangbarste Gedicht zur Feier seines Geburtstages ausgesetzt und Zeltern zum Preisrichter gewählt. Die eingegangenen Lieder wurden Goethe sämmtlich zugeschickt und von ihm mit einer sehr lobenden Kritik beehrt. *) Von Paris wurde ihm, unbestellt, die Zeitschrift le Globe posttäglich zugesandt, deßgleichen die frühern Nummern zusammen vom September 1824 an. Den Letztern widmete er jeden Abend einige Stunden, indem er die ihm interessantesten Stellen anstrich, auszog und übersetzte. „Dieß gibt," schrieb er den 27. Febr. an Reinhard, „eine wundersame Uebersicht über den Zustand der französischen Literatur, und da sie mit Allem zusammenhängt, über das Leben und Treiben in Frankreich." In einem spätern Briefe vom 12. Mai heißt es weiter: „daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, ist ganz billig; denn ich bin wirklich für sie eingenommen. Man wird eine Gesellschaft junger energischer Männer in einer bedeutenden Stellung gewahr; ihre Hauptzwecke glaube ich zu begreifen, ihr Benehmen ist klug und kühn. Freilich macht in Frankreich die nächste Vergangenheit aufmerken, und erregt Gedanken, zu denen man sonst nirgends gelangen würde. Doch hat mich gefreut, einige meiner geheimen und geheim gehaltenen Ueberzeugungen ausgesprochen und genugsam commentirt zu sehen. Ich werde nicht aufhören von diesen Blättern Gutes zu sagen; sie sind das Liebste, was mir jetzt zu Händen kommt, werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen."

Zwischen der Betrachtung und dem Genuß solcher Zusen-

*) S. Beilage zu Nr. 515 des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels.

dungen gingen aber die Arbeiten des unermüdlichen Greises ihren steten ruhigen Gang fort, und wurden nur gegen Anfang Mai eine Zeit lang durch einen bedeutenden Unfall seiner Schwiegertochter Ottilie unterbrochen, der ihn, wie er an Reinhard schrieb, „beinahe die Rolle des Herzogs in der natürlichen Tochter hätte übernehmen lassen.“ Die neue Gesammtausgabe seiner Werke, worüber er nach langen Verhandlungen endlich, unter Sulpiz Boisserée's Vermittlung, mit der Cotta'schen Buchhandlung abschloß, veranlaßte manches Bedenken und manche Mühe. Da er unter seinen Papieren viele ältere, noch ungedruckte Sachen fand, die ihm der Aufnahme nicht unwerth dünkten, so gerieth er nicht selten in Versuchung, sie gänzlich umzuarbeiten. „Es ist schwer,“ schrieb er an Zelter, „ein früher Gedachtes dem Ausdruck nach gelten zu lassen; man möcht' es immer gleich umsprechen und umschreiben; das geht auch wieder nicht. Dir ist gewiß der Fall bei wieder aufgenommenen frühern Compositionen vorgekommen.“ Besonders viel gab ihm die Umarbeitung der Wanderjahre zu thun, die er nach der Vollendung der Helena im Laufe des Sommers wieder angriff. Er gedachte eine gute Menge theils schon bearbeiteten, theils noch zu bearbeitenden Stoffes in das Werk zu verschlingen und zu verweben. Ueber sein Verfahren hierbei äußerte er sich gegen Eckermann in folgender Weise: „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, habe ich den ersten Theil ganz aufgelös't und werde nun so, durch Vermischung des Alten und Neuen, zwei Theile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der

Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so dictire ich weiter, und bin auf die Weise genöthigt, die Arbeit nicht in Stocken gerathen zu lassen.“ Ein ander Mal sagte er ihm: „Das Gedruckte der Wanderjahre ist nun ganz abgeschrieben; die Stellen, die ich noch neu zu machen habe, sind mit blauem Papier ausgefüllt, so daß ich sinnlich vor Augen habe, was noch zu thun ist. So wie ich nun vorrücke, verschwinden die blauen Stellen immer mehr, und ich habe daran meine Freude.“

Mit dieser neuen Bearbeitung der Wanderjahre hing die Fortsetzung der Geschichte des fünfzigjährigen Mannes und die Ausführung der Novelle „das Kind mit dem Löwen“ zusammen. Beide Erzählungen sollten an geeigneter Stelle den Wanderjahren einverleibt werden. Der letztern müssen wir, trotz des Urtheils von Gervinus, der sie eine unsäglich geringfügige Production nennt, einen bedeutenden ideellen und künstlerischen Werth zugestehen, und ihr daher eine kurze Charakteristik widmen. Was das Interesse an dieser Novelle erhöht, ist der Umstand, daß jenes epische Gedicht „die Jagd“, womit sich Goethe beinahe dreißig Jahre früher eine Zeit lang trug,*) uns dem Gegenstande nach in dieser Production wieder begegnet. Goethe konnte, als er jetzt den Stoff in Novellenform behandeln wollte, zufällig das alte Schema nicht wieder auffinden, und war daher genöthigt, ein neues anzufertigen. Nach der Vollendung der Novelle fand sich das ursprüngliche Schema, zeigte sich aber, bei näherer Betrachtung, zur prosaischen Darstellung unbrauchbar, weß-

---

*) Vergl. Thl. III, S. 427—430.

halb Goethe sich freute, es nicht früher gehabt zu haben, indem es ihn eher verwirrt, als gefördert haben würde. Aus den Gesprächen mit Eckermann, worin der Dichter sich ausführlich über diese Production ausläßt, geht hervor, daß die Aufgabe, die er sich in der Novelle gestellt, keine andere ist, als zu zeigen: „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit, als durch Gewalt bezwungen werde.“ Aber mit Recht fragt Lehmann in einer schätzbaren Programm-Abhandlung über diese Novelle: „Wie hängt denn das stille Ende mit dem lauten Anfange zusammen? Warum die scheinbar weit ausgedehnte Vorbereitung? Warum die vielen Personen und ihre Verhältnisse, da die einfache Erzählung vom Feuer, von dem entsprungenen und wieder eingefangenen Löwen für die Pointe des Endes, wenn sie die Pointe der ganzen Novelle sein soll, hingereicht hätte?“ Für diese Fragen findet Lehmann die Lösung in der Annahme: „Die unbändige Leidenschaft Honorio's ist die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Frömmigkeit bezähmt und läutert.“ Allerdings würde sich, wenn dieser Satz erwiesen wäre, der Aufwand von Erzählungen und Schilderungen, welcher der Katastrophe vorangeht, erklären und rechtfertigen. Allein wir müssen die Bündigkeit des gegebenen Beweises bezweifeln. Daß Honorio, der schöne Jüngling, die schöne Fürstin liebt, hat Lehmann durch eine Reihe von Belegen hinreichend in's Licht gestellt; aber es geht keineswegs daraus hervor, daß diese Liebe eine unbändige Leidenschaft gewesen wäre, die sich durch den Löwen hätte versinnbildlichen lassen. Dann ist auch gerade auf die

Frömmigkeit der Fürstin vom Dichter kein Accent gelegt worden, und jedenfalls träfe ihn, wenn er die von Lehmann ihm beigelegte Absicht gehabt hätte, der Vorwurf, daß er die Umwandlung Honorio's durch die kindliche Seelenreinheit der Fürstin zu schwach angedeutet. Nun kommt aber noch hinzu, daß Goethe, der sich in den Gesprächen mit Eckermann in ausführliche Erörterungen über die Novelle, namentlich auch über „das Ideelle“ derselben einläßt, der Liebe Honorio's nicht besonders erwähnt, und noch viel weniger auf einen Parallelismus zwischen der Bezähmung seiner Leidenschaft durch die Fürstin und der Bezähmung des Löwen durch das Kind hindeutet. Eine weit befriedigendere Lösung scheint uns für jene Fragen, die Lehmann aufwirft, in der Annahme Düntzer's zu liegen,*) daß die Erlegung des Tigers durch Honorio den Gegensatz zur Bezähmung des Löwen durch das Kind bilde. „Der Tiger fällt durch die Kühnheit und Gewandtheit des kräftigen Jünglings, aber schöner und wunderbarer, als Gewalt, wirken oft Frömmigkeit und stilles Gottvertrauen.“ Bleibt es hierbei noch immer auffallend, daß das Gegenbild reicher ausgeführt worden, als das Hauptbild: so haben wir vielleicht auch Einiges auf die Rechnung des frühern epischen Plans zu setzen, worin das Verhältniß der Fürstin zu Honorio wahrscheinlich eine bedeutendere Rolle spielte.

Von eben jenem Plane schreibt sich vermuthlich zum Theil auch die außerordentlich sorgfältige Exposition unserer

*) S. Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen“, Bd. IV, S. 37.

Novelle, die Vorbereitung manches Spätern durch geschickt eingeflochtene Andeutungen, die klare Vergegenwärtigung des Locals und der Zeit der Handlung her. Denn alle diese Vorzüge, wodurch sich Hermann und Dorothea in so hohem Grade auszeichnet, wird der Dichter ohne Zweifel auch bemüht gewesen sein, seinem nächsten epischen Gedicht zu ertheilen. Bedenken wir, daß er damals, wo er dem Stoff zuerst seine poetische Gestaltung gab, auf dem Höhenpunkt seiner dichterischen Kraft stand, und liebgewonnene Sujets in treuem Gedächtnisse bis in's höchste Alter zu bewahren pflegte, so erklärt sich die bewunderungswürdige Composition unserer Novelle, woran Eckermann mit Recht „eine gewisse Allgegenwart des Gedankens" rühmt. „Es bezieht sich darin Alles vorwärts und rückwärts," sagt er, „und ist zugleich an seiner Stelle recht, so daß man als Composition sich nicht leicht etwas Vollkommeneres denken kann." Den Gang der Novelle überhaupt bezeichnete Goethe selbst in den Gesprächen mit Eckermann treffend durch folgendes Gleichniß: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem starken Stengel kräftige grüne Blätter nach den Seiten austreibt und zuletzt mit einer Blume endet. Die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie mußte kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe werth gewesen." Er wollte damit den Ausgang der Novelle rechtfertigen, den Eckermann gleichfalls beim ersten Lesen „zu einsam, zu ideal, zu lyrisch" gefunden hatte.

Neben der neuen Ausgabe seiner Werke und den dafür

bestimmten Arbeiten beschäftigte Goethe'n noch das Sammeln, Ordnen und Revidiren seiner Correspondenz mit Zelter und die Fortführung der Hefte von Kunst und Alterthum. Die Correspondenz ließ er auf's Reinlichste abschreiben und in mehrere Bände heften, und ging sie dann an ruhigen Abenden mit Riemer durch, um zu corrigiren, interpungiren und allenfalls Einiges zu tilgen, das sich nicht zur öffentlichen Mittheilung eignete. „Es ist ein wunderliches Document," schrieb er den 3. Juni an Zelter, „das an wahrem Inhalt und barockem Wesen wohl kaum seines Gleichen finden möchte." Von den Heften über Kunst und Alterthum wurde das fünfzehnte abgeschlossen. Es brachte unter Andern eine Recension der Stapfer'schen Uebersetzung von Goethe's Dramen,*) aus dem Globe (1826, Nr. 55, 64) in's Deutsche übertragen. In einer kurzen Einleitung drückt Goethe „in weltbürgerlichem Sinne" seine Freude aus, daß ein durch so viele Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsehe, um sich zu erquicken', zu stärken, herzustellen. Er sieht im Geiste schon die Zeit voraus, wo die Franzosen uns an gründlich freisinniger Kritik übertreffen werden. An der dem ersten Theile der Uebersetzung vorangeschickten Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Alb. Stapfer rühmt er dankbar bewundernd, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare sich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt habe. Weiter übersetzte

---

*) S. G.'s W. Bd. 33, S. 62 ff.

Goethe noch einen Artikel aus dem Globe,*) welcher aus dem nunmehr in Frankreich erglühten Streit der Classiker und Romantiker hervorgegangen war. In einer angehängten Bemerkung spricht er sich in vermittelndem Sinne aus.

Diese kleinen Arbeiten hingen mit zwei großen Interessen Goethe's zusammen. Einmal war es ihm von Wichtigkeit, jetzt wo er mit seinen gesammelten Werken vor die Nation zu treten im Begriffe stand, wo er in der Ausarbeitung der Annalen gleichsam das Facit seines Lebens zog, die Stimmen des Auslandes über ihn und die deutsche Literatur überhaupt zu vernehmen und die Wirkungen seiner Schriften auf die auswärtigen Literaturen zu verfolgen. Dann kamen auch jene Bemühungen der Franzosen seiner Forderung einer Weltliteratur freundlich entgegen. Nicht mehr bloß von Einzelnen, wie bisher, sondern von einem ganzen, sich immer weiter ausbreitenden Kreise geistreicher Männer in Frankreich begann die deutsche Poesie nach Verdienst gewürdigt zu werden. Der Streit der Classiker und Romantiker hatte sich von deutschem Boden auf französischen, ja selbst auf italienischen hinübergepflanzt. Gegen des Ritters Vincenzo Monti Dichtung Sulla Mitologia, worin dieser als Verfechter der classischen Poesie auftrat, erhob sich Tedaldi-Fores mit einem größern Gedicht Meditazioni Poetiche. Alle diese Kämpfe verfolgte Goethe mit lebhaftem Interesse, obwohl er bei sich über die Streitfrage im Klaren war. Er hielt die griechische poetische Welt, als Verkörperung der tüchtigsten, reinsten Menschheit für un-

*) S. G.'s W. Bd. 33, S. 85 ff.

gleich empfehlenswerther, als das mittelalterliche Teufels= und Hexenwesen, das nur in düstern ängstlichen Zeitläuften aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln konnte, und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung fand. Allein dem Dichter dürfe das Recht nicht verkümmert werden, auch aus einem solchen Elemente Stoff zu seinen Schöpfungen zu neh= men, und der wahre Dichter werde sich dessen mit Glück und Erfolg zu bedienen wissen.

In jenem Sinne eines Weltliterators schrieb er denn auch in diesem Jahre noch zwei Aufsätze zur italienischen Literatur: Dante*) und über Manzoni's Adelchi.**) Den er= stern fügte er als Beilage einem Briefe an Zelter vom 9. Sept. hinzu; er wurde hervorgerufen durch die Uebersetzung von Streckfuß. „Hätte das, was ich anrege," heißt es in dem Briefe, „unser guter Streckfuß vom Anfange seiner Uebersetzung gleich vor Augen gehabt, so wäre ihm Vieles, ohne größere Mühe, besser gelungen. Bei diesem Original ist gar Manches zu bedenken: nicht allein was der außeror= dentliche Mann vermochte, sondern auch was ihm im Wege stand; worauf uns dann dessen Naturell, Zweck und Kunst erst recht entgegen leuchtet. Besieh es genau; wenn Du fürchtest, es möge ihm wehe thun, so erbaue Dich lieber selbst daraus und verbirg es." Als fernere Beilage ist dem Briefe vom 9. Sept. ein Bruchstück aus der Abhandlung über die Adelchi beigegeben, und von dem Monolog des Swarto, der

---

*) S. G.'s W. Bd. 33, S. 211 ff.

**) Ebendas. S. 261 ff.

jetzt den Schluß der Abhandlung bildet, ist auch in dem Briefwechsel mit Zelter schon unter dem Jahre 1826 die Rede. Seine letzte Abrundung scheint der ganze Aufsatz jedoch erst im nächsten Jahre gewonnen zu haben.

Goethe's fortdauernde Theilnahme an den Alten bekundete eine Nachlese zu Aristoteles Poetik, worin eine neue Erklärung der vielbesprochenen Stelle, welche die Definition der Tragödie enthält, versucht wird. Ein Programm von Hermann, das auf drei antike Philoktete (von Aeschylus, Sophokles und Euripides) aufmerksam machte, hätte ihn fast wieder auf die in seinem Phaeton eingeschlagene Bahn gelockt. „Ich mußte mich bald losmachen von diesen Betrachtungen," schrieb er an Zelter; „sie hatten mir ein Vierteljahr gekostet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe." Zu den ebengenannten Fragmenten des Phaeton fand er, wie er Zeltern am 12. August meldete, „noch eine gar hübsch erläuternde und eingreifende Stelle." Aus ihr erwuchs der zweite Nachtrag zum Phaethon unter der Ueberschrift „Euripides Phaeton noch einmal". Die serbische Poesie begleitete er mit steter Achtsamkeit und widmete ihr den Aufsatz „Das Neueste Serbischer Literatur". Außerdem gehörte noch eine Kritik von Gerard's historischen Porträts und eine Abhandlung über Mathematik und deren Mißbrauch in das J. 1826.

Von Gedichten haben wir zwei zu bemerken: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel" und „An den Herzog Bernhard von Weimar". Das erstere interessirt uns schon durch seine metrische Gestalt, als Goethe's ein-

ziger Versuch in der Terzinenform. Ich vermuthe, daß er durch die Vergleichung des Dante mit der Uebersetzung von Streckfuß auf diese Form geführt wurde. Aus der Beilage zu einem Briefe an Zelter vom 12. August sehen wir, daß er bei dieser Vergleichung den Versuch gemacht, einige Stellen nach seiner Weise deutlicher und gelenker zu übertragen, wobei er jedoch die Ueberzeugung gewann, daß Streckfuß schon genug gethan, und Niemand mit Nutzen an seiner Arbeit mäkeln würde. Das andere Gedicht widmete er am 15. Sept. im Namen der Loge Amalia zu Weimar dem aus Amerika glücklich heimgekehrten Logenbruder Karl Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Ein drittes diesem Jahre angehöriges Gedicht: „Als ich ein junger Geselle war", das unter Goethe's Namen cursirt, ist nicht von ihm, sondern von Friedrich Förster, auf Anlaß des Goethe'schen Bildnisses auf einer Tasse von Ludwig Sebbers aus Braunschweig.*) Goethe scherzte bei dieser Gelegenheit über die Sucht ihn zu malen in den Versen:

Sibyllinisch mit meinem Gesicht
Soll ich im Alter prahlen!
Je mehr es ihm an Fülle gebricht,
Desto öfter wollen sie's mahlen!

Der ruhige Kreislauf des Jahres 1827, zu dem wir nunmehr übergehen können, war von einer besonders großen

*) Nach gefälligen brieflichen Mittheilungen von Varnhagen von Ense.

Anzahl erfreulicher und ehrender Besuche durchflochten. Am 1. Febr. führte der Großherzog unserm Dichter den Kronprinzen von Preußen und die Prinzen Karl und Wilhelm zu. Der Kronprinz blieb mit dem Großherzog gegen drei Stunden bei ihm, und, wie er Eckermann vertraute: „kam Mancherlei zur Sprache, was ihm von dem Geist, dem Geschmack, den Kenntnissen und der Denkweise des jungen Fürsten eine hohe Meinung gab." *) Die Anwesenheit der erlauchten Gäste, welche durch die Verlobung des Prinzen Karl von Preußen mit der Prinzessin Marie von S. Weimar herbeigeführt waren, veranlaßte eine Menge Lustbarkeiten und Feste; allein Goethe war jetzt zu haushälterisch mit Zeit und Kräften, um sich an ihnen viel zu betheiligen. So

---

*) In einem Briefe an Reinhard vom 12. März heißt es: „Von Ihro Königl. Hoheit dem Kronprinzen sage ich mit Wenigem, daß er auf mich einen vollkommen angenehm-günstigen Eindruck gemacht und mir den Wunsch hinterlassen hat, ihn früher gekannt zu haben und länger zu kennen. Die drei Herren Gebrüder, von meinem Fürsten eines Morgens mir zugeführt, sah ich mit Freude und Verwunderung. Man kann einem Könige Glück wünschen, drei verschiedenartige wohlgebildete Söhne (mit einem vierten, den ich noch nicht kenne) vor sich heranwachsen zu sehen." Uebereinstimmend damit äußerte sich Goethe ein Jahr später gegen Eckermann: „Große Hoffnungen setze ich auf den jetzigen Kronprinzen von Preußen. Nach Allem, was ich von ihm kenne und höre, ist er ein sehr bedeutender Mensch! Und das gehört dazu, um wieder tüchtige und talentvolle Leute zu erkennen und zu wählen!"

vermochte ihn auch nicht ein theatralischer Gast, der Schauspieler Krüger aus Berlin, ins Theater zu locken, wo seine Iphigenie gegeben ward. „Was soll mir," heißt es in einem Briefe an Zelter, „die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb!" Gegen Eckermann äußerte er, es habe ihm noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung seiner Iphigenie zu erleben; und das sei auch die Ursache gewesen, warum er Krüger als Orest nicht habe sehen wollen; denn er leide entsetzlich, wenn er sich mit diesen Gespenstern herumschlagen müsse, die nicht so zur Erscheinung kämen, wie sie sollten. Gegen Ende Aprils fand sich Aug. Wilh. von Schlegel ein, auf einer Durchreise nach Berlin begriffen. Goethe gab ihm zu Ehren einen großen Thee, wozu Alles in Weimar, was Rang und Namen hatte, geladen war. Ganz von Damen umringt, zeigte Schlegel schmale Streifen von indischen Götterbildern vor, so wie den Text von zwei großen indischen Gedichten, von denen, außer ihm und seinem Reisegefährten Dr. Lassen, Niemand etwas verstand. „Er ist zwar in vieler Hinsicht kein Mann," äußerte Goethe im Stillen gegen Eckermann; „aber doch kann man ihm, seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse und seiner großen Verdienste wegen, etwas zu Gute halten." Eine überraschende Erscheinung war der Franzose Ampère, Mitarbeiter des Globe, der gegen den 1. Mai eintraf. Die Art, wie er sich im vorigen Jahre auf Anlaß der Stapfer'schen Uebersetzung über Goethe's dramatische Werke und Bildungsgang ausgesprochen, flößte diesem das lebhafteste Interesse für den einsichtsvollen Beurtheiler ein. Er hatte sich Ampère's Persön-

lichkeit klar zu machen gesucht, und war mit seinen Freunden darüber einig geworden, daß es wenigstens ein Mann von mittlern Jahren sein müsse, um die Wechselwirkung von Leben und Dichten so aus dem Grunde zu verstehen. Wie erstaunten sie daher, als sich Ampère als ein lebensfroher Jüngling von einigen zwanzig Jahren darstellte; und nicht geringer war ihre Verwunderung, als sich im Verlauf des Gesprächs mit ihm ergab, daß sämmtliche Mitarbeiter des Globe, deren besonnenes Urtheil und reife Bildung sie so manchmal gepriesen, lauter junge Leute seien! Da traten die Vortheile recht hervor, die eine Weltstadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reiches miteinander in täglichem Verkehr sind, zur Beschleunigung der Bildung und Geistesreife gewährt.

Vom 12. Mai an brachte Goethe ungefähr einen Monat lang in seiner Gartenwohnung zu, wo ihn die Einsamkeit in manchen Arbeiten glücklich förderte. Obwohl vom Wetter nicht begünstigt, würde er die dortige separat-extemporirte Studentenwirthschaft länger fortgesetzt haben, wenn ihn nicht die Ankunft des Grafen Sternberg in die Stadt zurückgerufen hätte. Die Anwesenheit eines so bedeutenden Mannes durfte er nicht versäumen; er ehrte und bewunderte in ihm den kenntnißreichen Gelehrten, den gewandten Weltmann und den gediegenen Charakter. „Wenn man bei der Jugend," schrieb er an Zelter, „so viel Anmaßlich-Fahriges, bei dem Alter so viel Eigensinnig-Stockendes sich muß gefallen lassen, so ist es erst wahres Leben mit einem Manne, der mit so viel Maß und Ziel, mit immer gleichem Antheil den edelsten Zwecken entgegengeht." Bald darauf sprach Matthisson

bei unserm Dichter ein, und erfreute ihn durch Vorlesung der Helena. Sein diesjähriges Geburtstagsfest wurde durch die Theilnahme eines königlichen Gastes verherrlicht. In der Nacht des 27. August kam der König von Baiern in Weimar an und erklärte am folgenden Morgen, daß er ausdrücklich um des 28. willen hergekommen sei, beehrte den Dichter, als er gerade im Kreise seiner Angehörigen und Freunde sich befand, mit seinem Besuche, und übergab ihm das Großkreuz des Verdienstordens der Baierischen Krone. In einem längern vertrauten Gespräch über Goethe's Schriften, seinen Aufenthalt in Italien u. A. zeigte sich der König mit des Dichters Leistungen und Laufbahn vollkommen vertraut und bewährte sich zugleich als wohlbewanderten Kunstkenner und Kunstfreund. Die feierliche Art, wie Goethe über diesen Besuch an Zelter berichtet,*) läßt den hohen Werth erkennen, den er auf diese Ehrenbezeugung legte.

Sogar in den Herbst- und den Wintermonaten fehlte es nicht an erheiterndem Zuspruch interessanter Gäste. In der letzten Hälfte des Sept. besuchte ihn der Geh. Rath Streckfuß, als Uebersetzer von Dante's Divina commedia von ihm hochgeschätzt. Nach seiner Abreise urtheilte Goethe über ihn: „Die Schärfe und Besonnenheit des Geschäftsmannes, der als solcher an Welt und Staat durchaus Theil nimmt, die Milde eines poetisch-praktischen Sinnes, der gerade nicht Stoff und Gehalt aus sich selbst nehmen, sondern lieber dem vorhandenen auswärtigen eine vaterländische Form geben und sich

---

*) Briefwechsel Nr. 560.

und Andern damit gründlich erfreuen will: Dieses, in einer Individualität zusammen, macht den angenehmsten Eindruck und hinterläßt eine wohlthätige Erinnerung." Wenige Tage vorher war der junge hessische Maler Zahn, aus Neapel und Pompeji zurückkehrend, eingetroffen, der einen großen Schatz von Durch- und Nachzeichnungen der am letztern Orte jüngst ausgegrabenen Gemälde mitbrachte. Hatte dieser unserm Dichter den schönen Süden, das Land seiner liebsten Erinnerungen, zurückgerufen, so vergegenwärtigte ihm Zelter, der am 13. Oct. ankam, durch seine originellen, höchst lebendigen Schilderungen zwei Hauptbrennpunkte deutscher Cultur und Kunst, Berlin und München, aus welcher letztern Hauptstadt er eben von einem Reiseausflug zurückkehrte. Zu ihm gesellte sich Hegel, gleichfalls auf der Heimfahrt von einer größern Reise begriffen, und gab Aufklärung über die neuesten Pariser Zustände; und bald nach der Abreise der beiden Berliner Gäste langte der Graf Reinhard an, von Christiania kommend, und entwarf Goethe'n ein helles Gemälde jener nordischen Länder. Gegen Mitte Novembers gab die berühmte Sängerin Sonntag in seinem Abendzirkel „einige Musterstücke ihres außerordentlichen Talents."

So finden wir Könige und Fürsten, ernste Gelehrte und heitere Welt- und Staatsmänner, Dichter, Musiker, Maler und Künstler jeder Art, Notabilitäten des Auslandes wie des Inlandes, nach Weimar zu dem alten Dichterfürsten pilgern, um ihm den Tribut der Verehrung und Liebe zu bringen. Dazu kamen fortdauernd die mannigfachsten Zusendungen von Nahe und Fern, in solcher Fülle, daß mehr als ein Menschen-

leben dazu gehört hätte, um sie alle gebührend zu erwiedern. Goethe mußte, wie leid es ihm that, das Meiste ganz unbeantwortet lassen; denn mit oberflächlichen Redensarten Jemand abzufertigen, hielt er für unwürdig. Er war in früherer Zeit, als er mit dem Fürsten Primas, damals noch Statthalter in Erfurt, in näherem Verkehr stand, oft Zeuge gewesen, wie dieser solche Erwiederungsbriefe zu Hunderten schrieb, die sich alle ähnlich waren und alle aus Phrasen bestanden. Da er nun von jeher eine unbedingte Wahrheitsliebe gegen sich und Andere zu behaupten trachtete, so hatte er sich damals hoch und theuer geschworen, in gleichem Falle, mit dem ihn seine Celebrität schon früh bedrohte, nie und nimmermehr sich einem solchen Verfahren hinzugeben.

Von den dießjährigen Sendungen erwähnen wir nur einige. Gegen Anfang des Jahrs schickte der Geh. Rath Beuth aus Berlin eine „kostbare Sendung alter und neuer Kunstwerke,"*) wozu auch wohl die Gypspasten nach dem Stoshischen Cabinet gehörten, deren Eckermann, freilich erst unter dem 9. Juli, gedenkt. „Wollte ich mit Worten aussprechen," schrieb Goethe darüber an Zelter, „wie viel mir dergleichen Mittheilungen werth sind, so würde ich zu übertreiben scheinen; denn wenn sich der Berg nicht entschlösse, zum Propheten zu kommen, so würde mir in meiner Zelle nur wenig Kunstgenuß zu Gute gehen." In denselben Tagen schickte ihm Gérard aus Paris, der tüchtigste Schüler Davids, einen großen Kupferstich nach seinem Gemälde, „Eintritt

*) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 516.

Heinrich's VI. in Paris" zum Geschenk, nach Goethe's Urtheil in einem Brief an Zelter, „ein Meisterstück, das als der Gipfel dessen betrachtet werden müsse, was Malerei und Stichkunst in unsern Tagen vereinigt unternehmen und leisten." Durch Zelter's Vermittelung kamen ihm von dem Maler Ternite aus Berlin Copien Pompejanischer Wandgemälde zu, worüber in Kunst und Alterthum (Bd. VI, Heft I, S. 169 ff.) ein sehr lobendes Urtheil gefällt ist. Der Landschaftsmaler Rösel, Professor an der Zeichen-Akademie zu Berlin, hatte schon zum 28. August 1825 und 1826 ein paar Geburtstagsgaben eingesandt, ohne darauf eine Antwort erhalten zu haben. Die erste Sendung bestand aus einer Zeichnung und zwölf Abdrücken des Höfchens von Goethe's Geburtshause, die zweite enthielt zwei ausgeführte treue Zeichnungen von Tasso's Geburtshause in Sorento und die väterliche Burg des Götz von Berlichingen zu Jarthausen. Gerührt, daß Rösel am Glauben festhielt und zum 28. August dieses Jahrs ein nochmaliges Geschenk überschickte, erfreute der Dichter ihn mit den Versen „An Professor Rösel", die sich unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" finden.*) Die liebste Sendung aber zu seinem dießjährigen Geburtstage war ihm ein trefflich gelungenes Portrait Zelter's von Begas. Endlich gedenken wir noch einer Beschreibung der Insel Helgoland mit schönen Belegen aus der unorganischen und organischen Natur, die ihm im Oktober zukam, und eines höchst erfreulichen Briefes von Walter Scott. Eckermann ver-

---

*) G.'s W. Bd. 6, S. 143.

öffentlicht diesen Brief in dem jüngst erschienenen dritten Theile seiner Gespräche mit Goethe, und es scheint daraus hervorzugehen, daß der deutsche Dichter sich zuerst brieflich an den englischen gewandt hatte. Besonders fühlte Goethe sich durch das brüderliche Vertrauen beglückt, womit Scott seine Familienverhältnisse in dem Briefe zur Sprache bringt.

Von diesen geist= und gemütherquickenden Genüssen zu seinem schriftstellerischen Thun und Schaffen zurückkehrend, finden wir seine Beschäftigungen während der ersten vier Monate des J. 1827 in einem Briefe an Zelter vom 19. März angedeutet: „Bei mir geht es ruckweise; erst muß ich den italienischen Manzoni, dann Kunst und Alterthum, die nächste Lieferung meiner Werke, vielleicht bald die Schiller=schen Briefe befördern." Das Erste bezieht sich auf die in diesem Jahre bei Frommann in Jena erschienenen Opere poetiche di Alessandro Manzoni, con prefazione di Goethe. Das Vorwort war eigentlich bloß eine Zusammenstellung der früher in Kunst und Alterthum gebrachten Aufsätze über Manzoni; nur das über die Tragödie Adelchi Gesagte*) war neu. Von Goethe's sämmtlichen Werken wurde im März der vierte Band gedruckt. „Vierzehn Bogen," schrieb er an Zelter, „liegen schon vor mir; der nächste Transport bringt die Helena, welches fünfzigjährige Gespenst endlich im Druck zu sehen, mir eine eigene Empfindung machen wird." Neben der Schiller'schen Correspondenz beschäftigte ihn auch noch immer die mit Zelter, die unter Beihülfe Riemer's in stillen

*) S. oben S. 658.

Abendstunden revidirt ward und zu erheiternder Unterhaltung Anlaß gab.

Kunst und Alterthum blieb ihm fortdauernd, was freilich der Titel wenig errathen ließ, ein Organ, um sich über die neuesten poetischen Leistungen des In- und Auslandes auszusprechen. An den jüngsten deutschen Dichtern hatte er keine besondere Freude. „Die Poeten schreiben alle," klagte er gegen Eckermann, „als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth . . . Ich habe ein gutes Wort gefunden, um diese Herren zu ärgern. Ich will ihre Poesie die Lazareth-Poesie nennen; dagegen die ächt Tyrtaische diejenige, die nicht bloß Schlachtlieder singt, sondern auch den Menschen mit Muth ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen." Er hatte daher auch keine Lust, sich mit der Beurtheilung einzelner Schriften viel abzugeben und stellte als Anhang zu einem Aufsatz „Neueste deutsche Poesie" *) in Bausch und Bogen eine sehr lakonische und räthselhafte „Würdigungstabelle poetischer Productionen der letzten Zeit" auf. Zu einem, gleichfalls nicht erfreulichen Rückblick auf frühere Epochen der deutschen Literatur veranlaßte ihn Jacobi's auserlesener Briefwechsel, der in diesem Jahre erschien. „Man sieht hier," äußerte er sich gegen Eckermann, „lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse. Sie kommen mir vor wie die Billardkugeln, die auf der grünen Decke blind durcheinander laufen, ohne von einander zu wissen, und die, sobald sie sich

*) Goethe's W. Bd. 32, S. 449 f.

berühren, nur desto weiter auseinanderfahren.“ Aehnliche Gedanken sprach er in einer Anzeige dieser Schrift aus, die sich jetzt in seinen Werken unter der Rubrik „Ferneres über deutsche Literatur“ findet. *)

Mit ungleich größerer Theilnahme verfolgte er die Entwickelung der französischen Literatur. Im Januar las er die Gedichte der Demoiſ. Gay und äußerte sich darüber gegen Eckermann mit großem Lobe. „Die Franzosen,“ fügte er hinzu, „machen sich heraus, und es ist der Mühe werth, daß man sich nach ihnen umsieht. Ich bin mit Fleiß darüber her, mir von dem Stande der neuesten französischen Literatur einen Begriff zu machen, und, wenn es glückt, mich auch darüber auszusprechen. Es ist mir höchst interessant, zu sehen, daß diejenigen Elemente bei ihnen erst anfangen zu wirken, die bei uns längst durchgegangen sind.“ Als außergewöhnliche Talente, „die, ein Fundament in sich selber tragend, von der Gesinnungsweise des Tages sich frei erhielten,“ bewunderte er Béranger und den Verfasser des Theaters der Clara Gazul (Mérimée). Béranger's unvergleichliche Lieder hatte er fast täglich in Gedanken, und durch ihn versöhnte er sich beinahe mit der politischen Poesie. „Béranger,“ äußerte er sich gegen Eckermann, „hat sich in seinen politischen Gedichten als Wohlthäter seiner Nation erwiesen. Nach der Invasion der Alliirten fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser.“

---

*) Bd. 32, S. 340 f.

Doch erkannte Goethe immerhin den heitern Liebesliedern Béranger's den Vorzug vor seinen politischen Gedichten zu. An dem Theater der Clara Gazul bewunderte er die Geistesreife des Verfassers bei seiner Jugend. Ein zweites Werk desselben Schriftstellers La Guzla, poésies lyriques. Paris 1827 ließ ihn über die Gewandtheit erstaunen, womit dieser gleichsam unter der Maske fremder Nationen als Dichter auftrat. Goethe widmete der Production eine rühmende Kritik, die in seinen Werken unter dem Abschnitt „Französische Literatur" aufgenommen ist. *) Anderer Natur war sein Interesse an den Memoiren Robert Guillemard's. Sie sind eine Production von der Art des jungen Feldjägers, den er im J. 1824 in die Welt eingeführt hatte. Mittlerweile war noch des jungen Feldjägers Kriegskamerad, gleichfalls von ihm bevorwortet,**) und des jungen Feldjägers Landsmann (1827) erschienen. Diesen Schriften zweier Thüringer und eines Elsassers aus der mittlern und niedern Classe schloß sich das Werk des französischen Sergeanten durchaus harmonisch an, und Goethe fand sich gerne bereit, eine zu Leipzig erscheinende Uebersetzung desselben mit einer empfehlenden Einleitung auszustatten. ***) Alle diese Schriften erregten, wie früher das Leben Cellini's, als naive individuelle Bekenntnisse seine besondere Theilnahme.

In der englischen Literatur trat in diesem Jahre ein

---

*) G.'s W. Bd. 33, S. 91 ff.

**) Ebendas. Bd. 32, S. 319 ff.

***) Ebendas. S. 323 ff.

Werk hervor, auf das er im Voraus höchst begierig war, das Leben Napoleon's von Walter Scott. Der Verfasser hatte es ihm in dem obenerwähnten Briefe selbst angekündigt. Nicht bloß der Stoff, den er mit durchgelebt und durchempfunden hatte, sondern auch die Persönlichkeit und Weltansicht des Erzählers war es, was sein Interesse in hohem Grade aufregte. Er hatte erst eben die Lectüre des Werkes begonnen, als er schon eine vorläufige Anzeige *) schrieb, die freilich mehr Schema als Ausführung zu nennen ist. Aus einem Briefe an Reinhard vom 28. Januar des nächsten Jahres sehen wir, daß die Beschäftigung mit dem Werke dem Jahresschluß angehörte.

Ueber dem Westen vergaß er nicht den Osten und Südosten. Außer den Serbischen Gedichten, wovon jetzt wieder eine Sammlung von Gerhard übersetzt erschien, **) interessirte ihn vor Allem eine Prager Zeitschrift, die ihn, wie er Zeltern am 11. März schrieb, „mit Vergnügen in jene Zustände, die ihn sonst so nahe berührten, hineinblicken ließ.“ Es war die Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Von seinem regen Antheil an diesem Unternehmen zeugt die umfassende Besprechung, die er ihr mit Beihülfe Varnhagen's widmete. ***) Selbst die Poesie des entlegensten Ostens, die chinesische,

---

*) G.'s W. Bd. 33, S. 166 ff.

**) Ebendas. S. 312 f.

***) Ebendas. Bd. 32, S. 380 ff. Vergl. oben S. 627.

gewann seine Aufmerksamkeit. Ende Januars fand ihn Eckermann über der Lectüre eines chinesischen Romans, dem er reichliches Lob spendete, und, insofern darin Alles verständig, sittlich und bürgerlich ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung zuging, eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem Hermann und Dorothea und Richardson's Romanen zuerkannte. Aus einem chrestomatisch-biographischen Werke: „Gedichte hundert schöner Frauen," theilte er in Kunst und Alterthum Notizen und Gedichtchen mit, um „die Ueberzeugung zu geben, daß es sich, trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse."*)

Der vierwöchentliche Garten-Aufenthalt im Mai und Juni brachte auch seine poetische Ader wieder in Fluß. Nachdem er den zweiten Theil der Wanderjahre abgeschlossen hatte, fuhr er am Faust fort, „gerade da," wie er an Zelter berichtet, „wo Faust aus der antiken Wolke sich niederlassend, wieder seinem bösen Genius begegnet." Daneben studirte er fleißig „zwei starke Octavbände, worin die Engländer ihre lebenden Dichter kurz biographisch, mehr oder in Beispielen vorführten," und beschäftigte sich auch, wie es scheint, mit einer Sammlung altschottischer Lieder; wenigstens entstanden damals zwei Uebesetzungen oder Bearbeitungen schottischer Gedichte, von denen eines sich in Goethe's Werken unter der Rubrik „Aus fremden Sprachen" mit der bloßen Ueberschrift „Hochländisch" findet. Goethe legte es einem Briefe an

*) G.'s W. Bd. 33, S. 345 ff.

Zelter vom 9. Juni bei, indem er die Meinung äußerte, „es behaupte wohl (in der Uebertragung) seinen starren, derben Charakter.“ In spätern Briefen, wo er auf das Gedicht zurückkommt, nennt er es den Wanderer oder den Schottischen Wanderer. Das andere Gedicht „Gutmann und Gutweib“ übersandte er am 17. Juli an Zelter und bezeichnete es als Landsmann des vorhergehenden. In einer Beilage des Briefes heißt es: „Den guten Empfang meines Schottischen Wanderers erwiedere (ich) durch eine Ballade, die ich nicht rühmen darf; sie steht sehr hoch; die glückliche Verschmelzung des Epischen und Dramatischen in höchst lakonischem Vortrag ist nicht genug zu bewundern. Was mir noch weiter von dergleichen zu Theil wird, soll alsbald erfolgen. Das sind denn doch Früchte meines Gartenaufenthaltes.“ Die Art, wie sich hier Goethe über das Gedicht ausspricht, läßt vermuthen, daß es nicht minder, als das vorhergehende, nur Uebertragung eines schottischen Originals sei, obgleich er es sich durch Aufnahme unter die Balladen zugeeignet hat. Der Besuch des Grafen Sternberg rief zwei Gedichte an denselben hervor, die sich in den „Zuschriften und Erinnerungsblättern“ finden. *) Das Interesse an der chinesischen Literatur endlich gab ihm die Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten ein, **) die uns stellenweise noch an die süßesten Töne seiner Jugendlyrik gemahnen. Wie er einst im westöstlichen Divan ein Band zwischen Orient und Occi-

---

*) G.'s W. Bd. 6, S. 106 f.

**) Ebendas. Bd. 2, S. 311 ff.

dent gewebt hatte, so fühlte er jetzt noch den Muth, ein Band zwischen der Heimath und jenem fernen Reich der Mitte, und damit zugleich einige neue Maschen zu dem Völker und Zeiten umspannenden Netze der Weltliteratur zu knüpfen.

Neunzehntes Capitel.

Das Jahr 1828: Faust fortgesetzt. Prolog zu Hans Sachsens poetischer Sendung. Gedicht bei Ueberreichung der ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline. Anderweitige Arbeiten. Tod des Großherzogs. Aufenthalt in Dornburg. Dornburger Gedichte. Besuche im Herbst. Arbeitet an den Wanderjahren. Festlied zu Zelter's Geburtstag. — Das Jahr 1829: Lebensereignisse. Beendigung der Wanderjahre. Erzählung des zweiten Aufenthalts in Rom. Fortsetzung des Faust. Die Herausgabe des Briefwechsels mit Schiller. Gedicht „Vermächtniß“. Lectüre. — Das Jahr 1830: Tod der Großherzogin Louise. Faust fortgesetzt. Artistische Zusendungen. Interesse am Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Tod seines Sohnes. Gefährliche Erkrankung Goethe's. Uebersicht der Schriften des Jahres 1830.

Goethe genoß fürwahr eines so glücklichen Alters, wie es wenigen Sterblichen beschieden worden. Es war der lange und mild fortleuchtende Abend eines herrlich glänzenden Tages. Ueber alle Sorgen und Mühen um irdische Güter emporgeho-

ben, unter dem Genusse alles Edeln und Schönen, in einem Zirkel innig ergebener Angehörigen und Freunde, sah er die Anerkennung seiner Bestrebungen in immer weitern Kreisen sich verbreiten, die Früchte seines Wirkens immer reicher aufsprießen. Dennoch theilte er das Loos aller Erdgeborenen. Er sah stufenweise die Dämmerung seines Lebens hereinbrechen, sah eine Blüthe des Daseins nach der andern abfallen, einen Freund nach dem andern von seiner Seite schwinden. Das Triennium, welches wir für das hiermit beginnende Capitel abgegränzt haben, ist durch zwei schwere Verluste bezeichnet: in dem ersten Jahre ward ihm der fürstliche Freund, mit dem er ein halbes Jahrhundert zusammengelebt und gestrebt hatte, in dem dritten durch einen frühen, unerwarteten Tod der einzige, geliebte Sohn entrissen. „Lange leben heißt viele überleben," hatte er im vorigen Jahre an Zelter geschrieben. „Mir erscheint der zunächst mich berührende Personenkreis wie ein Convolut sibyllinischer Blätter, deren eins nach dem andern, von Lebensflammen aufgezehrt, in der Luft zerstiebt und dabei den überbleibenden von Augenblick zu Augenblick höhern Werth verleiht. Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen in den Aether zurückkehren!" Dieser Gesinnung gemäß werden wir ihn auch weiterhin handeln sehen. Von den schmerzlichsten Schlägen rafft er sich sofort zu einer neuen, kräftigenden Thätigkeit empor.

Das Jahr 1828 begann er mit fleißiger Fortarbeit an seinem Faust. Er mochte gar zu gerne, wie er an Zelter schrieb, die zwei ersten Acte fertig bringen, „damit Helena als dritter Act sich ganz ungezwungen anschlösse, und, genug-

sam vorbereitet, nicht mehr phantasmagorisch und eingeschoben, sondern in ästhetisch-vernunftgemäßer Folge sich erwiese." Freilich ging es mit diesen Arbeiten nicht mehr, wie in früherer Zeit. Noch vor zehn, zwölf Jahren, als er sich mit dem Divan beschäftigte, war er productiv genug, in einem Tage zwei oder drei solcher Gedichte zu machen; und ob auf freiem Felde, im Wagen oder Gasthof, es war ihm Alles gleich. „Jetzt, am zweiten Theile des Faust," klagte er in den Gesprächen mit Eckermann, „jetzt kann ich nur in den frühen Stunden des Tages arbeiten, wo ich mich vom Schlaf erquickt und gestärkt fühle und die Fratzen des täglichen Lebens mich noch nicht verwirrt haben. Und doch, was ist es, das ich ausführe! Im allerglücklichsten Falle nur eine geschriebene Seite; in der Regel aber nur so viel, als man auf den Raum einer Hand breit schreiben kann, und oft, bei unproductiver Stimmung noch weniger."

War der Faust ein Band, das sich beinahe durch sein ganzes Leben schlingend, Alter und Jugend mit einander verknüpfte, so ward er jetzt durch eine zufällige Anregung zu einer andern Jugendproduction nach langen Jahren wieder zurückgeführt. Der Generalintendant der königl. Schauspiele zu Berlin, Graf Brühl, wandte sich im Januar an Goethe mit der Anfrage, ob er es gestatte, daß bei der Aufführung des Deinhard'schen Stückes „Hans Sachs", statt des vom Dichter vorangeschickten Prologs, jenes ältere Gedicht „Hans Sachsens poetische Sendung" gesprochen würde. Goethe erklärte sich damit einverstanden, meinte aber, weil das Gedicht die Beschreibung eines Gemäldes enthält, so müsse man, um

nicht durch unerwartetes Eintreten unverständlich zu werden, an einige Einleitung denken. Er erbot sich daher einen kurzen Prolog in gleichem Sinn und Styl zu schreiben, welcher Vorhaben und Absicht erklären und zugleich den übrigen Vortrag anschaulicher machen sollte. Der Graf Brühl ergriff dieses Anerbieten mit Freude, und so schickte ihm Goethe am 26. Januar einen Prolog, der von dem jüngern Devrient in der Tracht eines alten Nürnberger Bürgers gesprochen wurde. Er fehlt in Goethe's Werken, und ist erst 1846 von Riemer in den „Briefen von und an Goethe" veröffentlicht worden. *) Der Anfang ist etwas moderner gehalten, damit der Zuhörer nicht gleich von etwas Fremdartigem getroffen würde; alsdann geht der Ton ins Aeltere hinüber, so daß sich die Beschreibung des Bildes ganz gleichartig anschließt.

Zu einer neuen poetischen Production gab der dießjährige Geburtstag der Großherzogin Luise (den 30. Januar) Veranlassung. Dieses Fest ward unter Anderm auch dadurch gefeiert, daß die ersten Erzeugnisse der Saline zu Stotternheim, einem unweit des Etternberges in einer großen Fläche gelegenen Dorfe, von dem Salinen-Director Glenck überreicht, und dazu ein von Goethe verfaßter dichterischer Dialog zwischen drei Maskenfiguren, einen Gnomen, die Geognosie und die Technik vorstellend, gesprochen wurde. **) Daß unser Dichter sich für dieses bergmännische Unternehmen sehr

---

*) Mitgetheilt im dritten Theile meines Commentars zu Goethe's Gedichten S. 349 ff.

**) S. G.'s W. Bd. 6, S. 23 ff.

interessiren mußte, läßt schon der lebhafte Antheil erwarten, den er vor Jahren an dem Ilmenauer Bergbau genommen. Er war jedoch noch auf eine andere nähere Weise an dieser Unternehmung betheiligt. Durch den Flötzbergbau veranlaßt, hatte er sich zuerst mit der Geognosie befreundet und mehrere Jahre seines Lebens daran verwandt, die Folgerichtigkeit solcher übereinander geschichteten Massen zu studiren. Hierbei war in ihm die Ueberzeugung entstanden, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutschlands mit denen des südlichen vollkommen übereinstimmen müßten. Vermuthlich hatte er diese Ueberzeugung auf Glenck zu übertragen gewußt, der nun einen Bohrversuch auf Salz anstellte und in einer Teufe von 762 Fuß die Sohle des Festsalzes glücklich erreichte und herafförderte. Ungefähr zwei Jahre später (Ende Octobers 1829) erlebte Goethe noch die Freude, daß Glenck durch ein Bohrloch von 1170 Fuß auch Krystallsalz in ganz reiner Gestalt fand. Er meldete es seinem Freunde Zelter, indem er, auf unser Gedicht zurückdeutend, hinzufügte: „Wir wollen hier ehrenvoll der Fortschritte gedenken, Kenntniß und Technik seit fünfzig Jahren dergestalt gesteigert zu sehen, daß Einer kühn genug ist, bei 1200 Fuß in die Erde hineinzubohren, voraus wissend und sagend, was da gefunden werden müsse. Das ist viel, aber nicht genug; nun muß auch dieser Schatz gehoben und als eins der nothwendigsten Bedürfnisse zum allgemeinen Gebrauch heraufgefördert werden. Doch sind denn auch die großen Mittel vorhanden, die wir der Physik, der Mechanik und Chemie verdanken. Hast Du früher einige Aufmerksamkeit dem Dir mitgetheilten Gedichte gegönnt, so wirst Du Dir gefallen lassen,

daß ich hierüber so weitläufig geworden bin." *) — Diese glücklichen Versuche befestigten Goethe, wie er in dem Aufsatz „Verschiedene Bekenntnisse" **) gesteht, in seinem alten Glauben an die Consequenz der Flötzbildung und vermehrte seinen Unglauben an „das Heben, Drängen, Aufwälzen, Quetschen, Schleudern und Schmeißen," welches die neuere Geologie an die Stelle der ruhigen Bildung der Erdoberfläche auf neptunischem Wege setzte.

Der herannahende Frühling schien ihn dieses Jahr, wie er Zeltern berichtete, mehr als jemals zu erfreuen. „Meine Sehnsucht," schrieb er, „geht wenigstens in den Kreis der Umgegend, wenn mich die steigende Sonne nicht gar wieder nach Böhmen hineinführt." Er mußte sich aber damit begnügen, in freundlichen Stunden einen Ausflug in seinen Garten am Stern zu machen; denn ein neues Heft von Kunst und Alterthum und die nächste Lieferung seiner Werke gab sehr viel zu schaffen. „Unterdessen schielt mich Faust von der Seite an," schrieb er den 22. April an Zelter, „und macht die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht ihm, als dem Würdigsten, den Vorzug der Arbeit zuwende und alles Uebrige bei Seite schiebe." Im Mai begann er, „um Tag und Stunde noch mehr zu belasten, das Märchen seines zweiten Aufenthaltes in Rom zu dictiren." Dazu kam ein unaufhörlicher Zudrang von Manuscripten, denen er nachhelfen, von Drucksachen, zu

---

*) Diese Briefstelle kann füglich für eine allgemeine Interpretation des Gedichtes gelten.

**) S. G.'s W. Bd. 40, S. 298 ff.

denen er ein freundliches Wort sagen sollte, — eine Noth, woran er auch einst den ungeduldigen Wieland im Alter hatte leiden sehen; und vollends mit der von ihm aufgerufenen Weltliteratur erging es ihm beinahe wie seinem Zauberlehrling. Schottland und Frankreich ergossen fast täglich ihre Ströme über ihn aus. An durchreisenden Fremden fehlte es auch kaum einen Tag; aber er gestand Eckermann, daß er „an den persönlichen Erscheinungen, besonders junger deutscher Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung wenig Freude habe. „Kurzsichtig, blaß," sagte er, „mit eingefallener Brust, jung ohne Jugend, das ist das Bild der Meisten, wie sie sich mir darstellen. Und wie ich mich mit ihnen in ein Gespräch einlasse, habe ich gleich zu bemerken, daß ihnen dasjenige, woran unser Einer Freude hat, nichtig und trivial erscheint, daß sie ganz in der Idee stecken und nur die höchsten Probleme der Speculationen sie zu interessiren geeignet sind."

Die fünfte Lieferung von Goethe's sämmtlichen Werken mußte auf Weihnachten zum Druck abgeliefert werden. Sie sollte die umgearbeiteten Wanderjahre enthalten, woran zwar schon viel gethan, aber noch sehr viel zu thun war. Das Manuscript hatte überall weiße Papierlücken: hier fehlte etwas in der Exposition, dort ein geschickter Uebergang; hier waren Fragmente, denen der Anfang, dort andere, denen das Ende mangelte. Auf Eckermann's Rath beschloß Goethe den ganzen Sommer der Vollendung dieses Werkes zu widmen; da riß plötzlich Mitte Juni's die Nachricht von dem Tode des Großherzogs die ungeheuerste Lücke in seine Existenz, so daß an

eine so viel Heiterkeit und Gemüthsruhe verlangende Composition nicht mehr zu denken war.

Der Großherzog war seit dem Ende des vorigen Monats auf einer Reise nach Berlin begriffen und hatte noch am 10. Juni Zelter's Singakademie besucht. Seine letzten Tage in Berlin und Potsdam wollte er fast immer Alexander von Humboldt um sich haben und bedrängte ihn mit den schwierigsten Fragen über Physik, Astronomie, Mineralogie, Geognosie u. s. w. Humboldt gestand ahnungsvoll seinen Freunden, daß diese Lebendigkeit des Geistes, bei großer körperlicher Schwäche, ihm ein ängstigendes Phänomen sei. „Als sei eine solche Lucidität," schrieb er darüber später nach Weimar, „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller fernern Entwicklung des Volkslebens theilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen." Desultorisch ging er auch wohl in religiöse Gespräche über. Er klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederhalten aller freiern Geistesregungen. „Dazu sind es unwahre Bursche," rief er aus, „die sich den Fürsten dadurch angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhaschen! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter haben sie sich eingeschlichen." Bald legte sich wieder sein Zorn und nun bekannte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde. „Das ist eine menschenfreundliche Lehre," sagte er; „aber von Anfang

an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultra's!"

Den Schmerz über den Verlust eines solchen Freundes konnte Goethe vor Niemand zur Schau tragen; und so flüchtete er sich, auch um den Exequien des Fürsten, „jenen düstern Functionen zu entgehen, wodurch man der Menge symbolisch darstellt, was sie verloren hat",*) nach Dornburg, einem Städtchen im Saalthal, unter Jena auf einer Höhe gelegen. Vor demselben breitet sich eine Reihe von Schlössern und Schlößchen aus, gerade am Absturz des Kalkflötzgebirges; anmuthige Gärten ziehen sich an Lusthäusern hin. Goethe bezog das alte, neuaufgeputzte Schlößchen am Südende mit der schönen Inschrift über der Hauptpforte:

Gaudeat ingrediens, laetetur et aede recedens,
His, qui praetereunt, det bona cuncta Deus. 1608,

nach unsers Dichters Uebersetzung:

Freudig trete herein, und froh entferne dich wieder,
Ziehst du als Wandrer vorbei, segne die Pfade dir Gott!

Es war, als hätte der hingeschiedene Freund ihm in ahnender Fürsorge diesen Aufenthalt für die Tage der Trauer zubereitet. „Die Blumen," schrieb Goethe an Zelter, „blühen in den wohlunterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinen Fenstern sehe ich einen wohlgediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem öde-

*) Briefwechsel mit Zelter, Nr. 604.

sten Abhange noch vor drei Jahren anlegen ließ, und an dessen Ergrünung er sich noch die letzten Pfingsttage zu erfreuen die Lust hatte. Von den andern Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt, und die Malven, und was nicht alles, blühend und bunt; und mir erscheint das alles in erhöhtern Farben, wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren habe ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte dießmal an keinem Orte verweilen, wo seine Thätigkeit auffallender anmuthig vor die Sinne tritt .... Und wie es ist, so wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen gleichfalls in sich trägt, und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalte bewährt hat. Dieß ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, daß ein Scheidender den Hinterbliebenen irgend einen Faden in die Hand gibt, woran weiter fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen."

Vergleicht man mit dieser Briefstelle den in Goethe's Werken*) unter der Ueberschrift „Aufenthalt in Dornburg" mitgetheilten Brief an den Kammerherrn von Beulwitz, so hat man wieder ein anschauliches Beispiel, wie edeln Trost sich unser Dichter nach schweren Unglücksschlägen zu bereiten wußte. Er richtete den bekümmerten Blick empor vom verlorenen Einzelnen zum bleibenden Allgemeinen, und fand in den vor seinem Auge sich ausbreitenden schönen Ge-

---

*) Bd. 27, S. 515 ff. (Ausg. in 40 B.)

länden, die überall auf eine emsig consequente Cultur hindeuteten, die Lehre versinnlicht: „Die vernünftige Welt sei von Geschlecht zu Geschlecht auf ein folgerechtes Thun entschieden angewiesen.“ — „Wo der menschliche Geist,“ heißt es weiter, „diesen hohen ewigen Grundsatz in der Anwendung gewahr wird, da fühlt er sich auf seine Bestimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich gestehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieser Folge, selbst an- und abtretend, so Freude als Schmerz, — wie im Wechsel der Jahreszeiten, so im Menschenleben, an Andern, wie an sich selbst zu erwarten habe.“ Und den Mann hat man des Egoismus zeihen können, dem bei den ernstesten Verlusten Ermuthigung und Trost aus dem Blick auf das Ganze erwuchs?

Die Einsamkeit und die reizbare Gefühlsstimmung entlockten ihm jetzt wieder einige lyrische Gedichte, in denen eine ganz eigenthümliche, durch Thränen mild lächelnde Hoheit der Gesinnung athmet. Wie ein Halbverklärter wandelt der Hochbejahrte, der sich nahe dem Lebensziele weiß, unter Blumen und Bäumen daher, und wirft sinnende Blicke auf die durchlaufene Bahn zurück. Was er auch gelitten und verloren, was er auch unausgeführt, unvollendet ließ, er muß sich doch gestehen: „Wie es auch sei, das Leben sei doch gut.“ Zu diesen Gedichten gehören: Dem aufgehenden Vollmonde (vom 25. Aug.), der Bräutigam, und Dornburg im September.*) Das letzte schließt mit den Strophen:

---

*) S. G.'s W. Bd. 2, S. 87 ff.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge sehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich so des Menschen Loos;
Denkt er ewig sich ins Rechte,
Ist er ewig schön und groß!

Ein Brief aus Dornburg an Knebel vom 18. August gibt eine interessante Schilderung seines dortigen Lebens. „Also sitz' ich hier auf dieser Felsenburg," schreibt er, „von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in gränzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit. Es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen und wie viel Buch Papier ich verdictirt habe." Weiterhin gedenkt er eines sehr angenehmen, vom Staatsrath Loder gesandten Geschenks; es war ein prächtig vergoldetes Gypsmodell, Abguß eines großen, beinahe einen Viertelcentner schweren Stücks gediegenen Goldes, das man am Ural gefunden hatte. In Gesellschaft des jungen Actuarius Dr. Stichling, Enkels von Wieland, hatte er eine artige Reise nach Großheringen zu dem Zusammenfluß der Ilm und Saale und zur dortigen Saline unternommen. Auch hatte er viele willkommene Besuche auf seinem Montserrat gehabt, zuletzt „den menächmischen Robinson mit seiner allerliebsten Gattin", der unter dem Namen Talvi bekannten Uebersetzerin serbischer Lieder, geb. Fräulein von Jacob.

Der Aufenthalt auf dem luftigen Schlosse, wo er die meteorologischen Erscheinungen beobachten und ein schönes Thal mit reicher Vegetation überschauen konnte, war auch seinen naturwissenschaftlichen Betrachtungen günstig. Er hatte diese schon vor einiger Zeit, auf Anregung vom Auslande her, wieder aufgenommen. „Das liebe Deutschland," schrieb er den 10. Juli an Zelter, „hat etwas ganz eigentlich Wunderbares in seiner Art. Ich habe redlich aufgepaßt, ob bei den nun seit drei Jahren eingeleiteten und durchgeführten naturwissenschaftlichen Zusammenkünften mich auch nur etwas berühre und anrege, mich, der ich seit fünfzig Jahren den Naturbetrachtungen leidenschaftlich ergeben bin. Es ist mir aber — außer gewissen Einzelheiten, die mir eigentlich doch auch nur Kenntniß gaben — nichts zu Theil geworden; keine neue Forderung ist an mich gelangt, keine neue Gabe ward mir angeboten; ich mußte daher die Interessen zum Capital schlagen, und will nun sehen, wie das Summa Summarum im Auslande fruchtet. Verschweige das löblich, denn ich erinnere mich so eben, daß bei Euch die Wissenschaft sich abermals in großer Breite versammelt." Aus dem oben erwähnten Briefe an Knebel sehen wir, daß ihn damals die Cultur der Weinrebe höchlich interessirte. Ganz besonders beschäftigte ihn die Meteorologie, und er erwies sich dießmal als guten Wetterpropheten. Er verkündigte Anfangs Juli große Wasserströme für den Sommer, welche denn auch nicht ausblieben. Zuweilen sah er von seinen Schloßterrassen herab acht Tage hinter einander Regenwetter über das Thal hinstürmen, dazwischen aber wieder die frischesten Sonnenblicke und mitunter

die herrlichsten Doppelregenbogen. Auf Zelter's Wunsch stellte er seine meteorologischen Grundideen, die er bereits 1825 in einer größern Abhandlung niedergelegt hatte, nochmals auf eine übersichtliche Weise zusammen.*) Es begegnet uns darin dieselbe Theorie wieder, die er vor mehr als vierzig Jahren in den ersten auf der Reise nach Italien geschriebenen Briefen aufgestellt hatte.**) Als Anhang fügte er für Zelter noch eine Reihe von Wetterbeobachtungen bei, die vom 6. bis 10. Sept. reichen.

Am 11. Sept. kehrte er nach Weimar zurück, wo sich ihm mit der freien Aussicht zugleich die Himmelsbetrachtung schloß. Hier sprachen nun vor und nach viele der von der Berliner Versammlung heimkehrenden Naturforscher bei ihm ein, und hielten seinen Blick die ganze Zeit hindurch auf die Naturwissenschaft gerichtet. Mit den Ansichten der Meisten konnte er sich freilich nicht befreunden, oder richtiger gesagt, sich nicht in dieselben finden. „Genau besehen," schrieb er den 30. Oct. an Zelter, „bleibt es immer eine entschiedene Wahrheit: was ich recht weiß, weiß ich eigentlich nur mir selbst; sobald ich damit hervortrete, rückt mir sogleich Bedingung, Bestimmung, Widerrede auf den Hals." Durch einige jener Männer jedoch ward er wahrhaft gefördert; so namentlich durch Herrn v. Martius, der ihn in den ersten Tagen des Octobers besuchte. Dieser theilte Goethe'n seine wichtigen Entdeckungen über die Spiraltendenz der Pflanzen mit, wo-

*) S. Briefwechsel mit Zelter, Nr. 616.

**) S. Thl. III, S. 1 f.

durch sich unserm Forscher ein neues Feld eröffnete. Er nahm die Ideen seines Freundes mit jugendlicher Lebhaftigkeit auf, und äußerte sich gegen Eckermann: „Für die Physiologie der Pflanzen ist damit sehr viel gewonnen. Das neue Aperçu der Spiraltendenz ist meiner Metamorphosenlehre durchaus gemäß; es ist auf demselben Wege gefunden, aber es ist damit ein ungeheurer Schritt vorwärts gethan." *) Ein sehr willkommener Besuch war auch der des Oberbergraths Nöggerath aus Bonn; der werthe Gast gab besonders gründliche Auskunft über die mineralogischen Vorkommen und Verhältnisse der Rheingegenden. Zwischen den Männern der Naturwissenschaft gingen auch andere bedeutende Gäste an ihm vorüber. So fand sich am 8. Oct. Tieck, mit Gemahlin und Töchtern von einer Rheinreise zurückkommend, bei ihm ein; und gleichzeitig kehrte der Prof. Göttling aus Jena, der ihn mit Eckermann und Riemer bei der Herausgabe seiner Werke getreulich unterstützte, von einer Reise nach Italien heim.

Sobald aber von diesen Herbstwanderzügen deutscher Geistes-Celebritäten einige Ruhe eintrat, gab sich Goethe ernstlich an seine Wandernden, um „diesen Alp endlich völlig wegzudrängen." Er hielt sich im December so fleißig an seine Aufgabe, daß er über vier Wochen fast nicht aus der Stube kam. Eine Zwischenarbeit jedoch durfte er nicht ab-

*) Vergl. Goethe's Aeußerungen über v. Martius und dessen Entdeckungen, in seinen Werken Bd. 36, S. 158—161, 202, 207, 209. (Ausg. in 40 B.)

lehnen. Zelter's siebzigsten Geburtstag, der auf den 11. Dec. fiel, wollten die Mitglieder seiner Singakademie, befreundete Dichter und andere Verehrer des hochverdienten, wackern Greises in dem prächtig geschmückten Saale der vor zwei Jahren erbauten Singakademie mit besonderer Festlichkeit begehen. Goethe brachte zu dem Ehrentage des Freundes, mit dem er nun schon ein Vierteljahrhundert lang in innigem Seelenbunde zusammenstrebte, eine doppelte Gabe dar: einen Festgesang und ein Tischlied,*) die von Rungenhagen mit Glück componirt wurden. Sie lassen des Dichters herzlichen Antheil an dem Feste lebhaft fühlen, wenn sie gleich stellenweise nicht von dem Manierirten, Gesuchten und Gezwungenen frei sind, das Goethe's spätesten Productionen häufig anhaftet.

Die ihm von jeher drückenden letzten Tage des Jahrs wurden ihm diesmal durch eine sehr willkommene Zusendung erheitert. Es war eine centnerschwere Kiste, die er Reinhard verdankte, „die krystallisirten Bergschätze des Nordens enthaltend", die Einzelnheiten in mehreren ausgesuchten, sich einander aufklärenden Exemplaren. Das Sondern, Vergleichen, Ordnen und Ueberlegen mit dem in der Krystallographie wohlbewanderten Dr. Soret gab die angenehmste Unterhaltung für die kurzen Tage und langen Abende. Noch im Juni des folgenden Jahres traf ihn ein Brief von Reinhard über der Beschäftigung, „den Reichthum nordischer Mineralien abschließlich zu ordnen und der Sammlung gemäß zu ettiquettiren".

Der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch zum Ab-

*) G.'s W. Bd. 6, S. 27 ff.

schlusse des J. 1828, daß die Aufsätze über Volkspoesie,*) über nationelle Dichtkunst**) und über Rizo Neroulos Cours de littérature,***) so wie die Herausgabe des siebzehnten Heftes von Kunst und Alterthum in dieses Jahr fallen.

Ueber die Lebensvorfälle des Jahres 1829 können wir uns sehr kurz fassen. Goethe verbrachte es daheim oder in seiner Gartenwohnung am Park in ruhig fortschreitender Thätigkeit, die nur zuweilen durch den Besuch eines Freundes auf wenige Tage unterbrochen ward. So erfreute ihn im Mai die Anwesenheit von Rochlitz und bald darauf die von Rauch; im August kamen Matthisson und der französische Bildhauer David, letzterer in der Absicht Goethe's Büste zu modelliren und dann zu Paris in Marmor auszuführen; und zwar hatte ihn nicht irgend ein Auftrag, sondern nur die Verehrung des großen Dichters zu ihm geführt. Zelter verweilte vom 14. bis zum 21. September bei Goethe. Im Ganzen aber war sein jetziges Leben ein höchst geregeltes. Was er an Kraft und Beweglichkeit des Geistes eingebüßt hatte, suchte er jetzt durch sorgfältige Ordnung und Zeitbenutzung, so weit es gehen wollte, wieder einzubringen. Alle seine Papiere waren auf's übersichtlichste abgetheilt und rubricirt; „ohne das," schrieb er an Zelter, „könnte ich auch nicht einen Tag leben." Sehr leid that es ihm oft, wenn er weither kommende Menschen

*) G.'s W. Bd. 33, S. 285 ff.

**) Ebendas. S. 317 ff.

***) Ebendas. S. 324 ff.

aus Nothwehr, um nicht sein ganzes Dasein an Besuchende aufzuopfern, abweisen mußte. „Niemand begreift," heißt es in demselben Schreiben an Zelter, „was mir die Stunden in einer Folge werth sind, da ich die unterbrochenen für völlig verloren nicht allein, sondern für schädlich und zerstörend achten muß." Von Fremden nahm er erst nach 12 Uhr Vormittags Besuche an, von Freunden wohl etwas früher, doch nicht leicht vor 11 Uhr.

Die Hauptarbeiten des Jahres waren die Beendigung der Wanderjahre und des zweiten Aufenthalts in Rom, und die Fortsetzung des Faust. Die Wanderjahre nahmen noch beinahe die zwei ersten Monate des Jahrs (bis zum 20. Febr.) in Anspruch. Diese Production charakterisirt ganz seine gegenwärtige Thätigkeit, die er selbst in einem Briefe an Zelter als eine testamentliche bezeichnet. Im Vorgefühle, daß für ihn bald aller Tage Abend hereinbrechen müsse, suchte er für das, was noch unausgesprochen in seinem Innern oder ungeordnet und ungestaltet in seinen Manuscripten lag, zu guter Letzt irgend eine Form zu gewinnen, und wenn es auch nicht gerade die kunstgerechteste wäre. In solcher Absicht hatte er auch das Gewebe jener ältern Wanderjahre aufgelöst und eine Menge neuen Stoffes, erzählender und reflectirender Art, hineinverarbeitet, wodurch freilich die Composition sehr locker ward, und das Werk an Kunstwerth so viel verlor, als es an sonstigem Gehalte gewann. Von Goethe's Verfahren bei der Zusammenstellung desselben gibt uns Eckermann in folgender Erzählung ein merkwürdiges Geständniß. Goethe hatte den Umfang auf zwei Bände veranschlagt,

wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke gedruckt stand. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuscript über Erwarten, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte für drei Bände genug zu haben; und so ging auch das Manuscript in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Aber nun fand sich, als der Druck bis zu einem Punkt fortgeschritten war, daß die beiden letzten Bände zu klein ausfallen würden. In der Verlegenheit ließ Goethe durch Eckermann aus zwei Paqueten, die Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben enthielten, etwa sechs bis acht Bogen zusammenredigiren, die in zwei Hauptmassen unter den Ueberschriften: „Aus Makariens Archiv" und „Im Sinne der Wanderer" in den Roman eingeschaltet wurden; und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins auf Schiller's Schädel, und ein anderes: „Kein Wesen kann zu nichts zerfallen", so wurden auch diese noch, um sie sogleich in die Welt zu bringen, am Schlusse der beiden Abtheilungen angefügt.*)

Nicht minder lose und locker ist das Gewebe der andern Arbeit, der Darstellung des zweiten römischen Aufenthaltes. Während die in den Jahren 1814—1817 redigirte Schilderung des frühern Aufenthaltes in Italien und Sicilien

---

*) Eine ausführliche Betrachtung der Lehr- und Wanderjahre, so wie eine andere Abhandlung über den Faust, mußte, aus Rücksicht auf den ohnedies großen Umfang dieses Schlußbandes zu Veröffentlichung an einer andern Stelle zurückgelegt werden.

ein kunstmäßiges, homogenes Ganzes, in rein epistolarischer Form bildet: finden wir hier Bruchstücke seiner lebensfrischen römischen Correspondenz mit „Bemerkungen, Nachträgen und Berichten", mit erzählenden, schildernden und betrachtenden Partien wechseln, die in der Art der Lebensanschauung und der Darstellungsform sich auf den ersten Blick als Producte des Alters verrathen. Zwar ließ er es nicht an Bemühungen fehlen, Geist und Gemüth in jene Zeit zurückzuversetzen. Aus seiner einsamen Gartenwohnung, worin es so feierlich stille war, daß ihm wohl einmal ein artiges Reh einen zutraulichen Besuch abstattete, schrieb er den 18. Juli an Zelter: „Ich habe mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und Sinnes um mich versammelt, und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom." Aber die Zeitferne von vierzig Jahren und das geistverdüsternde Alter machten ihre Rechte geltend, und es gelang ihm weder den frühern klaren, gefälligen und lebenswarmen Ausdruck noch die helle und freie Ansicht der Welt zurückzurufen. In den Gesprächen mit Eckermann behauptete Goethe, die während des zweiten Aufenthaltes in Rom geschriebenen Briefe seien nicht der Art gewesen, um davon umfassenden Gebrauch machen zu können; sie hätten „zu viel Bezüge nach Hause, auf die Weimarischen Verhältnisse" enthalten, und zu wenig von seinem italienischen Leben gezeigt; es hätten sich jedoch manche Aeußerungen darin gefunden, die seinen damaligen innern Zustand ausdrückten, und daher habe er den Entschluß gefaßt,

solche Stellen auszuziehen, sie einzeln übereinander zu setzen und so seiner Erzählung einzuschalten, auf welche dadurch eine Art von Ton und Stimmung übergehe. Allein den eigentlichen Grund seines Verfahrens möchte er wohl an einer Stelle jener Gespräche angedeutet haben. „Bei den Briefen," heißt es dort, „die ich in jener Periode geschrieben, sehe ich recht deutlich, wie man in jedem Lebensalter gewisse Avantagen und Desavantagen in Vergleich zu frühern oder spätern Jahren hat. So war ich in meinem vierzigsten Jahre über einige Dinge vollkommen so klar und gescheidt als jetzt, und in manchen Hinsichten sogar besser; aber doch besitze ich jetzt in meinem achtzigsten Vortheile, die ich mit jenen nicht vertauschen möchte." Eben diese, leider von ihm zu hoch angeschlagenen Vortheile seines jetzigen Alters, die er nicht gern unbenutzt lassen mochte, verleiteten ihn ohne Zweifel, der Fortsetzung der italienischen Reise eine andere Gestalt zu geben.

Die weitern Arbeiten am Faust für eine andere Stelle zu näherer Betrachtung aufhebend, gedenken wir hier des Briefwechsels mit Schiller, dessen Herausgabe in diesem Jahre zum Abschluß gelangte. Dem sechsten (letzten) Bande war eine Widmung an Goethe's königlichen Verehrer, Ludwig von Baiern, beigegeben. Groß war die Freude unsers Dichters, das Erscheinen dieses „wundersamen Werkes" erlebt zu haben; und mit Recht betrachtete er es als eine der bedeutendsten Gaben, die er der Nation noch zu überliefern im Stande sei. Denn ein solches Document von dem innigsten Geistesbunde, dem regsten, neidlosesten Wettkampf der zwei ersten Dichter eines Volkes hat keine andere Literatur aufzuweisen.

Schade nur, daß, wie Goethe an Zelter schreibt, „diese bedeutende freundschaftliche Unterhaltung (wegen spätern Zusammenwohnens der Correspondenten an demselben Orte) sich zuletzt trauriger Weise gleich dem Rheine verliert". Wie unendlich viel wir dem Briefwechsel an Einsicht in den Entwickelungsgang beider Dichter, und an tieferm Verständnisse ihrer Werke verdanken, muß den Lesern unserer Biographie und der Hoffmeister'schen Parallelschrift über Schiller einleuchtend geworden sein; es wurde uns durch ihn erst die geheimste Geisteswerkstätte zweier der größten Genien unserer Nation aufgeschlossen. Die Autographie des Briefwechsels wurde wieder unter Siegel gelegt, um Goethe's letztem Willen gemäß erst 1850 erschlossen und dann unverkürzt durch den Druck veröffentlicht zu werden.

„Testamentlicher" Natur, wie überhaupt jetzt Goethe's Thätigkeit größtentheils war, ist auch das diesem Jahre angehörige Gedicht „Vermächtniß".*) „Ich habe es," sagte er am 12. Febr. zu Eckermann, „als Widerspruch der Verse: Denn Alles muß zu Nichts zerfallen, Wenn es im Sein beharren will geschrieben, welche dumm sind, und welche meine Berliner Freunde, bei Gelegenheit der naturforschenden Versammlung, zu meinem Aerger in goldenen Buchstaben ausgestellt haben." Die angeführten Verse bilden den Schluß des frühern Gedichtes Eins und Alles („Im Gränzenlosen sich zu finden, Wird gern der Einzelne verschwinden").

---

*) G.'s W. Bd. 2, S. 288 ff.

Hatte er dort für die Vergänglichkeit des Einzelnen Trost in der Fortdauer des Ewigen, Gesetzlichen gefunden, das in immer neuen Einzelbildungen weiter wirke, so heißt es hier ungleich tröstlicher: Eben weil das Ewige nicht zerfallen kann, wird auch keines der einzelnen Wesen, die ein Ausfluß des Ewigen sind, in Nichts vergehen. An dieser längst gefundnen und von Weisen verkündeten Wahrheit räth uns der Dichter festzuhalten. Dann verweis't er uns an das Gewissen in unsrer Brust als an ein fortdauerndes Orakel, eine leuchtende Sonne für unser sittliches Leben. Aber nicht bloß den Aussprüchen des Gewissens, auch den Sinnen können wir vertrauen, wenn der Verstand uns wach erhält, und dürfen in diesem Vertrauen freudig durchs Leben wandeln. Des beschiedenen Glückes sollen wir uns mäßig und vernünftig freuen, nicht thierisch blind dem Augenblicke preisgeben, sondern im gegenwärtigen Momente Vergangenheit und Zukunft durch Erinnerung und Hoffnung mitgenießend. Dann kommen zuletzt noch ein paar Hauptsätze seiner esoterischen Lebensweisheit: was sich dir im Leben als fruchtbar, als fördernd erwiesen hat, sei dir das Wahre, wenn es auch Andern anders erscheint. Beobachte das Treiben und Meinen der großen Welt, aber laß sie nach ihrer Weise schalten, und sei zufrieden, wenn sich dir und deinen Ueberzeugungen auch nur eine ganz kleine Schaar von Auserlesenen anschließt. Denn von jeher war es das Loos tiefer Denker und großer Künstler, daß sie, von der Menge verkannt, nur wenigen edlen Seelen vordachten und vorempfanden. — Das sind die inhaltsschweren Worte, die uns der Dichter als die reifsten Früchte seines Nachdenkens

und seiner Lebenserfahrungen, als sein Vermächtniß hinterlassen wollte!

Ein paar dieser Worte fordern uns zu einer mehr verweilenden Betrachtung auf. Was den Unsterblichkeitsglauben betrifft, so wissen wir, daß es von jeher nicht Goethe's Sache war, über das jenseitige Leben viel zu brüten. Noch vor fünf Jahren hatte er gegen Eckermann geäußert: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben; ja ich möchte mit Lorenzo von Medici sagen, daß alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen; allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Speculation zu sein.“ Die Beschäftigung mit Unsterblichkeitsideen, meinte er damals, sei für vornehme Stände und besonders für Frauenzimmer, die nichts zu thun haben. Ein tüchtiger Mensch aber, der schon hier etwas Ordentliches zu sein gedenke und daher täglich zu streben, zu kämpfen und zu wirken habe, lasse die künftige Welt auf sich beruhen, und sei thätig und nützlich in dieser. Indeß gestand er bald nachher, obwohl mit großer Heiterkeit, daß ihn in seinem hohen Alter mitunter der Gedanke an den Tod beschäftige. „Mich läßt dieser Gedanke,“ fuhr er fort, „in völliger Ruhe; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unsterblich fortleuchtet.“ Jetzt, in seinem achtzigsten Jahre stellte sich jener Gedanke ohne

Zweifel häufiger bei ihm ein; aber er suchte eben so wenig in spitzfindiger philosophischer Speculation, als in den Verheißungen einer positiven Religion eine Stütze für seine Hoffnung. „Die Ueberzeugung unserer Fortdauer," sagte er jetzt zu Eckermann, „entspringt mir aus dem Begriff der Thätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Und ein ander Mal sprach er sich in folgender Weise gegen Eckermann aus: „Die Natur Gottes, die Unsterblichkeit, das Wesen unserer Seele und ihr Zusammenhang mit dem Körper sind ewige Probleme, worin uns die Philosophen nicht weiter bringen. — Ich zweifle nicht an der Fortdauer, denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren." „Aber," fügte er hinzu, „wir sind nicht auf gleiche Weise unsterblich, und um sich künftig als große Entelechie zu manifestiren, muß man auch eine sein." Nehmen wir hierzu, daß er nach seiner eigenen Erklärung mit dem Ausdruck *Entelechie* dasselbe bezeichnete, was Leibnitz *Monaden* nannte, so finden wir, wie seine Ansichten von dem künftigen Leben seit jenem Gespräche mit Falk, bei Wieland's Tode, sich durchaus unverändert erhalten haben.

Ueber eine andere Lehre, die das Gedicht *Vermächtniß* in dem Verse ausspricht: „Was fruchtbar ist allein, ist wahr," gibt uns eine Stelle, die seine diesjährige Correspondenz mit Zelter schließt, eine authentische Erklärung. „Ich habe bemerkt," schreibt er, „daß ich *den* Gedanken für wahr halte, der für mich fruchtbar ist, sich an mein übriges Denken an-

schließt und zugleich mich fördert. Nun ist es nicht allein möglich, sondern natürlich, daß sich ein solcher Gedanke dem Sinne des Andern nicht anschließe, ihn nicht fördere, wohl gar hindere, und so wird er ihn für falsch halten. Ist man hiervon recht gründlich überzeugt, so wird man nie controvertiren. Eine Stelle in des Aristoteles Poetik legte ich aus als Bezug auf den Poeten und die Composition.*) Herr von Raumer beharrt bei dem einmal angenommenen Sinne, indem er diese Worte als von der Wirkung aufs Publicum zu verstehen deutet und daraus auch ganz gute und annehmbare Folgen entwickelt. Ich aber muß bei meiner Ueberzeugung bleiben, weil ich die Folgen, die mir daraus geworden, nicht entbehren kann. Für mich erklärt sich sehr Vieles aus dieser Art die Sachen anzusehen; ein Jeder, der bei seiner Meinung beharrt, versichert uns nur, daß er sie nicht entbehren könne. Aller dialektische Selbstbetrug wird uns dadurch deutlich. Möge Dir diese Betrachtung nicht allzu abstrus abkommen." Uns erscheint sie nicht abstrus, aber jedenfalls bedenklich. Wie soll die objektive Wahrheit jemals gewonnen werden, wenn Jeder sich bei seinem subjektiven Meinen beruhigen will? Consequent blieb sich freilich Goethe auch mit dieser Lehre. Sie war eine nothwendige Folge eines andern Satzes von ihm, daß „das Vernünftige stets in der Minorität bleibe". Zwischen der Denkweise der großen Menge und der einzelner ausgesuchter, hochbegünstigter Geister sah er eine unausfüllbare Kluft; und

---

*) In dem Aufsatze „Nachlese zu Aristoteles Poetik" aus dem Jahr 1826. Vergl. oben S. 659.

selbst die letztern erschienen ihm großentheils durch Ungleichartigkeit der ursprünglichen Anlagen, durch abweichenden Bildungsgang und dadurch bedingte Lebensanschauung so weit von einander geschieden, daß jeder Verständigungs- und Vereinigungsversuch ihm verlorne Mühe dünkte. Wir können diese Gesinnungsweise nur als eine Ausnahme bei einzelnen hohen Geistern billigen, deren Beruf es ist, durch Widerspruch und Polemik unbehelligt, freudig zu schaffen und aufzubauen; im Ganzen aber halten wir es mit Lessing und seiner Lust, den Geist am Geiste zu prüfen und zu messen, und mit seinem freudigen Vertrauen auf die Gemeinsamkeit der Vernunft und der Denkgesetze. Goethe war sich seiner gänzlichen Verschiedenheit von diesem Manne wohl bewußt. „Seine Sache war das Unterscheiden," sagte er zu Eckermann, „und dabei kam ihm sein großer Verstand auf das Herrlichste zu Statten. Mich selbst dagegen werden Sie ganz anders finden; ich habe mich nie auf Widersprüche eingelassen; die Zweifel habe ich in meinem Innern auszugleichen gesucht, und nur die gefundenen Resultate habe ich ausgesprochen."

Unsre Leser wissen bereits, was alles dazu beigetragen hat, diese Richtung in ihm zu begründen und zu befestigen. Seine einsame Erziehung, sein autodidaktisches Lernen, die ererbte Apprehension und Reizbarkeit für Widerspruch und Tadel, die sich in dem vom Schicksal, wie von den Menschen gleich zart und schonend Behandelten mit den Jahren verstärken mußte, das Gefühl, daß er ein zu großes Pfund zu verwalten, eine zu reiche Geistesfülle der Welt zu überliefern hatte, um sich lange in den labyrinthischen Krümmen des Zweifels

und der Polemik zu verweilen, — Alles wirkte nach Einem Ziele hin zusammen. Besonders aber waren es seine Erfahrungen, die er als Naturforscher gemacht hatte, was ihn auf seiner einsamen Bahn festhielt. Die ganze Zunft der Fachgelehrten, mit wenigen Ausnahmen, versagte fortdauernd seinen Leistungen in der Chromatik die Anerkennung, auf die er Anspruch zu haben glaubte; er selbst war nicht im Stande, seinen Irrthum zu erkennen; was blieb ihm übrig, als sich mit dem Gedanken zu trösten, daß das Vernünftige stets lange in der Minorität bleibe, und im Vertrauen auf eine gerechtere Zukunft stille seinen Weg fortzuwandeln? Je länger die Gleichgültigkeit der Mitwelt gegen seine Farbenlehre währte, um so mehr steigerte sich bei ihm der Glaube an die Bedeutung derselben; ja zuletzt ging seine Selbsttäuschung so weit, daß er Alles, was er in der Poesie geleistet hatte, dagegen als gering anschlug. „Um Epoche in der Welt zu machen," sagte er zu Eckermann, „dazu gehören bekanntlich zwei Dinge: erstens, daß man ein guter Kopf sei, und zweitens, daß man eine große Erbschaft thue. Napoleon erbte die französische Revolution, Friedrich der Große den schlesischen Krieg, Luther die Finsterniß der Pfaffen, und mir ist der Irrthum der Newton'schen Lehre zu Theil geworden. Die gegenwärtige Generation hat zwar keine Ahnung, was hierin von mir geleistet worden; doch künftige Zeiten werden gestehen, daß mir keineswegs eine schlechte Erbschaft zugefallen." So fehlte es also auch dem Manne, der sein ganzes Leben lang gerungen hatte, ehrlich und wahr gegen sich selbst zu sein, nicht an einer schwachen Seite, wo die entschiedenste Selbstverblendung ihn

beherrschte; und daß es wirklich seine schwache Seite war, darüber hätte ihn die Reizbarkeit, die sich hier zeigte, belehren können. So trug ihm Eckermann einst eine abweichende Ansicht über einen Punkt aus der Farbenlehre vor, welche Goethe später selbst billigen mußte. Aber im ersten Augenblicke verfinsterte sich sein erhaben heiteres Wesen, und er klagte über die ketzerischen Schüler, die ehe man sich's versehe, eine Secte zu gründen gedächten.

Von dieser allgemeineren Betrachtung zu der von Goethe's Schaffen und Treiben im J. 1829 zurückkehrend, werfen wir einen Blick auf die Lectüre, womit er sich jetzt von seinen Arbeiten abzuspannen pflegte. An neuen deutschen Schriften fand er immer weniger Freude. „Das Schwache," sagte er zu Eckermann, „ist ein Charakterzug unsers Jahrhunderts. Ich habe die Hypothese, daß es in Deutschland eine Folge der Anstrengung ist, die Franzosen los zu werden. Maler, Naturforscher, Bildhauer, Musiker, Poeten, es ist, mit wenigen Ausnahmen, alles schwach, und in der Masse steht es nicht besser." Aehnlich sprach er sich gleichzeitig in einem Briefe an Zelter (vom 12. Febr.) aus: „Die Tendenz der Zeit, Alles ins Schwache und Jämmerliche herunterzuziehen, geht immer mehr durch. Ich habe ein halb Dutzend Gedichte vorzuweisen, mir zu Lob und Ehren, wo ich aber eigentlich schon als ein selig Abgeschiedener behandelt bin. Am Ende wird noch, der neuesten Philosophie gemäß, Alles in Nichts zerfallen, ehe es noch zu sein angefangen." Aus der eigenen augenblicklichen Schwäche der Deutschen erklärte er sich denn auch ihre Neigung, das vergangene Große zu verherrlichen.

„Die jetzige Zeit,“ schrieb er im Mai an Zelter, „ist eigentlich enkomiastisch; sie will etwas vorstellen, indem sie das Vergangene feiert; daher die Monumente, Feste, die secularen Lobreden, und das ewige ergo bibamus, weil es einmal tüchtige Menschen gegeben hat.“ Kritische Schriften, die seine Wirksamkeit in freundlichem, „bejahendem“ Sinne betrachteten, waren ihm freilich immer eine willkommene Lectüre, weil sie ihn zu neuer Thätigkeit erfrischten. So las er noch stets mit großem Interesse Schubarth's Arbeiten, wie ihn früher die sinnesverwandten Schriften von Delbrück, Zauper und Kannegießer gefreut hatten. Von aller feindseligen Kritik dagegen nahm er jetzt weniger Notiz, als je. „Du meldetest einmal,“ schrieb er am Ende des Jahres an Zelter, „von einem Menzel (Wolfgang), der nicht auf das Freundlichste meiner in seinen Schriften gedacht haben soll. Ich wußte bisher weiter nichts von ihm; denn ich hätte viel zu thun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit diesem Kritikus sich verhält. Le Globe vom 7. Nov. macht mich hierüber deutlich, und es ist anmuthig zu sehen, wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unserer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren; die Nachbarn nehmen uns in Schutz.“

Die neueste Literatur eben dieser Nachbarn bildete jetzt seine Hauptlektüre, und mit Bewunderung äußerte er sich namentlich über Cousin, Villemain und Guizot.*) „Die

*) Vergl. G.'s W. Bd. 32, S. 437.

Einsicht, Umsicht und Durchsicht dieser Männer," sagte er zu Eckermann, „ist groß; sie verbinden vollkommene Kenntniß des Vergangenen mit dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts, was denn freilich Wunder thut." — „Statt des Voltaire'schen leichten oberflächlichen Wesens," sagte er ein andermal, „ist bei ihnen eine Gelehrsamkeit, wie man sie früher nur bei Deutschen fand. Und nun ein Geist, ein Durchdringen, ein Auspressen des Gegenstandes, herrlich! es ist als ob sie die Kelter träten. Sie sind alle drei vortrefflich, aber dem Herrn Guizot möchte ich den Vorzug geben, er ist mir der liebste." Nicht lange nachher rühmte er in einem Gespräche mit Soret Guizot's Solidität und aufgeklärten Liberalismus, der, über den Parteien stehend, seinen eigenen Weg gehe, und nannte ihn einen „weitsehenden, ruhigen, festhaltenden Mann, welcher der französischen Beweglichkeit gegenüber gar nicht genug zu schätzen sei". Villemain hielt er für oberflächlicher als Guizot, wenn gleich seine Rednergabe glänzender sein möge. Cousin könne uns zwar wenig Neues bieten, aber für die Franzosen sei er von großer Bedeutung und werde ihnen eine neue Richtung geben. Béranger's jüngste Gedichte fand er „ohne Zucht und Ordnung" und stimmte in Eckermann's Ansicht ein, daß seine Umgebung nachtheilig auf ihn gewirkt, und er seinen revolutionairen Freunden zu Gefallen manches gesagt habe, was er sonst nicht gesagt haben würde. Bourrienne's Memoiren las er zur Vergleichung mit Walter Scott's Werk über Napoleon, konnte aber bald darin nicht weiter, weil der Schriftsteller fortwährend „an dem frischgestickten, frühabgelegten Kaisermantel" zupfte. Ein literaturkundiger Engländer, der ihn

besuchte, las ihm unter andern englischen Dichtungen Byron's Himmel und Erde und Milton's Samson vor. In Milton fand er „den Ahnherrn Byron's", er sei ebenso grandiös und umsichtig wie der Enkel; aber während dieser schon in's Gränzenlose, in's wunderlichst Mannigfaltige gehe, erscheine jener einfach und stattlich. „Ich wüßte kein Werk anzuführen," heißt es in einem spätern Briefe an Zelter über den Samson, „welches den Sinn und die Weise der alten griechischen Tragödie so annähernd ausdrückte, und, sowohl in Anlage als Ausführung, eine gleiche Anerkennung verdiente." Gegen Ende des Jahres las er auch einmal wieder den Landprediger von Wakefield von Anfang bis zu Ende durch. „Es wäre nicht nachzukommen," schrieb er damals an Zelter, „was Goldsmith und Sterne gerade im Hauptpunkte der Entwickelung auf mich gewirkt haben. Diese hohe, wohlwollende Ironie, diese Billigkeit bei aller Uebersicht, diese Sanftmuth bei aller Widerwärtigkeit, diese Gleichheit bei allem Wechsel und wie alle verwandte Tugenden heißen mögen, erzogen mich auf's Löblichste, und am Ende sind es doch diese Gesinnungen, die uns von allen Irrschritten des Lebens wieder zurückführen."

Das Jahr 1830 setzte dieses ruhige Gleichgewicht der Seele, welches er jetzt nothgedrungen mehr als je zu behaupten suchte, den schmerzlichsten Proben aus, und bestätigte aufs Neue seinen Satz, daß lange leben Vieles überleben heiße. Er sah eine hochverehrte fürstliche Freundin, seinen geliebten, in der Vollkraft der Jahre blühenden Sohn, eine uralte Herrscher-Dynastie dahinsinken. Am 14. Februar starb die Großherzogin

Louise. Ganz Weimar gab sich der Trauer um den Verlust der edlen, geliebten Fürstin hin; nur Goethe schien davon unberührt zu bleiben. „Wohlan!“ sagte er in heitrer, gefaßter Stimmung zu Soret, der ihn zu trösten kam, „nehmen Sie Platz! Der Schlag, der uns lange gedroht, hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewißheit zu kämpfen. Wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurecht setzen.“ Allein am nächsten Tage fand ihn Soret betrübt und gedankenvoll und dem Gefühl der großen Lücke hingegeben, welche der Tod in ein fünfzigjähriges, freundschaftliches Verhältniß gerissen hatte. „Ich muß mit Gewalt arbeiten,“ sagt er, „um mich oben zu halten und in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn, ungeachtet aller Erfahrung, bei einem uns theuern Gegenstande nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt. Er ist gewissermaßen eine Unmöglichkeit, die plötzlich zur Wirklichkeit wird.“

Kurz vor dem Trauerfalle war er veranlaßt gewesen, die Tage, wo sich das Verhältniß zur Fürstin angeknüpft hatte, lebhaft in's Gedächtniß zurückzurufen. Er hatte am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung geschrieben, und zwar „die jugendliche Glücks- und Leidensgeschichte seiner Liebe zu Lili“. Nun fügte es der Zufall, daß eben jetzt, in der ersten Trauerzeit, eine nahe Verwandte der Jugendgeliebten, ein Fräulein von Türkheim, in Weimar anwesend war, die eine ähnliche Anziehungskraft auf die ganze Umgebung aus-

übte, wie einst Lili. Goethe sah sie, weil er in dem gegenwärtigen Gemüthszustande die Einsamkeit suchte, nur selten, und bedauerte nach ihrer Abreise, sie nicht öfter eingeladen zu haben, „um die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen". Er gestand bei dieser Gelegenheit seinem Freunde Soret, daß er die Geschichte jener Liebe längst würde geschrieben und herausgegeben haben, wenn ihn nicht gewisse zarte Rücksichten gegen die damals noch lebende Geliebte abgehalten hätten. Auch behauptete er, Lili sei die Erste gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt habe, und zugleich die Letzte; denn alle Neigungen seines fernern Lebens hätten ihn, mit dieser verglichen, nur leicht und oberflächlich berührt. „Ich war," fuhr er fort, „meinem eigentlichen Glücke nie so nahe, als in der Zeit meiner Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns aus einander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich, — und doch ging sie mir verloren!" Das Dämonische, dem er eine so große Macht im Leben zuschrieb, meinte er, sei in jenem Verhältnisse besonders wirksam gewesen und habe seine Herkunft nach Weimar entschieden.

Das wirksamste Heilmittel gegen seinen Schmerz fand Goethe jetzt, wie immer, in angestrengter Arbeit. Er vertiefte sich in seinen Faust, namentlich in die classische Walpurgisnacht, in dem Grade, daß er selbst die früher mit so großem Eifer gelesenen Zeitschriften, den Globe und den Temps, so wie die Nummern unter Kreuzband bei ihm ankamen, uneröffnet bei Seite legte, und sich nur durch seine Freunde von den wichtigsten Weltereignissen in Kenntniß erhielt. „In durch-

aus productiven Epochen," berichtet uns Soret,*) „liebt Goethe die Lectüre überhaupt nicht, es wäre denn, daß sie als etwas Leichtes und Heiteres ihm zu wohlthätigem Ausruhen diente, oder auch, daß sie mit dem Gegenstande, den er eben unter Händen hat, in Harmonie stände und dazu behülflich wäre. Er meidet sie dagegen ganz entschieden, wenn sie so bedeutend und aufregend wirkt, daß sie seine ruhige Production stören und sein thätiges Interesse zersplittern und ablenken könnte." Das Letztere war jetzt mit dem Globe und Temps der Fall. „Ich sehe," sagte Goethe, „es bereiten sich in Paris bedeutende Dinge vor; wir sind am Vorabend einer großen Explosion. Da ich aber darauf keinen Einfluß habe, so will ich es ruhig abwarten, ohne mich von dem spannenden Gang des Drama's unnützer Weise täglich aufregen zu lassen."

Aber, wenn er auch nicht wollte, so mußte er doch immer wieder seine Aufmerksamkeit dem regen Geistesleben in Paris zuwenden. Der Bildhauer David schickte ihm dorther zu Anfange des März eine große Kiste, deren Inhalt ihn höchlich erfreute. Es waren Gyps = Medaillons mit den Profilen der vorzüglichsten jungen Dichter und sonstiger interessanten Persönlichkeiten Frankreichs, sieben und fünfzig an der Zahl, und außerdem Autorgeschenke der ausgezeichnetsten Talente der romantischen Schule, die in beigefügten Briefen ihm als ihrem geistigen Oberhaupte huldigten. Eckermann sah darunter Werke

---

*) Die im dritten Theile von Eckermann's Gesprächen oben beim Datum mit einem * bezeichneten Abschnitte hat der Herausgeber nach einem Manuscript von Soret bearbeitet.

von St. Beuve, Ballanche, Victor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin u. A. „Die jungen Dichter," sagte Goethe zu ihm am 14. März, „beschäftigen mich nun schon die ganze Woche, und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen empfange, ein neues Leben. Die Medaillons ward er nicht müde mit seinen Freunden zu betrachten; Merimée's Kopf erschien so verwegen, als sein Talent, Victor Hugo, Alfred de Vigny, Emile Deschamps, zeigten reine, freie und heitere Züge; das kräftige Bild von Fabrier erinnerte an Menschen früherer Jahrhunderte. Erfreuliche Erscheinungen waren auch die Portraits der Dem. Gay, der Mad. Tastü u. a. junger Schriftstellerinnen.

Während Goethe in den folgenden Monaten seiner stillen Thätigkeit hingegeben war, die nur mitunter durch einen Besuch, besonders durch einen vierzehntägigen Aufenthalt von Felix Mendelssohn (vom 20. Mai bis zum 3. Juni) und ein kürzeres Einsprechen des Geheimraths Beuth aus Berlin (am 31. Mai) freundlich unterbrochen wurde: bereitete sich in Paris die große politische Katastrophe vor, die Karl X. vom Throne stürzte. Die Nachrichten von der begonnenen Juli-Revolution gelangten am 2. August nach Weimar und setzten Alles in Aufregung. Soret ging im Laufe des Nachmittags zu Goethe. „Nun?" rief ihm dieser entgegen; „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulcan ist zum Ausbruch gekommen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!" — „Eine furchtbare Geschichte!" erwiederte Soret. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium Anderes

erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde?" — „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester!" entgegnete Goethe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge! Ich rede von dem in der Academie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cüvier und Geoffroy de Saint-Hilaire." — Diese Aeußerung Goethe's kam für Soret so durchaus unerwartet, daß er während einiger Minuten einen völligen Stillstand in seinen Gedanken verspürte. „Die Sache ist von der höchsten Bedeutung," fuhr Goethe fort, „und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des 19. Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy de Saint-Hilaire einen mächtigen Alliirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem, trotz der furchtbaren politischen Aufregung, die Sitzung des 19. Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy in Frankreich eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist. Die Angelegenheit ist durch die freien Discussionen in der Academie, in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden; sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein! — Ich habe mich seit fünfzig Jahren in

dieser großen Angelegenheit abgemüht, anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister ... Jetzt ist nun auch Geoffroy de Saint-Hilaire entschieden auf unserer Seite, und mit ihm alle seine bedeutenden Schüler und Anhänger in Frankreich. Dieses Ereigniß ist für mich von ganz unglaublichem Werth, und ich jubele mit Recht über den endlich erlebten allgemeinen Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich die meine ist."

Dieser Triumph war ihm denn auch ein Trost für die Gleichgültigkeit, womit man sich gegen seine Farbenlehre benahm. Bisweilen schien er doch ganz an der Möglichkeit ihres Erfolges zu verzweifeln. Noch vor Kurzem hatte er gegen Soret geäußert: „Die Irrthümer meiner Gegner sind seit einem Jahrhundert zu allgemein verbreitet, als daß ich auf meinem einsamen Wege hoffen könnte, noch diesen oder jenen Gefährten zu finden. Ich werde allein bleiben! — Ich komme mir oft vor, wie ein Mann in einem Schiffbruch, der ein Brett ergreift, das nur einen Einzigen zu tragen im Stande ist. Dieser Eine rettet sich, während alle Uebrigen jämmerlich ersaufen."

Mit gesteigertem Fleiße setzte Goethe, trotz aller politischen Aufregung, welche die Welt ergriffen hatte, in den nächsten Monaten seine Arbeiten fort, „kaum sein kleines Hinterzimmer verlassend," wie er an Zelter schrieb, „Tag und Nacht beschäftigt, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren." Da traf ihn in der ersten Hälfte des Novembers eine erschütternde Trauerpost. Sein einziger Sohn August war am 22.

April, in Eckermann's Begleitung, nach Italien abgereist. Die ersten Briefe, die er über die Alpen her schickte, waren erfreulich; er hatte Mailand und die Lombardei mit frohem Antheil beschaut und war in gleicher Stimmung bis Venedig und nach Mailand zurückgekommen. Sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für Natur und Kunst; er fand sich glücklich in Anwendung und Erweiterung seiner früher gewonnenen, mannigfachen Kenntnisse. So ging die Reise fort bis Genua, wo er mit einem alten Freunde, dem Engländer Sterling, der Goethe's Verhältniß zu Byron vermittelt hatte, zusammentraf. Hier trennte sich Eckermann von ihm, der plötzlich von unüberwindlicher Sehnsucht ergriffen ward, nach Deutschland zurückzukehren und das Manuscript seiner bisherigen Gespräche mit Goethe zu vollenden. Am 25. Juli nahmen sie auf der Straße in Genua den letzten Abschied von einander. Auf dem Wege nach Spezzia brach August von Goethe, bei einem Umsturz des Wagens, das Schlüsselbein und mußte vier Wochen in Spezzia darniederliegen. Allein auch dieses Unheil, so wie eine sich hinzugesellende Hautkrankheit, überstand er mit männlich gutem Humor. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara, einen längern in Florenz benutzte er musterhaft. Von Livorno mit dem Dampfboot abgereist, landete er, nach bedenklichem Sturm, an einem Festtage in Neapel, und fand dort an dem wackern Künstler Zahn den erwünschtesten Führer. In seiner Gegenwart begann man am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser von Pompeji, welches dem Tage zu Ehren den Namen Casa di Goethe erhielt. Allein

von jetzt an deuteten August's Briefe auf eine gewisse Hast, eine krankhafte Exaltation, wenn er sich gleich in sorgfältigem Beobachten und Aufzeichnen ziemlich consequent blieb. Eine Schnellfahrt nach Rom konnte die schon sehr aufgeregten Nerven nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme, die er bei dortigen deutschen Männern und ausgezeichneten Künstlern fand, schien er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wo sein Vater, vor seiner Geburt, in dichterischen Träumen sich seinen Ruheplatz gewünscht hatte.

Eckermann erhielt die Nachricht von seinem Tode auf dem Heimwege und war äußerst besorgt, daß Goethe in seinem hohen Alter den Sturm väterlicher Empfindungen nicht überstehen möchte. Wie erstaunte er, als er am 23. Nov. Abends ihm gegenüber trat! Aufrecht und fest stand der Greis vor ihm und schloß ihn liebevoll in seine Arme. Dann setzte er sich, anscheinend durchaus ruhig und heiter, hin und sprach über Mancherlei, nur mit keiner Sylbe über den Sohn.*) An Zelter hatte er zwei Tage vorher geschrieben: „Nemo ante obitum beatus ist ein Wort, das in der Weltgeschichte figurirt, aber eigentlich nichts sagen will. Sollte es mit einiger Gründlichkeit ausgesprochen werden, so müßte es hei-

*) Der Kanzler von Müller hatte ihm die traurige Nachricht überbringen müssen, und war gleichfalls über seine Fassung und Ergebenheit erstaunt. „Non ignoravi me mortalem genuisse“, rief Goethe aus, während seine Augen sich mit Thränen füllten.

ßen: Prüfungen erwarte bis zuletzt. Dir hat es, mein Guter, nicht daran gefehlt, mir auch nicht; und es scheint, als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, Arterien, Venen und andern daher abgeleiteten Organen, sondern aus Draht zusammengeflochten ... Hier nun kann allein der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles Andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die nothwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

Aber die Natur behauptete ihr Recht gegen den eisernen Willen. In der Nacht vom 25. auf den 26. Nov. wurde Goethe von einem heftigen Blutsturz befallen und war den ganzen Tag nicht weit vom Tode; er verlor, einen Aderlaß eingerechnet, sechs Pfund Blut. Seine vortreffliche Constitution, verbunden mit der großen Kunst seines Arztes, des Hofraths Vogel, ließ ihn noch einmal, und auffallend rasch genesen. „Noch ist das Individuum beisammen und bei Sinnen. Glück auf!" schrieb er am 29. Nov. schon an Zelter und bestellte sich zum Mittage einen Kalbskopf. Zelter, über die Freudenbotschaft entzückt, commandirte Abends sein Oratorium, „wie Moses mit dem Wunderstabe", ließ sich gleichfalls einen Kalbskopf braten, und meinte, da des Erkundigens nach dem Kranken kein Ende sei, so möchte leicht ein Schock Kalbsköpfe und drüber an dem Tage in Berlin verspeis't worden sein. In kurzer Zeit völlig wieder hergestellt, konnte Goethe das Jahr 1830 in gewohnter Thätigkeit beschließen.

Ueberschauen wir die dießjährigen Früchte derselben, so tritt uns vor Allem die Fortsetzung des zweiten Theils von Faust entgegen. In den beiden ersten Monaten wuchs das Manuscript der classischen Walpurgisnacht zu einer bedeutenden Stärke heran; aber zu Anfange des März mußte er sie zurücklegen, um die letzte Lieferung seiner sämmtlichen Werke fertig zu machen. Im Juli berichtete er an Eckermann nach Jena, daß „die Lücken und das Ende der classischen Walpurgisnacht glücklich erobert seien", und somit waren die drei ersten Acte des Faust vollkommen fertig und die Helena mit dem Vorhergehenden verbunden. Im December nach der Genesung von dem Blutsturz, wandte er sogleich seine Hauptkraft auf den ersten Act. Gleichzeitig fuhr er am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung fort, dem noch immer die letzte Vollendung fehlte. Im Laufe des Jahres war außerdem ein biographisches Einzelgemälde aus einer Periode seines Lebens entstanden, worüber er keine zusammenhängenden Concessionen wagte, die Beschreibung des Luisenfestes.*) Sie findet sich in den neuesten Ausgaben seiner Werke unter den „biographischen Einzelnheiten".**)

Zu den kleinern Gedichten brachte das J. 1830 nur einen spärlichen Nachwuchs. Das Johanni-Maurerfest rief das Gedicht „Dem würdigen Bruderfeste" ***) hervor. Am

---

*) Vergl. Thl. II, S. 360 ff.

**) Bd. 27, S. 481 ff.

***) Bd. 6, S. 10.

Vorabend des Tages vor fünfzig Jahren war Goethe zu Weimar in der Loge aufgenommen worden. „Die Herren," schrieb er an Zelter mit Uebersendung des Gedichtes, „haben mit der größten Artigkeit diese Epoche behandelt, und ich erwiederte am andern Tage freundlich ihre Gesinnung." Boas bringt in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken unter dem Titel „Babylonische Sprachverwirrung" vier Epigramme oder Xenien, die Goethe, nach der Versicherung einer hochgestellten in des Dichters Kreisen einheimischen Dame zu der Zeitschrift Chaos*) gespendet haben soll. Sie persifliren die damals in Weimar herrschende Mode, in Gesellschaften drei bis vier fremde Sprachen zu reden. Dieselben Nachträge enthalten einige Verse an Mad. Schröder-Devrient: „Adler mit der Lyra nach oben strebend." Goethe besaß mehrere sinnige Embleme zu Denk- und Stammbuchsblättern, die er gelegentlich mit einem passenden Verse zu begleiten pflegte. Der gefeierten Sängerin, die ihn um ein An-

---

*) Die Zeitschrift, von Goethe's Schwiegertochter gegründet, war sehr origineller Art. Nur Mitarbeiter bekamen ein Exemplar und durften es nicht einmal herumzeigen. Jeder, der lesen wollte, mußte sich also zum Schreiben entschließen; doch brauchte er seinen Namen nicht zu nennen, den gewöhnlich nur die verschwiegene Redacteurin erfuhr. Das Chaos brachte frische Anregung ins Weimarische Leben; auch Goethe spendete manche anmuthige Gabe dazu, so unter andern die Gedichte „An Sie" aus dem Jahr 1829 (s. G.'s W. Bd. 6, S. 122 ff.) Vergl. Gespräche mit Eckermann **III**, 336.

denken hat, übergab er ein Blatt, den leiertragenden Adler darstellend, mit dem erwähnten Denkspruche. Auf dasselbe Emblem beziehen sich in Goethe's Werken die ersten Gedichte zu Bildern. Dann gehört noch diesem Jahre die Parabel „Ich trat in meine Gartenthür" an, eine Satire auf die Originalitätssüchtigen, die immer von Neuem beginnen wollen, statt sich an dem bereits von Andern Geleisteten zu freuen und an dasselbe anzuknüpfen.

Die Kunst-Rubrik bereicherte sich durch zwei neue Aufsätze. Der erstere: „Christus, nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeschlagen",*) wurde veranlaßt durch einen Christus mit zwölf Aposteln, deren Figuren monoton und geistlos behandelt waren. „Der eine Apostel," sagte Goethe zu Eckermann am 16. März, indem er ihm die Gruppe zeigte, „ist immer ungefähr wie der andere, und die wenigsten haben Leben und Thaten hinter sich, um ihnen Charakter und Bedeutung zu geben. Ich habe mir bei dieser Gelegenheit den Spaß gemacht, einen Cyklus von zwölf biblischen Figuren zu erfinden, wo jede bedeutend, jede anders, und daher jede ein dankbarer Gegenstand für den Künstler ist." Er entwickelte ihm sodann seine Idee, die im Wesentlichen mit der im obigen Aufsatz ausgeführten übereinstimmt. Der zweite Aufsatz berichtet über Zahn's Ornamente und Gemälde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä.**) Wie

---

*) G.'s W. Bd. 31, S. 292 ff.

**) Ebendas. S. 247 ff.

lebhaft der Antheil war, den er an Zahn's, wie an Ternita's Arbeiten nahm, ist uns aus Früherm bekannt.

Ein Ausfluß der mächtigen Aufregung, in welche ihn der wissenschaftliche Streit in der Academie zu Paris versetzt hatte, ist der erste Abschnitt des Aufsatzes über Geoffroy's de St. Hilaire Principes de Philosophie Zoologique.*) Er ist datirt: „Weimar, im Sept. 1830", und erschien zuerst in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, mit denen Goethe seit einem Besuche des Prof. von Henning (in der letzten Hälfte Juli's) als Mitarbeiter in Verbindung getreten war. Eben dahin sandte er eine Recension der Briefe eines Verstorbenen,**) worin sich abermals kund gibt, wie bereitwillig Goethe auch in der deutschen Literatur das Frische und Tüchtige, wo es nur immer hervortrat, anerkannte. Ein Beweis, daß sein Interesse durchaus Entgegengesetztes umfaßte, ist die Recension von Krummacher's Predigten: „Blicke in's Reich der Gnade.***) Er nennt diese Vorträge „narkotische Predigten, die sich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen." Endlich gehört noch in das Jahr 1830 das Vorwort zu Schiller's Leben aus dem Englischen von T. Carlyle,†) worin unter Anderm ein Paar Briefe Carlyle's an Goethe mitgetheilt sind.

*) G.'s W. Bd. 40, S. 488.

**) Ebendas. Bd. 32, S. 370 ff.

***) Ebendas. S. 375 ff.

†) Ebendas. Bd. 33, S. 170 ff.

Zwanzigstes Capitel.

Das Jahr 1831. Lectüre. Kunstgenüsse. Neue Ausgabe der Metamorphose der Pflanze. Ueber die Spiraltendenz der Vegetation. Vollendung des zweiten Theils des Faust. Letzter Geburtstag in Ilmenau gefeiert. Gedicht an die neunzehn Freunde in England. Vierter Theil von Wahrheit und Dichtung beendigt. Lectüre. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abschnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de Saint-Hilaire. Letzte Krankheit. Goethe's Tod.

„Wenn einer, wie ich," sagte Goethe im Mai 1831 zu Eckermann, „über die achtzig hinaus ist, so hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden, und daran denken, sein Haus zu bestellen." In diesem Sinne finden wir ihn weiterhin bis zum Tode häufig „ein testamentarisches und codicillarisches Leben führen", wie er an Zelter schrieb, „damit der ihn umgebende Körper des Besitzthums nicht allzuschnell in die niederträchtigsten Elemente, nach Art des Individuums selbst, sich auflöse". Am nächsten lag ihm natürlich seine literarische Hinterlassenschaft am Herzen. Er bestellte Eckermann zum Herausgeber derselben und entwarf eine ausführliche schriftliche Instruction, wornach dieser zu verfahren hätte. Der Briefwechsel mit Zelter wurde an Riemer zur Redaction und späteren Herausgabe übertragen. Doch war ihm Goethe selbst oft mit Rath und That zur Hand, weil ihm besonders darauf ankam, „alles Auffallende und Beleidigende zu tilgen, ohne daß dadurch der Derbheit und Tüch-

tigkeit Eintrag geschähe.“ Er ließ sich an den Winterabenden durch seine Schwiegertochter Ottilie daraus vorlesen, wo sich denn, wie er an Zelter schrieb, „der anmuthigste Gegensatz von einem Lebe-, Lust- und Reisenmann und immerfort werkthätigen Künstler, gegen einen mehr oder weniger stationären, nachdenklichen, die Gegenwart aufopfernden, der Zukunft sich widmenden Freund gar artig hervorthat.“

An ein gänzliches Aufopfern der Gegenwart war indeß bei ihm nicht zu denken. Worin er immer einen hohen Genuß gefunden, in der Betrachtung trefflicher Werke der bildenden Kunst, und in der Lectüre bedeutender Schriften fand er auch jetzt seine liebste Erholung. So ergötzte er sich im Januar 1831 an den „Abenteuern des Doctor Festus“, leichten Federzeichnungen von Töpfer in Genf, die auf ihn vollkommen den Eindruck eines komischen Romans machten. Gleichzeitig las er mit großem Interesse die Römische Geschichte von Niebuhr, deren zweiten Theil er am Ende des vorigen Jahres vom Verfasser mit einem schönen Briefe hatte zugesandt erhalten. Er gestand Zelter'n, daß hiebei Niebuhr es eigentlich sei, und nicht die Römische Geschichte, was ihn beschäftige. „So eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise,“ schrieb er, „ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämmtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an; aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die complicirten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleich gewissenhafte Weise zu verfahren.“ Dankbar für die erhaltene Anregung bereitete er sich schon, dem Verfasser eine

freundliche Erwiederung zu senden, da traf ihn unerwartet die Nachricht von dem Tode desselben.

Im März, wo ihn ein mehrwöchentliches Unwohlsein *) zu einsamem Leben nöthigte, vertiefte er sich in die Lectüre Walter Scott's, den er außerordentlich hoch stellte. „Walter Scott," sagte er nach der Lesung Ivanhoe's zu Eckermann, „ist ein großes Talent, das nicht seines Gleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er gibt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat." Dagegen brauchte er im Juni, wo er durch einen hartnäckigen Katarrh, der alle eigene Production verwehrte, wieder zum Lesen gebracht wurde, nicht geringe Geduld, um sich durch die Schrecknisse der neuesten französischen Romanliteratur durchzuarbeiten. „Es ist eine Literatur der Verzweiflung," schrieb er an Zelter. „Um augenblicklich zu wirken — und das wollen sie doch, weil eine Ausgabe auf die andere folgen soll — müssen sie das Entgegengesetzte von Allem, was man den Menschen zu einigem Heil vortragen sollte, dem Leser aufdringen, der sich zuletzt nicht mehr zu retten weiß. Das Häßliche, das Abscheuliche, das Grausame, das Nichtswürdige, mit der ganzen Sippschaft des Verworfenen, in's Unmögliche zu überbieten, ist ihr satanisches Geschäft. Man darf und muß wohl sagen Geschäft; denn es liegt ein gründliches Studium alter Zeiten, vergangener Zustände, merkwürdiger Verwickelungen und un-

---

*) S. Gespräche mit Eckermann **III**, 350.

glaublicher Wirklichkeiten zum Grunde, so daß man ein solches Werk weder leer noch schlecht nennen darf." Indem er so in die neuere französische Literatur hineingezogen ward, suchte er sich auch die Lehre und das Treiben der St. Simonisten klar zu machen. Er fand, daß die an der Spitze dieser Secte stehenden Männer gescheite Köpfe seien, welche die Mängel unsrer Zeit wohl erkannt hätten und das Wünschenswerthe zu bezeichnen verständen; sobald sie sich aber anmaßen wollten, das Unwesen zu beseitigen und das Wünschenswerthe in's Leben zu rufen, hinke es überall. „Die Narren bilden sich ein," schrieb er an Zelter, „die Vorsehung verständig spielen zu wollen, und versichern, Jeder solle nach seinem Verdienst belohnt werden, wenn er sich mit Leib und Seele, Haut und Haar an sie anschließt!"

Eine erquickliche Abspannung gewährte ihm dann wieder zwischen solcher Lectüre die Betrachtung von Gegenständen bildender Kunst, die man ihm fortdauernd von allen Seiten zusandte. So hatte ihm Eckermann von einer Reise eine kleine Büste Napoleons von Opalglas mitgebracht, die, wenn man sie der Sonne entgegenhielt, von allen Prachtfarben sämmtlicher Edelsteine erglühte. Neureuther, der vier Hefte Randzeichnungen zu seinen Parabeln und Gedichten veröffentlicht hatte, verehrte ihm in Folioformat, mit der Feder gezeichnet, heiter colorirt, ein schönes Bild, wozu die Parabel „Ich stand in meiner Gartenthür" der Text war. Von seinem Freunde, dem Baron von Reutern, erhielt er ein von dessen Hand ausgeführtes treffliches Aquarellgemälde, ferner eine mit vorzüglichen Miniaturbildern in Gold und Farben umgebene

Tafel, Lebensereignisse des Freundes darstellend, mit einer in der Mitte zu einer Inschrift freigelassenen Stelle. Goethe füllte diese mit drei Strophen „April 1831" überschrieben, aus, die wir jetzt in den „Zuschriften an Personen" wiederfinden.*) Am 13. August meldete er Zelter'n die Ankunft seiner colossalen Marmorbüste von David, welche dieser 1829 modellirt hatte. In dem Begleitschreiben hieß es: „Es war mir das unverdiente Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Geschenk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unsrer Epoche; sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden!" Nach Goethe's Bestimmung wurde die Büste im Saal der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt; an dem letzten Geburtstage, den er erlebte, befreite man sie in feierlicher Weise von dem Schleier, der sie bis dahin verhüllte. Große Freude bereitete ihm Zelter durch Uebersendung mehrerer Blätter seines Großonkels von mütterlicher Seite, des geschätzten Kupferstechers G. Fr. Schmidt. Goethe schickte ihm dankend eine von ihm selbst angefertigte Verdeutschung der den Künstler betreffenden Stelle aus der Calcografia da Giuseppe Longhi.**)

---

*) G.'s W. Bd. 6, S. 144 f.

**) Briefw. mit Zelter, Bd. 6, S. 286—289.

Es wäre aber ein Irrthum zu glauben, daß Goethe über solchen Kunstgenüssen gegen sein Lebensende hin aller fernern Productivität entsagt habe, vielmehr griff er ungesäumt, sobald es sein Befinden gestattete, seine Arbeiten wieder an; denn es blieben immer noch einige schwere Steine bergan zu wälzen, vor allen der zweite Theil des Faust, und der vierte Theil von Wahrheit und Dichtung. Daneben beschäftigte ihn seit dem Dornburger Aufenthalte wieder lebhafter das Studium der Botanik; und so widmete er auch der neuen Ausgabe der Metamorphose der Pflanzen mit Soret's französischer Uebersetzung eine große Sorgfalt. „Wir beschäftigen uns," sagte er darüber im Februar zu Eckermann, „mit dieser Uebersetzung schon länger als seit einem Jahre; es sind tausend Hindernisse dazwischen getreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem, im Laufe dieser Zögerungen, außerhalb, bei andern trefflichen Menschen Dinge herangereift sind, die jetzt, als das schönste Wasser auf meine Mühle, mich über alle Begriffe weiter bringen, und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen, es weiter erklären zu wollen." Einen Monat später äußerte er über die unterdeß gut fortgeschrittene Arbeit: „Es wird ein merkwürdiges Buch werden, indem darin

die verschiedensten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich lasse darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforschern eintreten, wobei es erfreulich ist zu sehen, daß sich jetzt in Deutschland unter den Bessern ein so guter Styl gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der Eine redet oder der Andere." Ende März hatte er die Arbeit „so gut wie abgeschlossen". Ueber derselben hatte er die durch von Martius im Einzelnen nachgewiesene Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz sich an das der Metamorphose genau anschloß, mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, woraus seine Abhandlung über die Spiraltendenz der Vegetation hervorging. Auch mit dieser war er gegen Ende März beinahe fertig.

Was den zweiten Theil des Faust betrifft, so gibt uns über den Stand dieser Arbeit zu Anfange des Jahres 1831 ein Brief an Zelter (vom 4. Januar) Auskunft. „Die zwei ersten Akte," schrieb Goethe, „sind fertig. Helena tritt zu Anfang des dritten Aktes nicht als Zwischenspielerin; sondern als Heroine ohne Weiteres auf. Der Decurs dieser dritten Abtheilung ist bekannt; in wiefern mir die Götter zum vierten Akt helfen, steht dahin. Der fünfte bis zum Ende des Endes steht auch schon auf dem Papier. Ich möchte diesen zweiten Theil des Faust vom Anfang bis zum Bacchanal (am Ende der Helena) wohl einmal der Reihe nach weglesen. Vor dergleichen pflege ich mich aber zu hüten. In der Folge mögen es Andere thun, die mit frischen Organen dazu kommen, und sie werden etwas aufzurathen finden." Aus den Gesprächen mit Eckermann sehen wir, daß er am 11. Februar

den vierten Akt angegriffen hatte, und am 13. ihm der Anfang schon nach Wunsch gelungen war. „Ich werde nun," sagte er damals zu Eckermann, „diese ganze Lücke von der Helena bis zum fertigen fünften Akt durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen, und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuthen." Er ließ das ganze Manuscript des zweiten Theils heften und die Stelle des fehlenden vierten Aktes mit Papier ausfüllen, um durch das Fertige zur Vollendung des Uebrigen gereizt zu werden. „Es liegt in solchen sinnlichen Dingen," sagte er, „mehr, als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hülfe kommen." Dennoch verzog sich, vorzüglich wohl wegen eingetretenen Unwohlseins, die Ausführung des vierten Aktes noch eine geraume Zeit. Zu Anfang Mai's finden wir ihn mit dem gleichfalls noch fehlenden Anfange des fünften Aktes beschäftigt, den er am 6. Juni Eckermann fertig vorlegte. Die nächsten Wochen verwandte er nun mit entschlossenem Fleiße, zur rechten Zeit sich des Spruches erinnernd: *)

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

auf die Vollendung des vierten Aktes, so daß er schon am 20. Juli seinem eben in Karlsbad weilenden Freunde Meyer den endlichen Abschluß des ganzen Faust melden konnte. So hatte er den fest gefaßten Vorsatz, das Werk vor seinem Ge-

*) Briefe an und von Goethe, herausgeg. von Riemer, S. 174.

burtstage zu beendigen, glücklich ausgeführt, und nachdem er noch einige Kleinigkeiten nachgebessert hatte, nahm er um die Mitte August sich ein Herz, das Ganze zu versiegeln, damit er nicht etwa noch hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme. Dieses Ziel, wornach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich: „Mein ferneres Leben," sagte er zu Eckermann, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk betrachten, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

So durfte er denn mit befreitem Gemüthe den letzten Besuch seines Freundes Zelter (vom 22.—26. Juli), und die zweiundachtzigste Wiederkehr seines Geburtstages genießen, gleichfalls die letzte, die ihm das Schicksal beschieden hatte. Da er voraussehen konnte, daß dieser Tag in Weimar wieder festlich werde begangen werden, so beschloß er sich auf einige Zeit zu entfernen. Dergleichen Huldigungen, schrieb er an Zelter, werde ihm mit jedem Jahre unmöglicher persönlich abzuwarten. Je älter er werde, desto mehr erscheine ihm sein Leben lückenhaft, während es Andere als ein Ganzes zu behandeln beliebten und sich daran ergötzten. Er machte mit seinen Enkeln einen Ausflug nach dem alten, geliebten Ilmenau, wo er in frühern Jahren so Manches geschaffen, und brachte dort sechs Tage, die schönsten des ganzen Sommers, zu. Indem er hier sinnende Blicke in die Vergangenheit zurückwarf, trat das Gelungene erheiternd vor die Seele, während das Mißlungene vergessen und verschmerzt war. Bei dem Gedanken an so vieles Entschwundene tröstete ihn, nach seiner Weise, der Blick auf all das Fortdauernde um ihn her. „Die Men-

schen," schrieb er später an Zelter, „lebten alle nach wie vor, ihrer Art gemäß, vom Köhler bis zum Porzellanfabrikanten. Eisen ward geschmolzen, Braunstein aus den Klüften gefördert u. s. w." Er führte seine Enkel in die Kohlenbrennerhütten, machte sie auf den Bergbau aufmerksam, und verkehrte selbst viel mit den Bergbeamten, besonders mit dem Rentamtmann Mahr, der sich ihm für Bereicherung seiner mineralogischen Sammlungen hülfreich bewiesen hatte. Mit dem Letztern fuhr er am Vorabend seines Geburtstags die Straße nach dem Gickelhahn hinan, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht mit der Inschrift „Ueber allen Gipfeln ist Ruh u. s. w." *) Am Ende der Fahrstraße ausgestiegen, ließ Goethe seine Blicke über das reizend ausgebreitete Thal mit Entzücken, aber auch mit wehmüthiger Rückerinnerung schweifen. „Ach," rief er aus, „wenn das doch unser guter Großerzog noch einmal hätte mitgenießen können!" Dann eilte der Hochbejahrte mit jugendlicher Rüstigkeit durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhause und stieg, die Unterstützung seines Begleiters freundlich ablehnend, die Treppe desselben hinauf. Als er vor der Inschrift stand, und das zwischen Damals und Jetzt liegende volle und reiche Leben in

---

*) Vergl. Thl. II, S. 519 f. Die dort mitgetheilte Form des Gedichtes beruht auf einem Irrthum, zu dem mich die Schrift von Falk verleitete. Die Inschrift lautet, wie die Verse in Goethe's Werken (Bd. 1, S. 78 f. mit Ausnahme von „Vögel" statt „Vögelein" in V. 6), und darunter stehen die Data: 7. Sept. 1783, Renov. 29. Aug. 1813.

flüchtigem Zuge an seiner Seele vorübergehen mochte, konnte er seine Rührung nicht mehr bewältigen. Er las die seelenvollen Worte laut vor sich hin, und trocknete sich die reichlich hervorquellenden Thränen, mit Nachdruck die ahnungsvollen Schlußworte wiederholend: „Ja, warte nur, balde ruhest du auch!“ Tiefbewegt überblickte er noch einmal die waldigen Höhen, wiederholt in warmen Ausdrücken des vorangegangenen fürstlichen Freundes gedenkend, und kehrte dann rasch wieder zurück.

Doch selbst in Ilmenau konnte er einer öffentlichen Feier seines Geburtstages nicht ganz entgehen. In der Morgenfrühe begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen der Choralgesang „Nun danket Alle Gott“, wofür er, sichtlich ergriffen, in herzlichen Worten seinen Dank aussprach. Zum Mittag hatte der Oberforstmeister von Fritsch ein Festmahl veranstaltet, wobei sich Goethe heiter und lebendig in der Unterhaltung zeigte. Am Abend wurden Musikstücke vorgetragen und von den Bergleuten ein althergebrachtes kleines humoristisches Bergmannsdrama aufgeführt.

Unter den Festgaben, welche er nach der Heimkehr in Weimar zu seinem diesmaligen Geburtstage eingelaufen fand, freute ihn besonders ein Geschenk von neunzehn Engländern und Schotten, gleichsam eine Huldigungsbezeugung einer ganzen Nation, durch angesehene literarische Vertreter dargebracht. Es bestand in einem großen Petschaft für den Schreibtisch. Auf einem schönen grünlichen Stein war der bekannte Schlangenkreis eingegraben, innerhalb dessen um einen Stern die Inschrift stand: „Ohne Rast doch ohne Hast.“ Der Stein war in

einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Gold gefaßt, worauf sinnbildliche Verzierungen in erhabener Arbeit waren, zumal mit farbiger Email bedeckt, nebst der Inschrift: „From Friends in England to the German Master.“ In der Reihe dieser Freunde standen Thomas Carlyle und dessen Bruder, Walter Scott, Southey, Wordsworth u. A. Goethe dankte für das Geschenk mit dem Gedichte: „An die neunzehn Freunde in England.“ *)

Es bleibt uns nun noch ein Herbst und ein Winter zu überblicken; denn ein nochmaliger Frühling sollte ihm nicht gegönnt werden. Er erfreute sich diese letzte Zeit seines Lebens hindurch einer guten Gesundheit und ungetrübten Gemüthsheiterkeit. Stellten sich auch allmählig bei ihm Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Glieder, Mangel an Gedächtniß für das Nächstvergangene und Schwerhörigkeit ein, so genoß er doch, zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, einer beneidenswerthen Fülle von Geistes- und Körperkraft. Ueber etwaige anregungslosere Stunden hob ihn der herzerquickende Anblick seiner fröhlich gedeihenden Enkel und die zärtliche Sorgfalt seiner Schwiegertochter, von deren „allerliebstem Benehmen“ er Zeltern nichts Näheres mittheilen wollte, „weil sich das Zarte nicht in Worten ausspreche“, sowie die liebevolle Theilnahme seiner Hausfreunde Meyer, Eckermann, Soret, Riemer u. A. hinweg. Die Schwiegertochter entzog sich, aus Liebe zu ihm, manchmal dem Gesellschaftsleben, begleitete ihn auf Spaziergängen und widmete ihm die

*) G.'s W. Bd. 6, S. 139.

Abende. Die frischern Stunden aber nutzte er nach wie vor zur Fortführung seiner Arbeiten. Namentlich griff er jetzt den vierten Theil von Wahrheit und Dichtung, dem er sich schon Ende März wieder zugewendet hatte, ernstlich an, und brachte ihn glücklich zu Ende. Dieser Theil war schon vor sehr geraumer Zeit begonnen, ja es scheint, daß Goethe gerade an der in ihm dargestellten Epoche seines Lebens sich zuerst als Biograph versucht habe.*) Als Eckermann das Werk zu Anfange des Jahres 1831 zur Durchsicht bekam, fand er einige Bücher schon so vollendet, daß sie nichts Weiteres wünschen ließen; an andern dagegen war noch ein Mangel an Congruenz wahrzunehmen, was er sich daraus erklärte, daß der Verfasser zu sehr verschiedenen Epochen an der Schrift gearbeitet hatte. Indessen scheint Goethe, nach dem Tone der gesammten Darstellung zu urtheilen, jetzt nochmals das Ganze überarbeitet zu haben. An die Schilderung Lili's gedachte

---

*) In einer aus Goethe's Tagebuch entnommenen Anmerkung zu einem Briefe Zelter's an ihn vom 25. Juli 1831 heißt es: „Zeltern hatte (ich) den Anfang meiner Biographie, den vierten Theil mitgetheilt;" und in einem Briefe Goethe's an Zelter, aus dem September darauf bezüglich: „Ich selbst habe mich wieder mit dem vierundzwanzigjährigen Manuscript, von dem Du einige Bogen gesehen hast, befreundet." Damit stimmt denn ungefähr wenigstens zusammen, was Riemer in seinen Mittheilungen (II, 611) sagt, daß, auf seine Ermunterung, Goethe bereits im August 1808 zu Karlsbad den Entschluß gefaßt, seine Confessionen zu schreiben und die Ausführung auf das folgende Jahr festgesetzt habe.

er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er, mit Anspielung auf die Ueberschrift der Schilderung einzelner Heldenkämpfe bei Homer, als die Aristeia bezeichnete. Dieser Plan mußte aber, weil sich nicht die günstige Stimmung einstellte, unausgeführt bleiben.

Werfen wir einen Blick auf Goethe's Lectüre in den langen Herbst- und Winterabenden, so finden wir diese der Gemüthsstimmung und Gedankenrichtung des auf ein reiches und schönes Leben zurückblickenden Greises ganz entsprechend. So las er gegen Anfang des Herbstes Cicero's Büchlein de senectute zum ersten Mal und fand es „allerliebst". Ueber Manches, was ihn nicht näher berührte, ging er flüchtiger hinweg, aber wie darin „dem Alter die Würde, die Achtung, die Verehrung, welche man ihm nach anständig vollbrachter Lebenszeit erweist, hoch angerechnet werde," hob er in einem Briefe an Zelter als besonders ansprechend hervor. „Das klingt nun freilich," fügte er hinzu, „aus dem Munde eines tüchtigen Römers, der in Sinn und Ton ganz herrlich von seinen Vorvordern spricht, so, daß man nicht viel taugen müßte, um nicht davon ergriffen zu werden." Anfangs October berichtete er an Zelter, daß Ottilie ihm Abends die Lebensbeschreibungen Plutarch's vorlese, und zwar zuerst die der Griechen, um zunächst in einem Local und bei einer Nation zu bleiben, später würden die Römer an die Reihe kommen. Diese Lectüre scheint sich durch ein Paar Monate hindurch fortgezogen zu haben; denn noch am 1. December schrieb er an Wilhelm von Humboldt: „Ich gestehe gern, daß in meinen Jahren mir Alles mehr und mehr historisch wird.

Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen, oder mir ganz nahräumlich, ist ganz Eins; ja, ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da man mir Abends den Plutarch vorliest, so komm' ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte." Im November war er durch eine von Hermann besorgte neue Ausgabe der Iphigenie in Aulis von Neuem auf Euripides hingewiesen worden, und beschloß den ganzen Winter hindurch nicht von ihm abzulassen. „Sein großes und einziges Talent," schrieb er an Zelter, „erregte zwar wie sonst meine Bewunderung; doch was mir diesmal hauptsächlich hervortrat, war das so grenzenlose als kräftige Element, worauf er sich bewegt. Auf den griechischen Localitäten und auf deren uralter mythologischen Legenden-Masse schifft und schwimmt er, wie eine Stückkugel auf einem Quecksilbersee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles ist ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältnisse; er darf nur zugreifen . . ." Dagegen kümmerte sich Goethe wenig um die politische Tagesgeschichte, so bewegt auch die Welt war, und legte die eingehenden Zeitungen, wie er es auch mehrmals in früheren Jahren gethan, ungelesen bei Seite. Er ließ sich durch seine Freunde den Ausgang, den Abschluß erzählen, „ohne sich über die mittlern Zweifel zu beunruhigen", und schämte sich fast noch, wenn er dachte, was für unnützen Antheil er der Belagerung von Missolounghi zugewandt. Wohl aber machte es ihm jetzt Vergnügen, einen Jahrgang Zeitungen von 1826 gebunden zu lesen, wobei es ihm denn klar wurde, „daß man durch diese Tagesblätter zum

Narren gehalten werde, und daß weder für ihn noch für seine Freunde, besonders im Sinn einer höhern Bildung, daraus das Mindeste abzuleiten sei." Für Projecte großer Friedenswerke jedoch, namentlich für Unternehmungen, worin Naturwissenschaft und Technik ihre Fortschritte bewähren konnten, interessirte er sich lebhaft; so sprach er mit Wärme über das Project eines Durchstichs der Landenge von Panama, der Kanalverbindung zwischen Donau und Main, zwischen dem Mittelmeer und dem rothen Meer, sowie er sich mit Rissen und Plänen großartiger Bauten, z. B. des Londoner Tunnels, lebhaft beschäftigte.

Am Schlusse des Jahrs, und zu Anfange des nächsten (1832) wandte sich Goethe wieder mit erhöhtem Eifer den Naturwissenschaften zu. Das Bewußtsein, in seinen morphologischen Prinzipien „mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern im Einklange zu sein", machte ihn überaus glücklich. Mußte er sich dagegen für seine Farbenlehre noch mit einer kleinern und stillern Gemeinde begnügen, so wußte er sich darüber ganz zu beruhigen. Er sah es sogar als ein Zeugniß für seine Lehre an, daß sich nunmehr „seit dreiundzwanzig Jahren die Gilden und Societäten immer dagegen wehrten, und in gräulicher Furcht davor waren." „Sie haben Recht," schrieb er an Zelter, „und ich lobe sie darum. Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen, der ihre Spinnweben früher oder später zu zerstören Miene macht?" Er redigirte jetzt mit Eckermann den historischen Theil der Farbenlehre, so wie er auch an einem Capitel über die Mischung der Farben, das Eckermann zur Aufnahme in den theoretischen

Theil bearbeitete, innigen Antheil nahm. Durch einen Brief von Sulpiz Boisserée angeregt, entwickelte er im Januar und Februar 1832 seine Theorie des Regenbogens, die in Goethes Werken unter die „Nachträge zur Farbenlehre“ aufgenommen ist.*) Den Streit der französischen Naturforscher Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire, dessen wir schon unter dem J. 1830 gedacht, hatte er seitdem nicht wieder außer Augen verloren und Manches darüber niedergeschrieben, mit dessen Redaction er schon Ende Octobers 1831 beschäftigt war. Es ging daraus der zweite Abschnitt des Artikels „Principes etc. par Geoffroy de Saint-Hilaire“**) hervor, der in gewisser Hinsicht zu den selbstbiographischen Arbeiten zu zählen ist, indem er „synchronistisch mit seinem Leben den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen er seine Jahre gewidmet, freilich nur im Allgemeinsten behandelt.“ Die Abhandlung gelangte erst kurz vor seinem Tode, im März 1832, zu völligem Abschlusse. Eine andere, eben dieser Zeit angehörige Abhandlung, „Ueber plastische Anatomie“, wurzelte eben so sehr in seinem Interesse für die plastische Kunst, wie in dem für Anatomie.***) Ueberzeugt, daß vorzüglich in Berlin die Mittel und der Wille vorhanden seien, diese „nationale, ja kosmopolitische“ Angelegenheit zu fördern, wandte er sich deßhalb in einem Schreiben vom 4. Februar an den dortigen Geheimrath Beuth. Von seiner fort-

*) G.'s W. Bd. 40, S. 97 ff.

**) Ebendas. S. 499 ff.

***) Vergl. Thl. III, S. 144.

dauernden Theilnahme an Mineralogie zeugte eine am 6. Januar an David Knoll, den Besitzer der Joseph-Müller'schen Sammlung, gesandte Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Schrift über diese Sammlung, so wie ein Vorwort zu der Knoll'schen Sammlung von Sprudelsteinen. Die meteorologischen Beobachtungen hatte er in der letzten Zeit eingestellt, so wie auch auf seine Anordnung jetzt die meteorologischen Anstalten im Großherzogthum eingezogen wurden. Er war der Ansicht, daß, „wenn gleich dadurch für die Wissenschaft manche Resultate gewonnen worden seien, deren Anerkennung in der Folge sich von bedeutendem Einfluß erweisen werde, doch fernerhin auf diesem Wege vorerst nichts weiter zu erreichen sei."

Wie die Naturwissenschaft, so warf auch die Kunst noch auf seine letzten Lebenstage ihre erheiternden Strahlen. Im März sandte ihm Zahn eine ausführliche Zeichnung der in Pompeji neu ausgegrabenen Casa di Goethe und zugleich eine Nachbildung im Kleinen eines darin aufgefundenen Mosaikgemäldes. „Man muß sich hüten," schrieb darüber Goethe am 11. März an Zelter, „daß es uns nicht wie Wielanden gehe, bei dessen zarter Beweglichkeit das Letzte, was er las, alles Vorhergehende gleichsam auslöschte; denn hier möchte man wohl sagen, dergleichen von malerischer Composition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Alterthum nichts überkommen." Mit großer Lebendigkeit unterhielt er sich über diesen Gegenstand am 15. März mit der Großherzogin, die, wie gewöhnlich Donnerstags, in den Mittagsstunden ihm einen Besuch machte. Auch noch Mittags bei Tische, wo er sich ungemein

munter und aufgeräumt zeigte, waren Pompeji und die Zahn'schen Sendungen ein Hauptgegenstand seines Gesprächs mit Meyer. Die bildende Kunst, die lebenslang der Gegenstand seiner sehnsüchtigen Liebe gewesen war, verschönerte ihm wie zum Dank die letzten guten Stunden, die er genießen sollte.

Nach Tische beschloß er, trotz des sehr kalten und windigen Wetters, eine Spazierfahrt zu machen. Auf dieser, oder vielleicht schon vor dem Ausfahren, beim Hinübergehen aus dem, wie gewöhnlich, stark geheizten Arbeitszimmer über die kalte Flur in die straßenwärts gelegenen Gesellschafszimmer, zog er sich wahrscheinlich eine Erkältung zu. Während der Rückkehr von der Spazierfahrt fühlte er sich unbehaglich, aß nachher wenig und ohne rechten Appetit, suchte zeitig das Bett und brachte eine größtentheils schlaflose Nacht unter häufigem trockenem Hüsteln, Frost mit Hitze wechselnd, und Schmerzen in der Brust zu. Als sein geliebtes „Wölfchen" Morgens kam, um der Gewohnheit nach mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bette. Der um 8 Uhr Morgens herbeigerufene Hausarzt Hofrath Vogel ward besonders durch den matten Blick des Kranken und die Trägheit der sonst immer hellen und mit eigenthümlicher Lebhaftigkeit beweglichen Augen betroffen. Zu andern Krankheitserscheinungen gesellte sich Wüstheit des Kopfes, auffallend vermehrte Schwerhörigkeit, Unruhe bei Zerschlagenheit der Glieder und das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Lebensjahre in allen Krankheiten an die Stelle eines früher in ähnlichen Fällen gezeigten aufbrausenden Unmuthes getreten war, und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn

man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt." Auf die angewandten Heilmittel zeigte schon am Abend das Uebel eine bessere Gestalt; der Kopf war freier, das Gemüth heiterer, der Blick lebhafter. Nach 6 Uhr nahm Goethe, wie Dienstags und Freitags gewöhnlich, den Besuch Riemer's an, und ließ sich durch denselben einige Zeit von Sprachstudien unterhalten.

Sonnabend den 17. März fand der Arzt die Besserung vorgeschritten. Die Schwerhörigkeit war vermindert, der Husten mäßiger, das tiefe Seufzen — eine gewöhnliche Erscheinung in Goethe's Krankheiten — seltener als am gestrigen Tage. Beim Abendbesuch zeigte der Patient Neigung zu leichter Conversation, die er schon wieder auf die in gesunden Tagen gewohnte Art mit Scherzen würzte. Wenn das Datum richtig wäre, so müßte Goethe an diesem Tage einen gehaltvollen Brief an Wilhelm von Humboldt geschrieben oder wenigstens geschlossen haben, allein der Umstand, daß in dem Schreiben der Erkrankung keine Erwähnung geschieht, läßt vermuthen, daß statt des 17. März der 11. zu lesen ist, unter welchem Datum er auch zum letzten Male an Zelter schrieb.

Nach einem ruhigen Schlafe konnte der Kranke Sonntag den 18. schon einige Stunden außerhalb des Bettes zubringen. Der Genuß des Kaffee's zum Frühstück, der gewöhnliche Würzburger Wein und etwas Fisch und Braten zum Mittagstisch wurden vom Arzt bewilligt. Als dieser ihn Abends besuchte, war Goethe sehr gesprächig und pries besonders in einem langen launigen Sermon den bei ihm angewandten Goldschwefel,

nach dessen Herkommen, Bereitungsart und ärztlichem Gebrauch er sich umständlich erkundigte.

Die Nacht zum Montag war wieder ruhig; Morgens traf Vogel den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte eben in einem französischen Hefte gelesen, fragte gewohnter Weise nach mancherlei Vorfällen und äußerte große Lust nach dem zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira, das ihm denn auch gewährt wurde. Gegen Abend fand ihn der Arzt bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während der Krankheit in den ihnen beiden untergebenen Departements ereignet hatte, und zeigte ihm die Berliner Cholera-Medaille, worüber Goethe sich in sehr witzigen Bemerkungen ergieng, indem er zugleich spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte. Er äußerte sich besonders sehr vergnügt darüber, daß er am folgenden Morgen wieder im Stande sein würde, sein gewohntes Tagewerk vorzunehmen. Aber, als ob ihn doch die Ahnung beschlichen hätte, daß „zwischen heut und morgen eine lange Frist liegt", kam er auf die von ihm gepflegten Anstalten und einzelne dabei Angestellte, die er schon früher wiederholt an Vogel empfohlen hatte, im Lauf der Unterhaltung zurück, und theilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Absichten, Pläne und Hoffnungen im Zusammenhange und ausführlich mit. „Wer ihn da," fügt Vogel hinzu, „so wie bei frühern ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte, wem die vielfältiges Zeugniß enthaltenden Acten offen ständen, wer endlich, wie ich, so mancher Wohlthaten, die Goethe aus eigenem Antrieb und

Vermögen Hülfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, daß der so häufige als lieblose Vorwurf, der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe Anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus grobem Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verläumdung, oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könne. Allerdings war ihm gewöhnliche Bettelei und ungehörig erzwungene Wohlthätigkeit in hohem Grade zuwider, und gern vermied er — überall ein in Folge unangenehmer Erfahrungen vielleicht zu unbedingter Liebhaber des Geheimnisses — bei Austheilung seiner Wohlthaten jede Ostentation."

In der Nacht vom 19. auf den 20. März nahm die Krankheit plötzlich einen bedrohlichen Charakter an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Miternacht auf und empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später am übrigen Körper, von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender, reißender Schmerz, der, von den Gliedmaßen anfangend, binnen Kurzem die äußern Theile der Brust ergriff und Athem-Beklemmung, Angst und Unruhe herbeiführte. Obwohl die Zufälle immer heftiger wurden, erlaubte der sonst bei den geringsten Beschwerden nach ärztlicher Hülfe verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, den Arzt zu rufen, „weil ja nur Leiden aber keine Gefahr vorhanden sei." Erst Morgens halb neun Uhr ward Vogel herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartete ihn. Fürchterliche Angst trieb den sonst nur in gemessenster Haltung sich bewegenden Greis mit

jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage vergebens Linderung suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Der Schmerz, der sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre lividen Höhlen gesunken, matt und trübe, der ganze eiskalte Körper troff von Schweiß, der Durst war qualvoll. Mühsam ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz im Anzuge sein.

Durch schnelles, kräftiges Einschreiten hatte der Arzt nach anderthalb Stunden die drohendsten Symptome beseitigt, und gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Den bequemen Lehnstuhl, worin sich die große Angst zuerst gelegt hatte, vertauschte der Kranke nicht wieder mit dem Bette. Er sprach Einiges mit Ruhe und Besonnenheit, und es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, daß im Lauf des Tages ein höchstes Rescript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er sich angelegentlich verwandt hatte, bewilligte. Er hatte an diesem Tage noch, ohne Vorwissen des Arztes, die Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine ihrer künstlerischen Ausbildung in der Fremde obliegende talentvolle junge Weimaranerin, für welche er stets väterlich bedacht war, mit zitternder Hand unterschrieben. Es war dies seine letzte Amtshandlung, das letzte Mal, daß er seinen Namen schrieb. Das Blatt wird

unter andern, dem Andenken Goethe's geweihten Dingen auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrt.

Am folgenden Morgen nahm die Besserung bis gegen eilf Uhr Vormittags deutlich zu; von da verschlimmerte sich das Befinden; die äußeren Sinne begannen zuweilen ihren Dienst zu versagen, es stellten sich Momente von Unbesinnlichkeit ein, und dann und wann ließ sich ein leises Rasseln in der Brust vernehmen. Indeß schien Goethe an diesem Tage wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit zu empfinden. Fortwährend ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich und immer deutlich auf die an ihn gerichteten Fragen, deren jedoch der Arzt, um jede die Sanftheit des unvermeidlichen Scheidens störende Aufregung zu vermeiden, nur wenige gestattete. Er ließ sich von seinem Bedienten einen Tisch hinstellen und Salvandy's Buch bringen, begann auch darin zu blättern, fühlte sich aber zu schwach zum Lesen und legte es wieder von sich. Zufällig langte an dem Tage von Eisenach das lange für ihn bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, Gemahlin des französischen Gesandten, an. Es wurde dem Kranken mit Erlaubniß des Arztes gezeigt. Nachdem er es eine Weile mit Wohlgefallen betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muß man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat." Zum Gegengeschenk hatte er einen Abdruck seines nach Stieler lithographirten Bildes bestimmt; er äußerte, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er gleich nach seiner Wiederherstellung darunter schreiben wollte. Spät Abends verlangte er das Verzeichniß derer, die sich im Laufe des Tages nach seinem Befinden erkundigt hatten, und

bemerkte nach dem Durchlesen, man dürfe die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Am Tage hatte er wiederholt das Bedauern geäußert, seine Freunde nicht empfangen zu können. Die Seinigen mußten sich alle zur Ruhe begeben, auch den vom Nachtwachen erschöpften Bedienten hieß er auf dem neben ihm stehenden Bette sich niederlegen. Zu seinem Copisten John, der in der Nacht bei ihm blieb, sagte er wiederholt: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein paar Tage dauern." Man hat diese Worte wohl auf ein Vorgefühl seiner nahen Auflösung gedeutet; allein Vogel widerspricht dieser Ansicht, und berichtet, daß Goethe in seinen letzten Stunden mehrmals deutliche Beweise von Hoffnung auf Genesung, und zwar unter Umständen gegeben, welche die Vermuthung, er habe nur die Seinigen beruhigen gewollt, als ganz unwahrscheinlich darstellen. Noch am folgenden Morgen äußerte er gegen seine Schwiegertochter, der April bringe bisweilen manche schöne Tage, dann gedenke er sich durch Bewegung im Freien wieder zu kräftigen. An eben diesem Morgen ließ er sich in seinem Lehnsessel aufrichten und that einige Schritte auf sein Arbeitszimmer zu, fühlte sich aber zu matt und kehrte zu seinem Sitze zurück. Später wiederholte er noch einige Male den Versuch, sank aber sogleich wieder in den Lehnstuhl. Die Freunde ließ man nicht zu ihm, selbst den Besuch des Großherzogs wollte der Arzt nicht gestatten; es befanden sich im Krankenzimmer nur seine Schwiegertochter, seine Enkel, der Arzt und der Bediente. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen; er bat sie, neben ihm niederzusitzen und hielt ihre Hand

lange in der seinigen. Bisweilen spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht," sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem Colorit — auf dunklem Hintergrunde!" Ein andermal, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah, fragte er, warum man Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse, man möge den doch aufheben. Aus einem leichten Schlummer erwachend, verlangte er eine Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision gesehen zu haben glaubte.

Nach und nach wurde die Sprache immer mühsamer und undeutlicher. „Mehr Licht!" waren, wie man erzählt, die letzten vernehmlichen Worte des Mannes, der sein Leben lang ein Feind aller Finsterniß, ein Freund des Lichtes in jedem Sinne gewesen war. Als die Zunge dem noch immer sich regenden Geiste den Dienst versagte, malte er noch, wie auch wohl früher, wenn irgend ein Gegenstand seine Gedanken lebhaft beschäftigte, mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, mit den abnehmenden Kräften immer tiefer, endlich auf die über seinen Schooß gebreitete Decke. Vogel unterschied mit Bestimmtheit einigemal den Buchstaben W. und Interpunktionszeichen.

Um halb zwölf Uhr Mittags drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls und schlummerte sanft hinüber. Lange währte es, ehe sich die Umstehenden der Ueberzeugung hingeben konnten, daß Goethe ihnen und der Welt entrissen sei. Es war der 22. März, derselbe Tag, ja dieselbe Stunde, in der vor dreizehn Jahren sein langjähriger Freund und Amtsgenosse, der Minister von Voigt, verschieden war.

Goethe hatte diesen Tag, an dem vor sieben Jahren ein Brand das Weimarische Theater vernichtete, längst als einen Unglückstag betrachtet und so soll er auch an seinem Sterbetage mehrmals gefragt haben, der wievielste des März heute sei.

Am nächsten Morgen nach Goethe's Tode fühlte sich Eckermann von tiefer Sehnsucht ergriffen, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Der treue Diener des Verblichenen schloß ihm das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichtes. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Eckermann hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte ihn, sie abzuschneiden. Der Körper lag nackt, in ein weißes Betttuch gehüllt; große Eisstücke hatte man in der Nähe umhergestellt, um den Körper so lange als möglich frisch zu erhalten. Der Diener schlug das Tuch auseinander und Eckermann erstaunte über die Pracht der Glieder. „Die Brust," erzählt er, „überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös, die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wandte mich ab, um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen."

Die Begräbnißfeier, der eine öffentliche Ausstellung der

Leiche voranging, entsprach der Verehrung und Liebe, die der Verblichene im Leben genossen hatte. Am 26. März, Nachmittags fünf Uhr, bewegte sich der lange Trauerzug von der Goethe'schen Wohnung am Frauenthor nach der Großherzoglichen Todtenkapelle auf dem neuen Gottesacker. Der Sarg von antiker Form, nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als Schiller's Ueberreste in der Fürstengruft beigesetzt werden sollten, ward, mit einem Lorbeerkranz und mit weimarischen, russischen, französischen, österreichischen und baierischen Orden geschmückt, in der Mitte der Capelle auf eine Erhöhung gestellt, während Goethe's Logenlied, von Zelter componirt: „Laßt fahren hin das Allzuflüchtige" von einem Chore gesungen ward. Der Generalsuperintendent Dr. Röhr hielt die Grabrede. Dann folgte ein Gesang von Hummel componirt, worauf der Kanzler von Müller mit einer kurzen Anrede den Sarg an den großherzoglichen Hofmarschall zur Beisetzung in der fürstlichen Gruft übergab. Dort ruht seine Leiche neben dem unvergeßlichen Fürstenpaare Karl August und Luise und neben Schiller, dem ebenbürtigsten seiner Freunde.

Die an seinem Begräbnißtage geschlossene Bühne wurde am 27. mit einer Aufführung des Tasso wiedereröffnet. Am Schlusse des Stückes sprach der Schauspieler Dürand einen trefflichen, vom Kanzler von Müller gedichteten Epilog, der die Gemüther aller Zuhörer tief ergriff.

Wir schildern nicht den Eindruck, den die Trauerkunde in dem ganzen Vaterlande und weit über die Grenzen desselben hinaus erregte. Ein paar tiefempfundene Worte zweier eng=

verbundenen Freunde, die ihm beide noch im Laufe desselben Jahres im Tode nachfolgten, mögen unsere Darstellung beschließen. Meyer schrieb in das Stammbuch einer Freundin:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe,
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe,

und Zelter, von dem ein gerade an Goethe's Sterbetage geschriebener jovialer Brief am Begräbnißtage einlief, antwortete dem Kanzler von Müller auf die Mittheilung der Todesnachricht: „Was soll ich Ihnen von mir sagen? . . . Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nacheinander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat . . . Ich bin wie eine Wittwe, die ihren Mann verliert, ihren Herrn und Versorger! Und doch darf ich nicht trauern; ich muß erstaunen über den Reichthum, den er mir zugebracht hat. Solchen Schatz hab' ich zu bewahren und mir die Zinsen zu Kapital zu machen. — Verzeihen Sie, edler Freund, ich soll ja nicht klagen, und doch wollen die alten Augen nicht gehorchen und Stich halten. Ihn aber habe ich auch einmal weinen gesehen, und das muß mich rechtfertigen."







